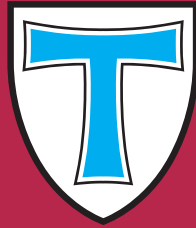


Jahrgang 46 | 2013

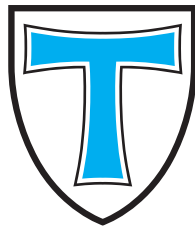


Gießener Universitätsblätter



Jahrgang 46 | 2013

**Herausgegeben von der
Gießener Hochschulgesellschaft**



Gießener Universitätsblätter

**Druck und Verlag:
Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen**

**Wir danken allen Firmen, die unsere Förderbemühungen durch Anzeigenaufträge unterstützen.
Unsere verehrten Leser bitten wir, die Anzeigen zu beachten.**

Inserenten: *Gießener Anzeiger*
 Stadtwerke Gießen
 Möbelstadt Sommerlad
 Sparkasse Gießen

*Umschlaggestaltung: Porträt-Kollage,
zusammengestellt aus den Beiträgen „Gießener, die Geschichte schrieben“.*

Herausgeber Gießener Hochschulgesellschaft

Schriftleitung Prof. Dr. Peter von Möllendorff
 Institut für Altertumswissenschaften
 Justus-Liebig-Universität
 Philosophikum I, Otto-Behaghel-Straße 10 G
 35394 Gießen
 peter.v.moellendorff@klassphil.uni-giessen.de

Redaktion Dr. Angelika Müller-Scherf
 Postfach: Ludwigstraße 23
 35392 Gießen
 Telefon 06409 804312
 dr@angelika-mueller-scherf.de

Druck und Verlag Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

ISSN 0533-8689

Inhalt

I. Berichte aus Universität und Stadt

Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrats und des Vorstandsvorsitzenden der GHG	7
Bericht des Präsidenten der JLU	11
Bericht der Oberbürgermeisterin der Universitätsstadt Gießen	17

II. Themenschwerpunkt: Gießener, die Geschichte schrieben

<i>Florian Greiner, Dirk van Laak:</i> Einführung	25
<i>Manfred Kröger:</i> Pioniere	29
<i>Eva-Marie Felschow:</i> Kämpferinnen	41
<i>Claus Leggewie:</i> Politiker	57
<i>Dagmar Klein:</i> Couragierte	65
<i>Heinhard Steiger:</i> Juristen	77
<i>Rolf Haaser:</i> Literaten	95
<i>Horst Carl:</i> Geschichtsdeuter	107
<i>Friedhelm Häring:</i> Illusionisten	119

III. Berichte aus geförderten Projekten

<i>Anna Oeste:</i> Der Winckelmann-Cup zu Gast in Gießen	135
<i>Heiner Goebbels:</i> „Better than Disneyland.“ Die Förderung von künstlerischen Projekten von Studierenden der Angewandten Theaterwissenschaft an der Justus-Liebig-Universität durch die Gießener Hochschulgesellschaft 2012	139

Anna-Lena Glanz, Wiebke Nierste, Sabine Schmitt und Lisa-Kristin Weis:
„Ich lese, also bin ich‘. – Medien der Schriftlichkeit und ihre Rezipienten im Wandel“.
Bericht zum vierten Gießener IGNIS-Studierendenkolloquium
vom 11. bis 13. Mai 2012 im Alexander-von-Humboldt-Haus der JLU Gießen 143

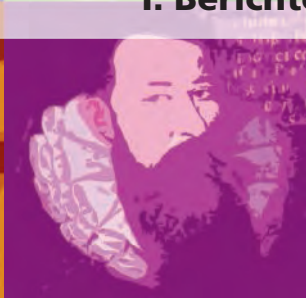
Julia Wilke:
Konferenz der Lehrenden der Geistigbehindertenpädagogik
an wissenschaftlichen Hochschulen in deutschsprachigen Ländern (KLGH)
vom 7. bis 9. 6. 2012 in Gießen 147

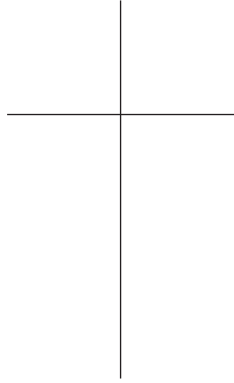
IV. Personalia 153

V. Biographische Notizen 159



I. Berichte aus Universität und Stadt





EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert
um ihre verstorbenen Mitglieder

Prof. Dr. E. G. Beck

Prof. Dr. Gernot Born

Prof. Dr. Josef Breburda

Prof. Dr. Lothar Bredella

Prof. Dr. Eva Degkwitz

Dr. Walter Deuss

Prof. Dr. Leonhard Illig

Prof. Dr. Konrad Mengel

Prof. Dr. Wilhelm Möller

Prof. Dr. Arthur Scharmann

Prof. Dr. Theodor Schließer

Prof. Dr. Lore Steubing

Dr. Bernhard Thimm

Dr. Hans-Joachim Weimann

Bericht über die Arbeit der Gießener Hochschulgesellschaft

Der gemeinsame Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrates und des Vorsitzenden des Vorstands in den Gießener Universitätsblättern resümiert die Entwicklung des zurückliegenden Jahres. Weitere Informationen finden Sie unter www.giessener-hochschulgesellschaft.de.

Leistungen der Hochschulgesellschaft

Die gute Zusammenarbeit zwischen Universität und Hochschulgesellschaft wurde im Berichtsjahr kontinuierlich fortgesetzt. Die gemeinsamen Veranstaltungen – das Sommerfest der Universität und die Semester-Abschlusskonzerte des Universitätsorchesters – waren erneut sehr gut besucht. Anlässlich des Akademischen Festaktes der Universität wurden auch 2012 dank der finanziellen Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft acht hervorragende Dissertationen mit einem Preis in Höhe von jeweils 500 Euro ausgezeichnet:

- *Sektion Rechtswissenschaft und Wirtschaftswissenschaften*: Dr. Julian Holler: Hedge Funds – A Theoretical and Empirical Analysis from the Perspective of Asset Management and Corporate Governance. Betreuer: Prof. Dr. Wolfgang Bessler.
- *Sektion Sozial- und Sportwissenschaften sowie Psychologie*: Dr. Daniel Sinner: Prävention von Rechenschwäche durch ein Training mathematischer Basiskompetenzen in der ersten Klasse. Betreuer: Prof. Dr. Marco Ennemoser.
- *Sektion Sprach-, Literatur-, Kultur- und Geschichtswissenschaften*: Dr. des. Eva Maria Gajek: Kulturelle Re-Integration? Die Olympischen Spiele von Rom (1960) und München (1972) als transnationale Medienereignisse. Betreuer: Prof. Dr. Frank Bösch.



- *Sektion Naturwissenschaften*: Dr. Nicole Graulich: Heuristic Chemistry. Betreuer: Prof. Dr. Peter R. Schreiner.
- *Sektion Agrarwissenschaften, Ökotoxologie und Umweltmanagement*: Dr. Isabella Jasmin Giambra: Ovine Milk Proteins: DNA, mRNA, and protein analyses and their associations to milk performance traits. Betreuer: Prof. Dr. Georg Erhardt.
- *Sektion Veterinärmedizin, Tierbiologie, Medizin, Zahnmedizin und Humanbiologie*: Dr. Philipp-Sebastian Koch: PTP1P51 in human cancer. Betreuerin: Prof. Dr. Monika Wimmer-Röll.
- *Sektionsunabhängig*: Dr. Thorben Klopp: Der Compliance-Beauftragte: Arbeitsrechtliche Stellung und Funktion in der Compliance. Betreuer: Prof. Dr. Wolf-Dietrich Walker.
- *Sektionsunabhängig*: Dr. Esther Jortzik: Characterization of redox interactions in malaria parasites. Betreuerin: Prof. Dr. Katja Becker.

Im Jahr 2012 haben wir 26 Anträge mit insgesamt 23.725 Euro unterstützt. Gegenüber dem Vorjahr (29 Anträge, 25.414 Euro) war das Fördervolumen etwas geringer, was uns für 2013 eine Reserve verschafft. Hierin spiegeln sich einerseits die zeitlichen Schwan-

kungen der Förderanträge, andererseits aber auch ihre inhaltliche Überzeugungskraft. Die Gießener Hochschulgesellschaft hilft bei der Durchführung von Projekten, die trotz erkennbarer Bemühungen um Ausschöpfung der üblichen Fördermöglichkeiten sowie zumutbarem Einsatz von Haushaltsmitteln und Eigenanteilen nicht ausfinanziert sind. Gemäß der Satzung stehen dabei Forschung und Lehre sowie nationale und internationale Kommunikationsmöglichkeiten der Justus-Liebig-Universität Gießen im Fokus. Diese Aufgabenstellung ist bewusst allgemein gehalten, so dass der Vorstand im Einzelfall flexibel entscheiden kann, aber auch sorgfältig abwägen muss, ob und in welchem Maße ein Projekt gefördert werden soll. Zu den Regeln, die im Zeitablauf entwickelt wurden, um ein systematisches Vorgehen zu gewährleisten, gehört etwa der Beschluss, angesichts der Vielzahl potenzieller Anträge und der begrenzten Mittel der Hochschulgesellschaft keine Publikationen zu fördern. Auch die Finanzierung von Repräsentationskosten sehen wir nicht als Hauptaufgabe an. Zudem bemühen wir uns um eine breite Förderung, was einer wiederholten Beihilfe für gleichartige Anträge entgegensteht.

Entwicklung der Hochschulgesellschaft

Die Arbeit der Gießener Hochschulgesellschaft fußt auf den Beiträgen der Mitglieder und einmaligen Spenden für Verein oder Stiftung. Dem Deutsch-Türkischen Ärzteverein, der im Juli 2012 aufgelöst wurde, und seinem Vorsitzenden Prof. Dr. Henning Stürz sind wir für eine Spende in Höhe des Vereinsvermögens von 9.000 Euro zu besonderem Dank verpflichtet. Die Mitgliederzahl war im Jahr 2012 mit 588 gegenüber 603 leicht rückläufig (9 Eintritte, 14 Austritte, 10 verstorbene Mitglieder). Die angegebenen Motive für einen Austritt sind vorwiegend der Wegzug aus der Region oder der Übergang in den Ruhestand. Die Vergrößerung der Mitgliederzahl hat weiterhin hohe Priorität, denn sie entscheidet über die Reichweite unserer Tätigkeit.

Universität und Hochschulgesellschaft können hierbei nur gemeinsam erfolgreich sein. Daher ist es angebracht, die Aktivitäten der Freunde und Förderer mit der Justus-Liebig-Universität abzustimmen. In einem Strategiegespräch wurden Anfang dieses Jahres die Perspektiven der Zusammenarbeit erörtert. Wir wollen u.a. den Verwaltungsrat der GHG durch neue Mitglieder aus Politik und Wirtschaft erweitern, die Präsenz bei öffentlichen Anlässen ausbauen und die Alumni-Aktivitäten verstärken, auch um neue Mitglieder für die Hochschulgesellschaft zu gewinnen.

Mit der Wahl zum ersten Vizepräsidenten der Universität wurde Prof. Dr. Adriaan Dorresteyn ab 16. Dezember 2012 Nachfolger von Prof. Dr. Eva Burwitz-Melzer im Vorstand der Gießener Hochschulgesellschaft. Die Mitgliederversammlung wählte am 26. November 2012 Prof. Dr. Ute Leonhäuser als Nachfolgerin des Ehrenpräsidenten Prof. Dr. Dietger Hahn in den Beirat der Stiftung der Gießener Hochschulgesellschaft. Die weiteren gewählten Beiratsmitglieder Dr. Barbara Watz und Prof. Bernd Hoffmann wurden für eine zusätzliche Amtszeit bestätigt. Die Mitglieder sprachen sich mehrheitlich für eine Rückkehr zum alten Sommertermin aus, so dass die Mitgliederversammlung in diesem Jahr voraussichtlich am 28. Juni 2013 stattfinden wird.

Nach 38-jähriger Tätigkeit bei der Brühlschen Universitätsdruckerei geht Rainer Mandler in den Ruhestand. Als Assistent in der Kundenbetreuung hat er den Druck der Gießener Universitätsblätter über fast zwanzig Jahre hinweg vorbereitet. Schriftleitung und Redaktion konnten von seinem Fachwissen viel lernen, und oftmals nahmen ihre Ideen unter seinen Händen erst umsetzbare Gestalt an. Die Universitätsblätter wären ohne ihn nicht das, was sie sind, und die aktuelle Ausgabe bildet mit ihrem besonderen Themenschwerpunkt „Gießener, die Geschichte schrieben“ sowie der Sonderbeilage mit Texten von Reinhard Jirgl einen gelungenen Abschluss. Der Vorstand der Gießener Hochschulgesellschaft dankt Herrn Mandler sehr herzlich für seine

stets effiziente, harmonische und freundliche Beratung und wünscht ihm für seinen Ruhestand alles Gute.

Wir danken auch allen Mitgliedern und Spendern, die unsere Arbeit unterstützen,

und wir hoffen, neue Freunde und Förderer zu gewinnen, die mit der Gießener Hochschulgesellschaft zur Zukunftssicherung von Forschung und Lehre an der Justus-Liebig-Universität beitragen wollen..

Prof. Dr. Wolfgang Scherf
Vorsitzender des Vorstands

Manfred Siekmann
Präsident des Verwaltungsrats

UNSER STROM AUS UNSERER REGION. WIR HABEN GIESSENER GRÜNSTROM.



Gießener Grünstrom – unsere Privatkunden müssen sich um nichts kümmern. Sie haben ihn schon.

Beim Einkaufen achten wir besonders auf regionale Produkte. Das Gleiche machen wir beim Strom. Unser Gießener Grünstrom kommt zu fast 40% aus unserer Region. Die SWG kümmern sich darum – wir müssen nichts dafür tun. Das finden wir richtig klasse! Danke, SWG – für ein Stück Heimat aus der Steckdose.

www.giessener-gruenstrom.de

MIT ENERGIE. FÜR DIE REGION.

Stadtwerke Gießen
SWG

Bericht des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität für die Gießener Hochschulgesellschaft 2012

Das Jahr 2012 war an der Justus-Liebig-Universität (JLU) durch Entwicklungen in verschiedenen Bereichen geprägt. Von der Universitätsmedizin über Erfolge und Herausforderungen in Forschung und Lehre, der Gleichstellung, Internationalisierung und die bauliche Entwicklung war es ein ereignisreiches Jahr.

Im neuen Förderatlas der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), in dem die Drittmittelerfolge der Jahre 2008 bis 2010 ausgewertet wurden, wird die Gießen-Marburger Universitätsmedizin auf einem hervorragenden siebten Platz unter allen deutschen universitätsmedizinischen Standorten geführt. Ohne Zweifel ist dieser Erfolg unter bestimmten Voraussetzungen noch weiter ausbaufähig: Zum einen muss die „strukturierte Kooperation“ zwischen den Medizin-Fachbereichen in Marburg und Gießen, die vor drei Jahren etabliert wurde, weiter intensiviert werden – zum Beispiel im Hinblick auf eine abgestimmte Berufungsplanung zwischen den Hochschulleitungen und Dekanaten für die in diesem Jahrzehnt anstehenden Neu- und Wiederbesetzungen von Professuren. Zum anderen benötigt die JLU dringend wieder geordnete und langfristig verlässliche Verhältnisse beim Universitätsklinikum Gießen und Marburg. Ausgelöst durch unbedachte Äußerungen und inakzeptable Planungsgrößen von Seiten der Rhön-Klinikum AG war im Februar eine instabile Situation bei der UKGM GmbH entstanden, die sich durch gescheiterte Übernahmeangebote und öffentliche Diskussionen um die Partikeltherapie, die Rückkehrer in den Landesdienst sowie tatsächliche und vermeintliche Missstände im Klinikumsbetrieb zunächst nicht bessern konnte. Glücklicherweise jedoch wurde nach intensiven Gesprächen zwischen der Landesregierung und der Rhön-Klinikum AG, unter Beteiligung der beiden Universitäten und Dekana-



nate, eine „Gemeinsame Vereinbarung über die medizinische Versorgung Mittelhessens, die Sicherstellung von Forschung und Lehre an den Universitätskliniken Gießen und Marburg und die Verbesserung der Arbeitsplatzsicherheit“

geschlossen. Es bleibt zu hoffen, dass diese Vereinbarung der Ausgangspunkt für eine erfolgreiche Wiederaufnahme des Projekts „UKGM 2.0“, wie es Prof. Dr. Werner Seeger als Ärztlicher Geschäftsführer treffend bezeichnete, sein wird.

Die strukturierte Kooperation in der Medizin zwischen den Universitäten Marburg und Gießen stand Pate für eine neue Form der verbindlichen Zusammenarbeit zwischen der JLU und der Philipps-Universität Marburg in der Verbundforschung: die Gründung der „Forschungsallianz der Universitäten Gießen und Marburg“. Mit dieser Forschungsallianz wollen wir in einem immer härter werdenden Wettbewerb um Verbundforschungsmittel die Potentiale und Expertisen bündeln und die Kooperation zwischen Marburger und Gießener Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in verschiedenen Aktionsfeldern ausbauen und strategisch weiterentwickeln – neben der Biomedizin unter anderem in den Neurowissenschaften und der Psychologie, in den Materialwissenschaften und in den Geschichts- und Sozialwissenschaften. Hierzu werden eine gemeinsame Strategiekommission und ein wissenschaftlicher Beirat den beiden Präsidien zur Seite stehen. Die gemeinsamen Forschungserfolge des Jahres 2012 zeigen, dass die Zusammenarbeit

ein zukunftsweisendes Erfolgsmodell für beide Partner ist. So sind Gießen und Marburg gemeinsam Partnerstandort in zwei der sechs neuen Nationalen Gesundheitsforschungszentren, die Anfang des Jahres gegründet wurden. Im Jahr 2012 wurde darüber hinaus von der DFG ein weiterer gemeinsamer Sonderforschungsbereich in der Virologie bewilligt: Acht Millionen Euro fließen in den nächsten Jahren in die Erforschung des Metabolismus viraler RNA. Ebenso hat die DFG ein gemeinsames Graduiertenkolleg in der Psychologie mit dem Titel *The Brain in Action* bewilligt. Schließlich wurden zwei gemeinsame Voranträge für Sonderforschungsbereiche in den Geschichtswissenschaften und in der Psychologie positiv beschieden und die federführenden Wissenschaftler zur Erstellung von Einrichtungsanträgen aufgefordert. All dies sind Belege für die Richtigkeit der Forschungsallianz Gießen-Marburg.

Natürlich arbeitet die Justus-Liebig-Universität darüber hinaus eng mit anderen starken Partnern zusammen – und auch in anderen Verbänden und Netzwerken gab es 2012 große Erfolge. Von besonderer Bedeutung war der erneute Doppelerfolg in der Exzellenzinitiative des Bundes: Das *Excellence Cluster Cardio-Pulmonary System* (ECCPS), ein Gemeinschaftsprojekt mit dem Max-Planck-Institut in Bad Nauheim und der Universität Frankfurt, wird auch in den kommenden fünf Jahren umfangreiche Fördermittel erhalten. Eine besondere Ausbauperspektive für die Zukunft ist die strategische Partnerschaft, die das ECCPS mit dem Imperial College London eingehen wird. Ebenso gelang es, die Gutachter von dem bisherigen Erfolg und den zukünftigen Zielen des *International Graduate Centre for the Study of Culture* (GCSC) zu überzeugen. Für diese erneute Bewilligung spielte sicherlich auch die enge Zusammenarbeit mit sehr renommierten Graduiertenschulen in Europa sowie dem Herder-Institut in Marburg eine ganz wesentliche Rolle. Mit diesem Doppelerfolg ist die JLU die einzige Hochschule in Hessen, die sowohl in der ersten als auch in der zweiten Förderlinie der Exzellenzinitiative gefördert wird. Bei aller Freude über die Erfolge gilt es zu beachten, dass es sich bei

der Exzellenzinitiative um befristete Projektmittel handelt. Es muss entsprechend eine Lösung für die Weiterführung der erfolgreichen Leuchtturmprojekte nach dem Auslaufen der Förderung im Jahre 2017 gefunden werden.

Es würde den Rahmen sprengen, an dieser Stelle alle weiteren großen Projektbewilligungen und Auszeichnungen für einzelne Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des vergangenen Jahres zu nennen – von der Verlängerung eines Sonderforschungsbereiches in der Physik und der Bewilligung von Projekten der Landes-Offensive zur Entwicklung wissenschaftlich-ökonomischer Exzellenz (LOEWE) über die Einrichtung von zwei Heisenberg-Professuren bis hin zur Einwerbung eines des sehr begehrten *Starting Grants* des *European Research Council*. Zahlreiche wegweisende Ergebnisse und Erkenntnisse unserer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler konnten in herausragenden Publikationsorganen platziert werden. Dass das Jahr für die Gießener Forschung sehr erfolgreich war, lässt sich auch an der Gesamtsumme der eingeworbenen Projektmittel ablesen: Im Jahre 2012 hat die JLU rund 70 Millionen Euro an Forschungsfördermitteln erhalten. Bei einer nackten Grundfinanzierung von etwa 223 Millionen Euro vom Land bedeutet dies, dass knapp ein Drittel des Grundbudgets an Drittmitteln für die Forschung zusätzlich eingeworben wurde. Dies belegt eindrucksvoll die Forschungsstärke der JLU.

Allerdings muss diese im Grunde erfreuliche Entwicklung auch in einem größeren Zusammenhang betrachtet werden. So bedeutet der nicht vollständige Ausgleich von Tarifsteigerungen in der Grundfinanzierung in letzter Konsequenz, dass die JLU langfristig ihre Personalstruktur beim Stammpersonal nicht halten können. Die Grundfinanzierung erleidet darüber hinaus auch durch erhebliche Kostensteigerungen im Energie- und Bewirtschaftungsbereich einen substantiellen Wertverfall. Der Anteil von befristeten, zweckgebundenen, projektartigen Mitteln am Gesamtbudget nimmt immer weiter zu – wie an den meisten anderen Hochschulen auch. Inzwischen bewegen sie sich in einer Größenordnung von deutlich über 40 Prozent unserer Grundfinanzie-

rung – und ihr steigender Anteil führt zu einer Reihe struktureller Probleme. Zielvereinbarungsgespräche mit allen elf Dekanaten sollen dazu beitragen, die Herausforderungen im Rahmen einer mittelfristigen Finanzplanung in den Griff zu bekommen. In den kommenden Jahren muss eine Stärkung der Grundfinanzierung erfolgen, mit der die Hochschulen langfristig, verlässlich und vor allem im Rahmen ihrer eigenen institutionellen Strategie planen können. Die Autonomie der Hochschulen ist gefährdet, wenn sich ein immer größerer Anteil des Budgets durch Befristung und Zweckbindung der Budgethoheit des Präsidiums faktisch entzieht.

Nicht nur im Bereich der Forschung verzeichnet die JLU Wachstum und Erfolg. Das Gleiche gilt für den Bereich der Lehre. Mit dem Wintersemester 2012/2013 liegt ein neuer Rekord in der Nachfrage nach unserem Studienangebot vor: Insgesamt sind in diesem Semester rund 26.000 Studierende an der JLU eingeschrieben, davon knapp 7.000 Erstsemester. Vor dem Hintergrund, dass es in diesem Jahr keinen Einmaleffekt wie im vergangenen Jahr aufgrund der Aussetzung des Wehrdienstes gab und die hesseneigenen doppelten Abiturjahrgänge erst im kommenden Jahr an die Hochschulen strömen werden, kann man diesen Rekordwert vor allem auf die hohe Attraktivität unserer Studiengänge zurückführen. Das ist natürlich einerseits sehr erfreulich, andererseits stellt es die Universität vor weitere Herausforderungen: Die Infrastruktur kann mit den gestiegenen Anforderungen kaum mithalten und trotz Anmietungen und intelligenter Raumnutzungskonzepte gibt es Engpässe, so etwa bei Laborflächen und bei Arbeitsräumen für das Selbststudium der Studierenden. Die Mittel aus dem Hochschulpakt 2020 vom Bund und vom Land bieten zwar weitere Mittel für die zusätzlichen Studienplätze, aber sie entsprechen nicht der Normalfinanzierung für reguläre Studienplätze nach so genannten Clusterpreisen für Forschung und Lehre. In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, dass die JLU trotz der Rekordzahlen die Studienorganisation durch zahlreiche Einzelmaßnahmen und eine sehr gute Vorbereitung so optimiert hat, dass auch im Wintersemester

2012/2013 nur wenige Probleme in den ersten Wochen entstanden.

Im Lichte der enormen quantitativen Steigerung bei den Studierendenzahlen freut es mich sehr, dass die JLU auch bei der Qualität der Lehre wichtige Fortschritte und Projekterfolge erzielen konnte. Unter Federführung des Zentrums für fremdsprachliche und berufsfeldorientierte Kompetenzen (ZfbK) konnte die JLU für das Projekt „Einstieg mit Erfolg“ knapp acht Millionen Euro an Fördermitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung einwerben: Ein Bündel von Maßnahmen wird den Studieneinstieg für eine zunehmend heterogene Studierendenschaft somit erleichtern. Schließlich wurde gemeinsam mit den Studierenden auch in 2012 konsequent die Weiterentwicklung der Modularisierung vorangetrieben. Die Studierendenbefragungen seit 2007 belegen, dass die Zufriedenheit unserer Studierenden im Durchschnitt kontinuierlich und signifikant zugenommen hat. Das bestätigt, dass die Kernideen von Bologna, auch im Hinblick auf die Förderung europaweiter Mobilität, richtig waren und bleiben. Allerdings gilt es, in der Umsetzung dieser Ideen die Studiengänge stärker zu deregulieren und zu flexibilisieren – eine Daueraufgabe, der die JLU sich stellt.

Im Jahr 2012 konnte die JLU ebenfalls den neuen Frauenförderplan auf den Weg bringen, der in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den intensiven Bemühungen, den forschungsorientierten Gleichstellungsstandards der DFG Rechnung zu tragen, zu sehen ist. Auch wird die JLU sich auf der Grundlage des Frauenförderplans und des Gleichstellungskonzepts an dem Professorinnenprogramm II beteiligen, das Ende des Jahres ausgeschrieben wurde. Auch wenn in Sachen Chancengleichheit für Frauen an der JLU noch viel zu tun bleibt, so sind doch einige sehr erfreuliche Entwicklungen zu beobachten. So ist zum Beispiel das kulturwissenschaftliche Graduiertenzentrum mehrfach für seine Frauenförderung und seine Familienfreundlichkeit gelobt worden und in der Veterinärmedizin ist es in den vergangenen fünf Jahren gelungen, den Anteil der Kolleginnen in der Professorenenschaft von drei Prozent auf knapp 30 Prozent zu steigern.

Erfreuliches ist ebenfalls aus der Internationalisierung der JLU zu berichten: Im Jahr 2012 war die JLU mit etwa 3,7 Millionen Euro an Fördermitteln des DAAD erneut eine der erfolgreichsten Hochschulen in Deutschland. Gemeinsam mit der Monash University in Melbourne konnte das erste DFG-geförderte deutsch-australische Graduiertenkolleg überhaupt eingeworben werden. Die seit 15 Jahren bestehende Kooperation mit der Uludag-Universität in Bursa hat die JLU weiter ausgebaut und ein Abkommen mit der Tibet University geschlossen, das es uns ermöglichen wird, als erste Universität weltweit eine stabile Basisstation für die Lungenforschung am Fuße des Mount Everest zu errichten. Der rechtsstaatliche Dialog mit Vietnam konnte intensiviert werden und für die weitere Entwicklung des DAAD-geförderten meereswissenschaftlichen Exzellenzzentrums für Forschung und Lehre in Kolumbien erhielt die JLU die Unterstützung der Bundesministerin für Bildung und Forschung auf ihrer Südamerikareise.

In der Weiterentwicklung der Internationalisierungsstrategie wird die JLU derzeit im Rahmen des Re-Audit „Internationalisierung“ durch die Hochschulrektorenkonferenz und durch internationale Berater, so unter anderem durch den Präsidenten der niederländischen Rektorenkonferenz, Prof. Dr. Sijbolt Noorda, begleitet. Mit großen Schritten vorangegangen ist vor allem auch die bauliche Entwicklung der JLU im Jahr 2012: Das Biomedizinische Forschungszentrum Seltersberg, das „neue Herz“ des Campus Lebenswissenschaften, wurde im Mai vom Ministerpräsidenten eingeweiht, einen Monat später das neue Multifunktionsgebäude der Sportwissenschaft. Die Richtfeste für den Neubau Chemie und die neue Kleintier- und Vogelklinik fanden ebenfalls im Jahr 2012 statt. Für das neue Forschungsgebäude Medizin am Aulweg hat die Baufeldfreimachung begonnen. Für die Neugestaltung des Philosophikums werden die nächsten Schritte für den ersten Bauabschnitt bis 2020 vorbereitet, ebenso geht die Umsetzung der Bauplanung für das neue Lehrgebäude Recht und Wirtschaft sowie den Neubau der Probephöhne der Theaterwissenschaften zügig voran. In diesem Jahrzehnt hat

die JLU aus dem HEUREKA-Programm (einschließlich der Vorlaufprojekte), dem Konjunkturprogramm, den Investitionsverpflichtungen der Rhön-Klinikum AG für Forschung und Lehre und dem Hochschulpakt-2020-Programm mehr als 600 Millionen Euro für neue und moderne Räume und Flächen investiert – eine beachtliche Summe; eine Dimension, die auch das Gesicht der Universitätsstadt Gießen an vielen Stellen verändern wird.

Auch im vergangenen Jahr wurden zahlreiche Mitglieder und Angehörige der Justus-Liebig-Universität Gießen mit Preisen und Auszeichnungen geehrt, von denen an dieser Stelle nur eine kleine Auswahl genannt werden kann: Prof. Dr. Dietmar Rieger erhielt die Ehrendoktorwürde der Universität Orléans, Prof. Dr. Walter Gropp die der Universität Istanbul und Prof. Dr. Herbert Grabes die der Universität Bukarest. Prof. Heiner Goebbels wurde mit dem Kunstpreis des Landes Rheinland-Pfalz, dem International Ibsen Award 2012 und der Ehrendoktorwürde der Birmingham City University ausgezeichnet. Prof. Dr. Wolfgang Clauss wurde zum Ehrenprofessor der Pontificia Universidad Catolica de Chile und Dr. Christian Bauer zum Ehrenprofessor der S. Seifullin Kazakh Agro Technical University, Astana, Kasachstan, ernannt. Prof. Dr. Claus Leitzmann wurde mit der Ehrenplakette für besondere Verdienste im Bereich der Ernährung und des Verbraucherschutzes ausgezeichnet. Prof. Dr. Susanne Göpferich und Prof. Dr. Katrin Lehnen stehen als Präsidentin und Vizepräsidentin der Gesellschaft für Angewandte Linguistik vor, während Prof. Dr. Renate Deinzer zur Präsidentin der Deutschen Gesellschaft für Medizinische Psychologie ernannt wurde. Prof. Dr. Uta Meier-Gräwe erhielt die Bernhard-Christoph-Faust-Medaille des Landes Hessen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich die JLU trotz aller Herausforderungen in einer Phase ungeheurer Dynamik befindet – die Erfolge in Forschung und Lehre, die erfolgreiche Vernetzung mit Partnern in Deutschland und international sowie der nie dagewesene Bauboom belegen es. Es ist dies eine Phase voller Chancen für die Zukunft der JLU, die die Möglichkeit bietet, entscheidende Weichenstel-

lungen für die Universität vorzunehmen – unterstützt von der Bürgerschaft in Stadt und Region, der Politik, der Wirtschaft und zahlreichen Freunden, Förderern und Alumni.

Am Ende meines Beitrags möchte ich dieses Jahr noch einen Hinweis in besonderer Sache anbringen: Im Wintersemester 2012/2013 fand wieder die Ringvorlesung des Präsidenten der JLU statt, die sich diesmal der Thematik „Literatur, Medien, Revolution“ widmete und bewusst einen Themenkreis eröffnete, der sich auch mit dem Leben und Wirken eines der berühmtesten Studierenden der Universität Gießen verbindet: Georg Büchner, dessen zweihundertster Geburtstag am 17. Oktober 2013 der Anlass für zahlreiche Veranstaltungen in Gießen und darüber hinaus ist. Erneut konnten wir zahlreiche renommierte Referentinnen und Referenten für die Ringvorlesung gewinnen, so etwa am 14. Januar 2013 den Schriftsteller und Büchner-Preisträger Reinhard Jirgl. Er beschäftigte sich aus Sicht eines literarischen Autors mit der Frage, in welcher Weise ein auf dem sozialen Grund von globalisierter Angst wachsender so genannter Neuer Konventionalismus keineswegs nur regressiv gedacht sein müsse, sondern im Gegenteil in der Lage sei, ein „revolutionäres Potential“ zu

entfalten. Ich freue mich, dass wir in einer Sonderbeilage zu dieser Ausgabe der Gießener Universitätsblätter Reinhard Jirgls Texte aus „Genealogie des Tötens, Teil 1“, „Heart of Clay“, sowie seinen eigens für die Ringvorlesung erstellten Vortrag „Von der Idee der Revolution zur Praxis der Regression – der Neue Konventionalismus“ veröffentlichen dürfen. Beide Texte werden durch ein Gespräch zwischen dem Veranstalter, Prof. Gansel, und dem Autor Reinhard Jirgl verknüpft und erläutert. Mit der Beilage bieten wir unseren Gästen und den interessierten Leserinnen und Lesern die Möglichkeit zu dieser hervorragenden Lektüre. Mein besonderer Dank für die Ermöglichung dieser besonderen „Beigabe“ zu den diesjährigen Gießener Universitätsblättern gilt dem Autor Reinhard Jirgl, dem einladenden Kollegen, Prof. Dr. Carsten Gansel, und der Redaktion der Gießener Universitätsblätter unter Leitung des Schriftführers Prof. Dr. Peter von Möllendorff.

Darüber hinaus danke ich allen Mitgliedern der Gießener Hochschulgesellschaft herzlich für ihre Unterstützung der JLU im Jahre 2012.

Prof. Dr. Joybrato Mukherjee

Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen

Sparkassen-Finanzgruppe
Hessen-Thüringen

08/15
BANK

Sparkassen-Finanzkonzept



Jetzt Finanz-Check
machen!

Das Sparkassen-Finanzkonzept: ganzheitliche Beratung statt 08/15.

Service, Sicherheit, Altersvorsorge, Vermögen.

 Sparkasse
Gießen

Geben Sie sich nicht mit 08/15-Beratung zufrieden – machen Sie jetzt Ihren individuellen Finanz-Check bei der Sparkasse. Wann und wo immer Sie wollen, analysieren wir gemeinsam mit Ihnen Ihre finanzielle Situation und entwickeln eine maßgeschneiderte Rundum-Strategie für Ihre Zukunft. Mehr dazu in einer unserer Filialen oder unter www.sparkasse-giessen.de.

Wenn's um Geld geht – Sparkasse.

Bericht der Oberbürgermeisterin der Universitätsstadt Gießen

Gießen im Sommer 1890. Fotografien von Charles Francis Himes (1838–1918)

Dass die Stadt Gießen eine Universitätsstadt ist und dass die Verbindungen zwischen dem Korpus Stadt und dem Korpus Universität in Gießen nicht nur sehr intensiv, sondern auch sehr alt und traditionsreich sind, ist bekannt. Eine außergewöhnliche Ausstellung, die von unserem Stadtarchiv Ende des vergangenen Jahres in den Ausstellungsräumen des KiZ – Kultur im Zentrum – gezeigt wurde, belegt diese gemeinsame Geschichte in vortrefflicher Weise. „Gießen im Sommer 1890. Fotografien von Charles Francis Himes (1838–1918)“ sind nicht nur eine stadtgeschichtliche Entdeckung, die von der Gießener Stadtgesellschaft ersehnt, gelobt und gefeiert wurde. Diese Dokumente des einstigen Gießens zeigen auch, wie eng die Bande zwischen der Universität und Stadt im alten Gießen waren – und wie bereits damals der Name der Stadt durch die Universität zu internationaler Geltung verholfen wurde.

Als das Stadtarchiv Gießen im Jahr 2009 von Hans Hankel aus Frankfurt die Information über „sensationelle“ Fotografien aus dem alten Gießen erhielt, waren wir zunächst skeptisch, weil wir annahmen, schon alle Fotografien zu Alt-Gießen zu kennen. Wie überrascht waren wir dann, als wir diesen Fund näher in Augenschein nahmen!

Es waren tatsächlich bisher vollkommen unbekannte Fotos aus dem Gießen der 90er Jahre des 19. Jahrhunderts. Sie zeigen Momentaufnahmen aus dem Alltagsleben der Universitätsstadt an der Lahn in einer Lebendigkeit und Qualität, die alles, was bisher bekannt war, daneben verblassen lässt. Und für Gießen stellten sie tatsächlich eine Sensation dar.

Neben der Freude über das Auftauchen dieser Fotografien bestand die größte Überraschung in der Herkunft der Bilder: Sie kom-



Abb. 1: Charles Francis Himes (1838–1918)
(Foto: Dickinson College, Carlisle)

men aus den Vereinigten Staaten von Amerika. Die Archive und Sondersammlungen des Dickinson Colleges in Carlisle im Staate Pennsylvania beherbergen unter anderem auch den Nachlass des Naturwissenschaftlers Charles Francis Himes, der unter anderem zahlreiche Fotografien enthält. Einige davon – die in Gießen im Jahr 1890 entstanden sind – wurden erstmals in Europa präsentiert.



Abb. 2: Neuerrichtetes Chemie-Gebäude an der Ludwigstraße (Dickinson College) (Foto: Dickinson College, Carlisle)

Charles Francis Himes, die Persönlichkeit

Charles Francis Himes wurde am 2. Juni 1838 in Lancaster County, Pennsylvania, geboren, studierte von 1853 bis 1855 am Dickinson College in Carlisle und arbeitete danach zunächst als Pädagoge. 1860 wurde er zum Professor an der Troy University, New York, ernannt.

Was verbindet einen amerikanischen Naturwissenschaftler mit Gießen, das war hier die große Frage. Wieso begibt sich ein amerikanischer Wissenschaftler am Ende des 19. Jahrhunderts auf eine Reise hierher?

Es dauerte nicht lange, bis klar wurde: das Bindeglied war die Ludoviciana. Denn Charles Francis Himes entschloss sich bereits drei Jahre nach seinem Arbeitsantritt an der Troy University zu einer Art „Fortbildung“. Er reiste nach Europa und immatrikulierte sich am 30. 4. 1864 für das Studium der Chemie an der Universität Gießen. Er hat hier vermutlich zwei Semester studiert (bis zum Wintersemester 1864/65) – wie sich durch Einträge in den Personenstandsverzeichnissen der Universität Gießen nachvollziehen lässt.

Während seiner Studienzeit war er hier mit dem Professor der Chemie Heinrich Will bekannt geworden. Aus dieser Zeit und aus dieser Bekanntschaft hat sich wohl zur Familie Will eine Beziehung entwickelt, welche über eine rein fachlich-wissenschaftliche Beziehung hinausging und nach den zwei Semestern Studienzeit weiter anhielt. Diese Freundschaft ermöglichte es Himes, dann 1890 an die früheren Zeiten anzuknüpfen und bei dem Besuch in Gießen die Bekanntschaft zu erneuern.

Nach seiner Rückkehr aus Europa erhielt er in den sechziger Jahren eine Professur für Naturwissenschaften am Dickinson College, die er drei Jahrzehnte inne hatte. Ab 1901 übernahm er die Präsidentschaft der „Pennsylvania German Society“, in der er sich seit 1897 engagiert hatte. Charles Francis Himes starb am 6. Dezember 1918 im Alter von 80 Jahren in Baltimore.

Zeit seines Lebens war er ein begeisterter Weltenbummler, den es schon früh in die Ferne hinaus zog. Zu seinen Zielen zählte unter anderem Europa, wohin ihn zahlreiche ausgedehnte Reisen in den Jahren von 1872 bis 1911 führten. Sein ganzes Leben lang



Abb. 3 und Abb. 4: Zwei Szenen auf dem Marktplatz

(Fotos: Dickinson College, Carlisle)



„27. 7. 1890
Giessen

Gasthof zum Einhorn
Sonntag Juli 27 1890

An
Herrn H. Ricker,
werther und geehrte Herr.

Ich kamm zuerst in letzten Nacht
in Giessen an, und fand die grosse
Vorbereitung für die
Festlichkeiten, welche morgen
stattfinden sollen.

Ich bin ein Bewunderer Liebigs
und war während den Jahren
1864, 1865 ein Student der
Chemie an der Universität
hier, und seit dem Professor
in Dickinson College, Pennsylvanien
U.S.A. Ich fürchte, dass es
zu spät sein mag ein Bilett
zu bekommen, um es möglich
für mich zu machen der Enthüllung
der Statue von
Liebig bei zu wohnen, aber
der Prof. Dr. Will,
meine alte und geehrte Lehrer

hat mich gerathen mich
an Ihnen zu wenden unter
die Hoffnung, dass Sie
doch mich dieses grosses
Vergnügen schaffen kontte.

Wenn Sie mir dazu helfen
konn, werde ich Ihnen
sehr verbunden sein und
werde es betrachten als
genügende Belohnung für
meine lange Reise nach
Giessen um die alten Stadt
und Universität wieder zu
sehen.

Ich bitte sehr um Entschuldigung
wegen meine lahme Ausdrücke
in Deutsch, aber nach
fünf und zwanzig Jahren
geht es sehr schwer es zu
schreiben und ich kann nur
hoffen, dass ich mich verstendlich
gemacht haben.
ergebenst

Charles F. Himes

Gasthof zum Einhorn
Giessen.“

Quelle: Stadtarchiv Gießen L 4a.

war er auch ein begeisterter Fotograf, dessen Interesse sich über das Steckenpferd hinaus auch auf die wissenschaftliche Seite der Fotografie erstreckte.

Charles Francis Himes, der Fotograf

Als sich Charles Francis Himes mit seiner Kamera auf Reisen begab, war er nicht nur ein Amateur, wie er sich selbst bezeichnete. Seit Jahren hatte er mit fotografischen Verfahren experimentiert und war eine der führenden Persönlichkeiten auf dem Gebiet der Entwicklung der Fotografie in den Vereinigten

Staaten geworden. Auf allen seinen Reisen begleitete ihn stets seine Kamera. Ein Aspekt seines fotografischen Wirkens galt dem Bewahren des Bildmotivs. Für Himes war klar, dass gut aufbewahrte und konservierte Fotos die Vorbilder überdauern konnten – seien es Menschen oder Gebäude. Daher kreisten viele seiner Überlegungen um Versuche, fotografische Abzüge möglichst lange haltbar zu machen.

Auf seinen Reisen versuchte Himes die vorhandenen Dinge zu dokumentieren, um sie der Nachwelt für die Zeiten zu erhalten, in denen die Originale längst vergangen sein

würden. Und genau dies ist mit dem Bilderzyklus der Reise im Sommer 1890 nach Gießen gelungen. Fast alles, was Himes fotografierte, ist mittlerweile verschwunden und nur noch in Bildern greifbar. 1890 knüpfte er an seine Studienzeit in den sechziger Jahren an und besuchte auf einer Europareise, zusammen mit seiner Tochter Anna Magdalen, auch Gießen. Charles Francis Himes traf genau zu dem Zeitpunkt in Gießen ein, als die Vorbereitungen für die Enthüllung des Liebigdenkmals und die Einweihung der neuen medizinischen Kliniken kurz vor dem Abschluss standen. Die ganze Stadt war bereits mit Tannenzweigen und Blumen geschmückt. Am Selterstor wurde eine prächtige Ehrenpforte mit Wappen, Girlanden und Kokarden errichtet; an fast jedem Haus hing die Landesfahne oder die Flagge der Stadt. Die Teilnahme an den Feierlichkeiten hat Charles Francis Himes anscheinend sehr viel bedeutet.

In den Unterlagen des Stadtarchivs befindet sich ein Brief Himes', worin er um die Überlassung einer Eintrittskarte für die Festlichkeiten zur Enthüllung des Liebigdenkmals bittet (siehe Kasten linke Seite).

Himes hat sich zusammen mit seiner Tochter ca. fünf Tage hier aufgehalten und während dieser Zeit sind ca. 80 Fotografien entstanden, welche in der Stadt, auf dem Schiffenberg und auf dem Gleiberg entstanden sind. Diese Fotos gewähren insbesondere für die Stadt Gießen den Blick auf eine längst vergangene Welt. Die Motive sind für die bisher aus dieser Zeit bekannten Fotos aus Gießen ungewöhnlich und zeichnen sich darüber hinaus durch ihre große Lebendigkeit aus. Es fehlt ihnen völlig die üblicherweise vorherrschende statische Darstellungsweise. Sie sind im Gegenteil auf die Personen bezogen, rücken Alltagsszenen in den Mittelpunkt und haben oft Schnappschuss-Charakter. Mit diesen Aufnahmen lebt ein Teil des historischen Gießen wieder auf; vor allem aber werden seine Menschen in aller Natürlichkeit sichtbar.

Die Fotos aus dem alten Gießen erlauben somit einen Blick in eine verlorene Welt. Die

Aufnahmen des amerikanischen Chemikers auf Besuch in Gießen lassen somit ein einzigartiges Bild der Stadt entstehen, das an Authentizität und Frische bisher unbekannt war.

Die Fotografien des ehemaligen Gießener Chemiestudenten sind von Anfang November bis zum Jahresende 2012 im Gießener KiZ (Kultur im Zentrum) in einer Ausstellung zu sehen gewesen. Wir werden diese Ausstellung – aufgrund der großen Nachfrage – in anderem Rahmen erneut zeigen.

Wir freuen uns auf viele neugierige Besucher/innen, die das alte Gießen neu entdecken wollen und darüber hinaus welche Bande Universität und Stadt von jeher verbinden. Denn so, wie die Ausstellung ein beredtes Zeichen dafür ist, wie die Universität ein essentieller baulich-architektonischer Teil der Stadt war und selbstbewusst sein wollte (das neue Chemie-Gebäude entstand im Herzen Gießens – ganz in seiner Nähe wurden wenig später die großen Gymnasien der Stadt, eine der bedeutenden jüdischen Synagogen und das Stadttheater errichtet), so fand sich auch die akademische Einwohnerschaft zusammen mit dem hier geborenen Bildungs- und Großbürgertum selbstverständlich zur intellektuellen Elite der Universitätsstadt zusammen. Auch dafür ist die Ausstellung ein Zeichen.

Während dieses (die bauliche Integration der Universität in die Stadt) heute mit den großen Investitionen in Infrastruktur im Rahmen der Heureka-Programme wieder verstärkt als selbstbewusster Anspruch in das gemeinsame Bewusstsein der Stadtgesellschaft gerät, wird es andererseits zukünftig verstärkt darum gehen, im Hinblick auf die soziale Struktur der Stadtgesellschaft angesichts zunehmender Heterogenität und Segmentierung das Zusammengehörigkeitsgefühl und die Verbindungen zu stärken. Dass die Einlassung der universitären Gesellschaft nicht mehr so geschieht wie Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts, mag auch daran liegen, dass unsere heutige Welt im Gegensatz zu der Welt eines Charles Francis Himes mobiler geworden ist. Der Weggang fällt leicht



ter, Entfernungen – auch die zwischen Wohnort und Arbeitsort – sind überwindbar, in Zeiten der elektronischen Kommunikation sogar unerheblich. Man fühlt sich in der Welt zu Hause und weniger in einer Stadt. Das schwächt

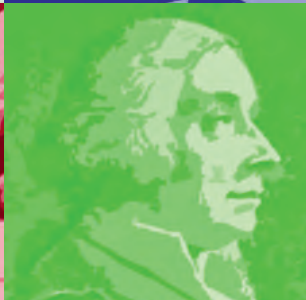
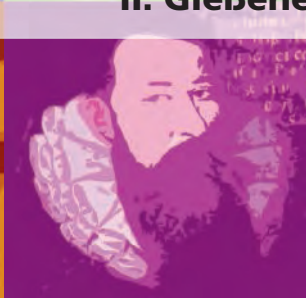
Bindungen und erschwert Einlassungen. Für die Universitätsstadt Gießen hat sich in ihrer

Geschichte über viele Jahrhunderte gar nicht die Frage gestellt, ob Universität und Stadt unterschiedliche Körper waren. Sie waren im täglichen Erleben der Menschen eins. Die Grenzen verliefen anders. Es wäre für die Zukunft unseres gemeinsamen städtischen Lebens von großem Vorteil, wenn Bindungen und Einlassungen wieder vertieft werden könnten, damit ein gemeinsames Engagement aller hier Lebenden und Wertschaffenden für unsere Stadt wieder verstärkt in den Blickpunkt gerät.

Dietlind Grabe-Bolz, Oberbürgermeisterin



II. Gießener, die Geschichte schrieben





Florian Greiner, Dirk van Laak

Gießener, die Geschichte schrieben

Einführung in den Themenschwerpunkt der „Gießener Universitätsblätter“

„Ohne die Möglichkeiten und die Begegnungen in Gießen wäre ich nicht der, der ich heute bin.“ Mit diesen Worten erinnerte sich der ehemalige Bundesaußenminister und Fraktionsvorsitzende der SPD, Frank-Walter Steinmeier, an seine Studienzeit. Man habe hier „gute Studienbedingungen und ein intellektuelles Klima“ vorgefunden. Steinmeier wurde 1991 an der Justus-Liebig-Universität in Rechtswissenschaften promoviert, und er hatte offenbar einen deutlich freundlicheren Eindruck vom Ort als der Medizinstudent Georg Büchner, in dessen eher abfälligen Bemerkungen sich Gießen seit 150 Jahren immer wieder spiegelt.

Die Universitätsstadt an der Lahn liegt zwar mitten in Deutschland, wird aber bisweilen von den Stadtbewohnern selbst, öfter noch vom Rest der Republik als etwas peripher empfunden. Dabei hat Gießen in den letzten Jahrhunderten eine Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten hervorgebracht. Diese dem universitären wie dem Stadtpublikum wieder in Erinnerung zu rufen, war das Ziel einer im Wintersemester 2012/13 durchgeführten Vortragsreihe über „Gießener, die Geschichte schrieben“. Das Historische Institut der JLU kooperierte dabei mit dem „Zentrum für Medien und Interaktivität“, dem Verein „Kul-Tour2000“, der „Gießener Hochschulgesellschaft“ sowie der Stadt, die auch den Konzertsaal des Rathauses als Veranstaltungsort zur Verfügung stellte.

Bei der Suche nach Gießenern, die Geschichte schrieben, steht man zwangsläufig vor zwei definitorischen Problemen. Zum einen stellt sich die Frage, was eine Person leisten muss, um „Geschichte“ zu schreiben. Historische Größe, so umschrieb der Schweizer Historiker Jacob Burckhardt einst sehr prägnant, sei „was wir nicht sind.“ Dies sollte aber schon

auf ihn selbst nicht zutreffen, denn auch Burckhardt vermochte sich langfristig in die öffentliche Erinnerung einzuschreiben. Doch kann diese Präsenz im Gedächtnis der Öffentlichkeit nicht das einzige Kriterium sein, denn das hieße, nur der Geschichte derjenigen zu folgen, die sich „durchgesetzt“ haben. Die Vortragsreihe wollte aber gerade auch an solche Personen erinnern, die heute namentlich in Vergessenheit geraten sind, obwohl ihr Wirken durchaus nachhaltige Wirkungen entfaltet hat. Erstaunlich viele der Vorgestellten, so der allgemeine Eindruck des Auditoriums, verdienten es jedoch, wiederentdeckt zu werden.

Das zweite Definitionsproblem bezieht sich auf die Eindeutigkeit, mit der jemand als „Gießener“ klassifiziert werden kann. Ist es ausreichend, wenn ein Wissenschaftler im Laufe seiner Karriere einmal zwei Semester an der örtlichen Universität verbracht hat? Oder wenn ein Künstler zwar in Gießen geboren wurde, dann jedoch seine oberhessische Heimat rasch hinter sich gelassen hat? Tatsächlich war Gießen für viele derjenigen, die in den folgenden Beiträgen vorgestellt werden, nur eine Durchgangsstation, die ihr Leben und Wirken mal mehr, mal weniger intensiv beeinflusste. Andere „Gießener, die Geschichte schrieben“ blieben der Stadt hingegen ihr Leben lang verbunden.

Es scheint Sinn zu machen, auch bei diesem Kriterium keine allzu strenge Messlatte anzulegen. Vielmehr blieb es den Autoren selbst überlassen, eine individuelle Auswahl an Personen zu treffen, die sie für würdig hielten, erinnert oder eben wiederentdeckt zu werden. Vorgegeben wurden lediglich weit gefasste Rahmenthemen: Pioniere, Kämpferinnen, Politiker, Couragierte, Juristen, Literaten, Geschichtsdeuter und Illusionisten. Es

stellte sich freilich heraus, dass man hiermit nur bestimmte Bereiche des öffentlichen Wirkens erfasst, und es wäre ohne weiteres denkbar, diese Auswahl um Theologen oder Sportler, um Schauspieler oder Baumeister usw. zu erweitern.

Es war durchaus beabsichtigt, dass die Herangehensweise der jeweiligen Autoren an den Gegenstand sehr unterschiedlich ausfiel: So wurden mal mehr, mal weniger Personen vorgestellt, mal deren Biographien nur angerissen, mal tiefer gehend analysiert und mal der historische Kontext ausführlich berücksichtigt, mal eher beiläufig mitgedacht. Denn es gibt keine verbindliche Art des Gedenkens und der historischen Erinnerung, das zeigen schon die sehr unterschiedlichen Arten und Weisen, mit denen eine Stadt wie Gießen ihrer „großen Söhne und Töchter“ gedenkt. Da gibt es Benennungen von öffentlichen Einrichtungen und Gebäuden, von Straßen und Plätzen, mit denen Personen geehrt und Namen lebendig gehalten werden. Es werden Preise und Auszeichnungen gestiftet, um einen Beitrag zur städtischen Erinnerungskultur zu leisten. Da gibt es Büsten („Gießener Köpfe“), Denk- und Mahnmale, Jahrestage und Jubiläen, Stolpersteine und Gedenkstätten – doch all dies unterliegt historischen Wandlungen und muss von jeder Generation neu angeeignet oder verworfen werden. Dabei wird manches vergessen, manches neu entdeckt, und manches stellt sich den Nachgeborenen in einem neuen Licht dar. Die Vortragsreihe, deren Beiträge in diesem Heft nachzulesen sind, verstand sich als ein Beitrag zu diesem nicht abschließbaren Prozess.

Manfred Kröger, emeritierter Professor für Mikrobiologie und Molekularbiologie sowie Vorstandsmitglied der Justus-Liebig-Gesellschaft, fokussiert unter „Pionieren“ solche Naturwissenschaftler, die neue Bahnen beschritten und auf diese Weise in ihren jeweiligen Disziplinen nachhaltig gewirkt haben. Mit der von ihm recherchierten Anzahl von insgesamt 42 Nobelpreisträgern hat Gießen seiner Ansicht nach deutlich mehr zu bieten

als „nur“ Justus von Liebig oder Wilhelm Conrad Röntgen.

Eva-Marie Felschow, Leiterin des Gießener Universitätsarchivs, verwebt die Biographien Gießener „Kämpferinnen“ wie Henriette Fürth und Margarete Bieber mit der Geschichte des Kampfes von Frauen um Gleichberechtigung und Zugang zu universitärer Bildung sowie dem akademischen Arbeitsmarkt. Sie präsentiert eindrucksvolle Frauenporträts, die gleichwohl oft dem drohenden Vergessen haben entrissen werden müssen.

Claus Leggewie, Politikwissenschaftler und Leiter des „Kulturwissenschaftlichen Instituts“ in Essen, verortet die Geschichte Gießener „Politiker“ im spezifischen Milieu der Stadt, das sich im historischen Längsschnitt durch eine sozialdemokratische Grundhaltung ausgezeichnet habe, sich zeitweilig jedoch in einer durchaus rebellischen Weise präsentieren konnte.

Die Journalistin und lokale „Geschichtsarbeiterin“ *Dagmar Klein* zeigt, dass unter dem Titel „Couragierte“ auch Frauen jenseits der Wissenschaft oder der hohen Politik subsumiert werden können. Schillernde Persönlichkeiten wie die Sportlehrerin und Segelfliegerin Martha Mendel vermochten sich durch ihr beherrschtes Auftreten in alltagskulturellen und sozialen Bereichen ein dauerhaftes Vermächtnis zu sichern.

Für den emeritierten Rechtswissenschaftler *Heinhard Steiger* sind „Juristen“ mehr als nur die Vertreter einer spezifischen Fachgruppe. Sie hatten und haben stets einen prägenden Einfluss auf die Gesellschaft und die menschliche Lebenswelt, was auch und gerade für die große Anzahl prominenter Gießener Rechtswissenschaftler von Gottfried Antonius über Ludwig Julius Höpfner bis Erwin Stein gilt.

Der Literaturwissenschaftler *Rolf Haaser* zeichnet die Traditionslinien der Gießener Literaturlandschaft bis ins 17. Jahrhundert nach und zeigt, dass geistesgeschichtliche und lite-

rarische Strömungen wie der Barock, der Pietismus oder der Sturm und Drang auch in Oberhessen Einzug hielten, ja von Gießen aus wesentliche Impulse empfangen.

Horst Carl, Professor für die Geschichte der Frühen Neuzeit, zeigt auf, wie in Gießen wirkende Persönlichkeiten seit Gründung der Ludoviciana im Jahr 1607 nicht nur im übertragenen, sondern auch im wörtlichen Sinne „Geschichte schrieben“. Dabei beschränkt sich das Spektrum Gießener „Geschichtsdeuter“ keinesfalls nur auf Historiker im engeren Sinne. So stellt Carl neben den Philosophen Hans Blumenberg und Odo Marquard auch den Kabarettisten Matthias Beltz vor.

Der langjährige Leiter des Oberhessischen Museums, *Friedhelm Häring*, erfasst unter „Illusionisten“ vor allem Maler und bildende Künstler, an denen es der Stadt im Laufe der letzten Jahrhunderte keinesfalls mangelte. Häring argumentiert, dass sich in den Werken Gießener Kulturschaffender dabei nichts weniger als die Weltgeschichte spiegele.

Die in diesem Heft abgedruckten Beiträge zeigen vier Auffälligkeiten: *Erstens* die, schaut man einmal etwas genauer hin, unerwartete Vielzahl berühmter bzw. bemerkenswerter Gießener. *Zweitens* ist deren Vielfalt hervorzuheben. Gießener, wie immer man diese Zuschreibung nun definiert, schrieben nicht nur in ganz unterschiedlichen Feldern Geschichte, sondern auch auf sehr verschiedene Art und Weise. Einige erlangten historischen Ruhm durch ein nonkonformistisches, mitunter gar rebellisches Verhalten (z.B. Gottfried Arnold; Karl Follen; Wilhelm Liebknecht; Maria Deeg; Helmut Ridder). Andere passten sich hingegen den Zeitumständen an und reüssierten innerhalb der gegebenen Grenzen in Politik, Gesellschaft und Wissenschaft (z.B. Hermann Aubin; Theodor Mayer; Walter Dornberger; Heinrich Ritter). *Drittens* lässt sich eine starke Verwobenheit von Universität und Stadt feststellen. Viele der hier vorgestellten Persönlichkeiten kamen erst durch die Ludoviciana respektive die Justus-Liebig-

Universität in Berührung mit Gießen. Doch war das Verhältnis von Hochschule und Stadt keinesfalls eindimensional und, wie Friedhelm Häring feststellt, die Universität für Gießen und das Umland nicht immer „kulturprägend“. Vielmehr gilt auch hier, dass der wechselseitige Nutzen des aktiven Engagements beider Seiten bedarf. Untrennbar verknüpft mit den Biographien vieler berühmter Gießener sind *viertens* die religiös-konfessionellen Milieus der Stadt wie auch der Universität. Viele der „Gießener, die Geschichte schrieben“, waren evangelisch-lutherisch geprägt (z.B. Gottfried Antonius; Johann Balthasar Schupp).

Insgesamt – so stellte es sich dem im Rathaus durchweg zahlreich vertretenen und aufmerksam mitdiskutierenden Publikum dar – kann Gießen wohl als eine sehr normale, mit der örtlichen Universität in einer fruchtbaren Spannung stehende Stadt vorgestellt werden. Die viel zitierte, von Georg Büchner etwas unwirsch attestierte „Mittelmäßigkeit“ muss keinesfalls als ein Nachteil erscheinen. Vielmehr stellt sie offenbar eine gute Ausgangsbasis für starke individuelle Leistungen dar, und die hier nachzulesenden Beiträge dokumentieren eine beeindruckende Auswahl davon. Dass der Kanon der „Merk-Würdigen“ ständiger Revision unterworfen ist, liegt – wie angedeutet – in der Natur einer „lebendigen“ Geschichte. Noch viele Personen harren ihrer Wiederentdeckung, wie ein abschließendes – auch in der Vortragsreihe nicht erwähntes – Beispiel belegen mag: Ernst Dieffenbach, 1811 in Gießen geboren und 1855 eben hier auch verstorben, studierte zur selben Zeit wie Büchner Medizin und war politisch nicht weniger revolutionär gestimmt als der Mitverfasser des „Hessischen Landboten“. Anders als diesen führte ihn sein Exil jedoch bis nach Neuseeland, wo er als erster europäischer Wissenschaftler Flora, Fauna und lokale Ethnien erforschte. Dort wird sein Name bis heute sehr verehrt. In Gießen hingegen, wo seines Kommilitonen Büchner 2013 ein ganzes Jahr lang gedacht wird, sind Dieffenbachs Grab und Name heute gänzlich unbekannt.

Kontakt:

Florian Greiner
Historisches Institut
Fachjournalistik Geschichte
Otto-Behaghel-Straße 10, Haus C
D-35394 Gießen
Telefon: 0049-641-99-28303
florian.greiner@geschichte.uni-giessen.de

Prof. Dr. Dirk van Laak
Historisches Institut
Zeitgeschichte
Otto-Behaghel-Straße 10, Haus C
D-35394 Gießen
Telefon: 0049-641-99-28134
Dirk.van.Laak@geschichte.uni-giessen.de



Manfred Kröger

Gießener Pioniere der Wissenschaft*

Gemeinsam ist allen Pionieren, dass sie einen Weg für ihre Nachfolger öffnen. Das gilt für Pionierpflanzen wie den Salz liebenden Queller genauso wie für Pioniersoldaten. In der Wissenschaft sind dagegen Pioniere eher rar, weil die allermeisten eben Nachfolger – man nennt sie gern Schüler – sind. In diesem Sinne ist Justus von Liebig in der Tat schon fast das Musterbeispiel für einen Pionier. Nicht weniger als 42 Mitglieder seiner „Schule“ erhielten bis zum Jahre 1957 einen Nobelpreis. Bis zu diesem Zeitpunkt waren das stets mehr als die Hälfte aller Chemie-Nobelpreisträger. Für den Zeitraum danach macht eine solche Auswertung kaum noch Sinn.

Es liegt deshalb auf der Hand, dass ein Vortrag über „Gießener Pioniere“ an Liebig nicht vorbei kommt. Sein kongenialer Freund Friedrich Wöhler, der Göttinger Entdecker der Harnstoff-Synthese, schrieb dazu Folgendes, obwohl er bekanntermaßen keineswegs zu Übertreibungen neigte: „Gleichwie jene Zauberinsel in dem Magnetberg, die aus weiter Ferne alle Schiffe anzog und festhielt, so wirkte Gießen durch seinen liebenswürdigen Magnet auf alle durchreisenden Chemiker.“ (1) Tatsächlich hat Liebig der Weltstadt Paris, in der er selbst entscheidende Lehrjahre verbrachte, die Rolle als Zentrum der Chemie erfolgreich streitig gemacht.

Pioniere der Chemie

Mit Liebig verbindet man gemeinhin den Beginn der modernen Chemie, also auch das Ende der frühen Chemie. Schade nur, dass eine Dame namens Rebecca den Anfang der frühen Chemie in Gießen zu verhindern wusste (2).

* Vortrag, gehalten am 22. Oktober 2012 im Kulturratshaus Gießen im Rahmen der Reihe „Gießener, die Geschichte schrieben“.

Der Apotheker Johann Rudolph Glauber (*etwa 1604 in Karlstadt, †1670 in Amsterdam) war nämlich der erste Chemiker überhaupt, der mit seinem später Glaubersalz genannten Natriumsulfat seinen Lebensunterhalt verdienen konnte. Die Gießenerin Rebecca hatte Glauber verzaubert. Glauber übernahm die Gießener Hofapotheke und heiratete selbige Dame im Jahre 1636. Allerdings war er als Handelsmann häufiger unterwegs. Als er eines Tages zu früh von einer Reise zurückkam, fand er seine Frau „auff meinem Bett bey meinem dselbstmahligem Diener im Ehebruch“ (2). Die Geschichte ging für Rebecca gut, für Gießen schlecht aus. Glauber zeigte sich als großzügiger Kavalier und verließ Gießen nach nicht einmal zwei Jahren in Richtung Amsterdam. In seiner Heimatstadt ehrt man ihn auch heute noch mit einer Straße, einem Brunnen auf dem Marktplatz und mit dem Namen einer Schule sowie einer Apotheke. In Gießen erinnert nichts an ihn, weder eine Apotheke noch eine Straße. Auch an Rebecca erinnert nichts, dafür an den zweiten Gießener Chemiepionier Liebig umso mehr.

Als 1824 der gebürtige Darmstädter Justus Liebig im Alter von gerade einmal 21 Jahren an seine Landesuniversität kam, besaß er materiell buchstäblich nichts außer seiner enormen Tatkraft. Er wurde ohne Anhörung der Universität auf eine – heute würde man sagen – Juniorprofessur berufen. Man gab ihm vor den Toren der Stadt das Wachgebäude einer aufgelassenen Kaserne und eine sehr dürftige Bezahlung. Die Wiederholung der Promotion – heute entspricht das der Habilitation – bestand er glänzend. Schon nach einem Jahr hatte sein Vorgesetzter keinen einzigen Studenten mehr, während Liebig immer mehr Hörergeld einstreichen konnte. Diese und andere Geschichten erfährt man bei einem Besuch im Liebig-Museum. Es ist ein wohl



Abb. 1: Justus Liebig als Experimentator in seiner Vorlesung. Das Liebig-Museum besitzt zahlreiche derartige Zeichnungen aus diversen Vorlesungsmitschriften. Die berühmteste Mitschrift stammt von seinem Meisterschüler August von Kekulé.

(Quelle: Liebig-Museum)

einmaliger Glücksfall für die Stadt und die Universität Gießen, dass sich jedermann anhand dieses im Original erhaltenen Laboratoriums ein eigenes Bild machen kann, wie aus dem profanen Wachgebäude allein auf Grund der Ideen eines einzigen Mannes die Geburtsstätte der Organischen Chemie wurde. Als Liebig 1852 den Ruf des Bayerischen Königs, nach München zu wechseln, annahm, ließ er das damals modernste Laboratorium der Welt zurück. In Gießen hat er bahnbrechende Entdeckungen gemacht und hat zahlreiche Anwendungen der Chemie angestoßen. Genannt seien nur Backpulver, Mineraldünger, Fleischextrakt und Babysuppe. Außerdem hat Liebig durch seine Chemischen Briefe die Chemie zumindest in Deutschland populär gemacht (3).

Liebigs nachhaltigster Verdienst liegt wohl darin, dass er es verstand, seine Studenten zu fesseln. Er hat den Universitätsunterricht komplett neu definiert, indem er seine Studenten vom ersten Tag an mit der praktischen Laborarbeit konfrontierte. Zahllose Studenten aus aller Herren Länder lernten bei Liebig. Wieder zu Hause angekommen, schlugen sie ihre Vorlesungsmitschrift auf und machten es genauso wie der große Mei-

ster. Für diese bis heute berühmte Experimentalvorlesung gab es weder inhaltlich noch formal ein Vorbild. Auch für den Anbau von 1838, der ausschließlich für die Ausbildung von Studenten konzipiert wurde, gibt es kein Vorbild. Kein Wunder also, dass auch heute noch jeder Chemische Hörsaal der Welt nach dem Vorbild des Gießener Auditoriums gebaut wird. Kein Wunder auch, dass bereits 1841 das preußische Kultusministerium Liebigs Bonner Kollegen Bergemann nach Gießen sandte, um den neuen Bau auszuspienieren; entsprechende Unterlagen sind überliefert (4).

Schließlich hat man im Deutschen Museum das so genannte Analytische Laboratorium nachgebaut, aber nur im Original darf der Besucher dieses einmalige Denkmal betreten. Es diente in unzähligen Filmen als Kulisse, und kein chemiehistorisches Buch verzichtet auf den Abdruck eines Bildes davon (5).

Von den zahlreichen Schülern Liebigs seien in diesem Rahmen nur zwei genannt. Zusammen zeichnen diese beiden für 28 der 42 Nobelpreisträger verantwortlich (vgl. Tabelle auf folgender Seite). Sowohl August Wilhelm von Hofmann (*1818 in Gießen, †1892 in Berlin) als auch Friedrich August Kekulé (*1829 in Darmstadt, †1896 in Bonn) begannen ihr Studium in einem anderen Fach, bevor sie Liebig kennen lernten und in sein Labor wechselten. Während Hofmann mit einem Jurastudium begann und als Sohn des Universitätsbaumeisters Hofmann die Baustelle des schon erwähnten Anbaus kennen lernte, hat Kekulé bei dem in Gießen bestens bekannten Prof. Hugo von Ritgen (1811–1889) zunächst Architektur und Zeichnen belegt, bis er 11 Jahre nach Hofmann in Liebigs Labor eintrat. In dem in den Neunzehnhundertdreißiger Jahren viel gelesenen Chemieroman „Anilin“ wer-

Nobelpreise der Liebig-Schule in Chemie und Medizin

Die Nobelpreisträger der wissenschaftlichen Liebig-Schule. Liebig und quasi alle seine Studenten waren bereits verstorben, als 1901 die ersten Nobelpreise vergeben wurden. Bis 1957 lassen sich insgesamt 42 Mitglieder der Liebig-Schule unter den Nobelpreisträgern für Chemie oder für Medizin und Physiologie finden. Davon gehen neun auf Carl Schmidt, fünf auf August Wilhelm von Hofmann, drei auf Jacob Volhard, 23 auf August Kekulé und zwei auf Thomas Anderson zurück. Angegeben ist jeweils das Jahr der Verleihung. Nur bei den Chemie-Nobelpreisträgern ist eine vollständige Liste aller Preisträger angegeben. Stets stammten mehr als 50% von ihnen aus der Liebig-Schule.

Chemie-Nobelpreise

Jahr	Name	Lfd. Nr.	Schüler Nr.	Jahr	Name	Lfd. Nr.	Schüler Nr.
1901	Jacobus van't Hoff	1	1	1934	Harold C. Urey	32	
1902	Emil Fischer	2	2	1935	Frédéric Joliot-Curie	33	
1903	Svante Arrhenius	3	3		Irene Joliot-Curie	34	
1904	William Ramsay	4	4	1936	Peter Debye	35	
1905	Adolf von Bayer	5	5	1937	Walter Haworth	36	22
1906	Henri Moissan	6			Paul Karrer	37	
1907	Eduard Buchner	7	6	1938	Richard Kuhn	38	23
1908	Ernest Rutherford	8		1939	Adolf Butenandt	39	24
1909	Wilhelm Ostwald	9	7		Leopold Ruzicka	40	25
1910	Otto Wallach	10	8	1943	Georg Hevesy	41	
1911	Marie Curie	11		1944	Otto Hahn	42	26
1912	Victor Grignard	12		1945	Artturi Virtanen	43	
	Paul Sabatier	13		1946	John Northrop	44	
1913	Alfred Werner	14			Wendell Stanley	45	
1914	Theodore Richards	15	9		James Sumner	46	
1915	Richard Willstätter	16	10	1947	Robert Robinson	47	27
1918	Fritz Haber	17	11	1948	Arne Tiselius	48	
1920	Walther Nernst	18	12	1949	William Giauque	49	28
1921	Frederick Soddy	19	13	1950	Kurt Alder	50	29
1922	Francis Aston	20			Otto Diels	51	30
1923	Fritz Pregl	21		1951	Edwin McMillan	52	
1925	Richard Zsigmondy	22	14		Glenn Seaborg	53	31
1926	Theodor Svedberg	23		1952	Archer Martin	54	
1927	Heinrich Wieland	24	15		Richard Synge	55	
1928	Adolf Windaus	25	16	1953	Hermann Staudinger	56	32
1929	von Euler-Chelpin	26	17	1954	Linus Pauling	57	
	Arthur Harden	27	18	1955	Vincent du Vigneaud	58	
1930	Hans Fischer	28	19	1956	Cyril Hinshelwood	59	
1931	Carl Bosch	29			Nicolai Semjonow	60	
	Friedrich Bergius	30	20	1957	Alexander Todd	61	33
1932	Irving Langmuir	31	21				

Medizin-Nobelpreise

Jahr	Name	Lfd. Nr.	Schüler Nr.	Jahr	Name	Lfd. Nr.	Schüler Nr.
1908	Paul Ehrlich	9	34	1950	Tadeus Reichstein	55	39
1922	Otto Meyerhoff	20	35	1953	Fritz Lippman	58	40
1930	Karl Landsteiner	29	36	1953	Hans A. Krebs	59	41
1931	Otto Warburg	30	37	1955	Hugo Theorell	63	42
1948	Paul H. Müller	51	38				



Abb. 2: August von Kekulé trat seine erste Professorenstelle in Gent in Belgien an. Hier hatte er seinen oft zitierten Traum der tanzenden Affen, der zur Aufklärung der aromatischen Struktur des Benzols führte. Die belgische Post gab zu seinen Ehren eine Briefmarke heraus, die interessanterweise nur die flämische und die französische Bezeichnung des Benzols wiedergibt. Die von Kekulé vorgeschlagene und gleichfalls abgebildete Strukturformel ist dagegen international.

den diese beiden Chemiker, die sich in Liebig's Labor nie begegnet sein dürften, lesenswert charakterisiert (6).

Schenzinger beschreibt in seinem Roman „Anilin“ sehr bildhaft, wie Liebig seine Studenten und Mitarbeiter auf die eingeschränkte Leistungsfähigkeit der von ihm erfundenen Organischen Analyse aufmerksam macht. Er fordert von seinen Schülern die Einbeziehung der Stoffsynthese in die Analyse (6). Hofmann war unter den Zuhörern und nahm dieses Postulat auf. Er wurde damit zum Vater der „Organischen Synthese“, während Kekulé der Meister der theoretischen Chemie wurde. Letzterem halfen gewiss seine dreidimensionale Vorstellungskraft und sein zeichnerisches Talent, während Hofmann schon bei Liebig großes Organisationsvermögen zeigte. Er organisierte die Chemie in England

und wurde bekannt durch zahlreiche synthetische Farbstoffe. Mit der Übernahme des Ordinariats in Berlin wurde er hauptverantwortlich für den Aufstieg der deutschen Farbenindustrie. Übrigens hat das genannte Postulat die Chemie 120 Jahre lang befruchtet. Erst 1965 wurde der letzte Nobelpreis für die Vollsynthese eines Naturstoffes an Woodward vergeben.

Während also Hofmann viel praktischen Einfluss hatte und damit auch ein hohes Ansehen genoss, blieb Kekulé der typische Professor. Das mag erklären, warum wir in Gießen Hofmann mit einer Gedenktafel vor seinem nicht mehr vorhandenen Geburtshaus (7) und mit einer Straßenbenennung ehren, während an Kekulé nichts



Abb. 3: Abguss des Hofmann-Denkmal's am Selterstor. An dieser Stelle stand das Geburtshaus von August Wilhelm von Hofmann. Das Original befindet sich im Liebig-Museum. Siehe dazu den lesenswerten Artikel von Dagmar Klein (7).

mehr erinnert. Das ist aus zweierlei Sicht nicht nachvollziehbar. Erstens gehen auf Kekulé deutlich mehr Nobelpreisträger zurück und zweitens ließe sich die Umbenennung des Gießener Rings in Kekulé-Ring damit begründen, dass Kekulé den weltberühmten Benzolring entdeckte. Eine Ironie des Schicksals mag sein, dass Liebig und Kekulé Schüler desselben Darmstädter Ludwig-Georg-Gymnasiums waren. Dort aber ehrt man nur Kekulé, offenbar weil Liebig die Schule ohne Abschluss verlassen hat.

Während sich andere Universitätsstädte glücklich schätzen, wenn einer der zahlreichen Liebigsschüler in ihren Mauern weilte, überstrahlt in Gießen Justus Liebig alles. Sein Nachfolger Heinrich Will (*1812 in Weinheim, †1894 in Gießen) ist zwar gleichfalls mit einer Straße geehrt worden, aber er konnte an den Ruhm Liebigs nicht anknüpfen. Will erweiterte die Organische Analyse um eine praktikable Stickstoffbestimmung. Sein größtes Verdienst liegt für uns heute aber darin, dass er das damals modernste Laboratorium nicht umgebaut hat, so dass wir es heute noch im Original zeigen können.

Pioniere der Physik

Ähnlich wie Liebig das Bild der Gießener Chemie prägt, prägt Wilhelm Conrad Röntgen (1845–1923, Nobelpreis 1901) das Bild der



Abb. 4: Das von Heinrich Buff erbaute Laborgebäude in der Frankfurter Straße 8 liegt im Hinterhof des Gebäudes. Die Fassade trägt eine Gedenktafel, dass in diesem Gebäude Philipp Reis die erste Vorführung seines Telefons vor wissenschaftlichem Publikum durchführte. Ein Hinweis darauf, dass Buffs Nachfolger Wilhelm Conrad Röntgen hier sein erstes Gießener Labor hatte, fehlt.



Abb. 5: Anlässlich des 100. Jahrestages der Entdeckung der Röntgenstrahlen gab die Bundespost eine Briefmarke heraus. Es zeigt die Aufnahme einer Hand und das Symbol X für Röntgens Bezeichnung der noch unbekanntem Strahlen. In Deutschland hat sich anstelle der international gebräuchlichen Bezeichnung X-Strahlen (X-rays) die Bezeichnung Röntgenstrahlen durchgesetzt. In Deutschland wird man deshalb geröntgt und nicht „gext“.

Physik in Gießen. Röntgen wirkte allerdings nur knappe zehn Jahre in Gießen. Auch die Einrichtung eines modernen Labors im gerade fertig gestellten Hauptgebäude der Universität verhinderte nicht, dass Röntgen kurz vor



Abb. 6: Flugstrecke der vierten Testrakete der Serie A4 vom 3. Oktober 1942. Bei späteren Versuchen wurden Entfernungen von fast 300 km erreicht. Bei diesem Versuch mit 190 km Entfernung erreichte die A4 erstmals eine berechnete Höhe von 82 km und damit den Weltraum. Das Protokoll vermerkt „zu steil“.

(Kartengrundlage: Diercke Weltatlas, Pfeillänge maßstabsgetreu)

seiner Epoche machenden Entdeckung der X-Strahlen nach Würzburg ging.

Folglich betrachtet Würzburg Röntgen als den „ihrigen“, obwohl das Grab Röntgens auf dem Alten Friedhof in Gießen zu finden ist. Alle anderen Ehrungen des ersten Physik-Nobelpreisträgers sind in Gießen eher versteckt. Die Röntgenstraße ist nur eine kleine Verbindungsstraße zwischen Klinik und Mensa. Kein bekanntes Gebäude trägt diese Anschrift. Das Röntgen-Denkmal ist jetzt immerhin von Sträuchern befreit, aber das Porträt Röntgens kann man nur von der anderen Straßenseite aus sehen. Das Originallabor liegt versteckt in einem Hinterhof der Frankfurter Straße 8. Röntgen hat selbst dazu beigetragen, dass sein Name international einen deutlich geringeren Glanz hat als z.B. der Name Liebig's. Nur in Deutschland spricht man nämlich von Röntgen-Strahlen, sonst nennt man sie wie von Röntgen vorgeschlagen X-Strahlen (X-rays).

Seine Bedeutung ist aber natürlich völlig unbestritten. Und genauso wie Liebig hat auch ihn die Ludwigs-Universität ohne Abitur und ohne Habilitation in den Lehrkörper berufen. Beider in Gießen erworbene Reputation hat auch das sonst so konservative Bayern dann überzeugt, auf diese „Äußerlichkeiten“ zu verzichten. Interessant ist zusätzlich, dass weder Röntgen noch Liebig mit ihren Bahn

brechenden Erfindungen Geld verdient haben.

Die Gießener Universität versteht es meisterhaft, zwei weitere Nobelpreisträger auf dem Röntgen-Lehrstuhl zu verschweigen. Ganz versteckt findet man im Internet unter der Rubrik Geschichte der Gießener Physik (8) und auf einer Tafel im Physik-Gebäude am Heinrich-Buff-Ring ihre Namen. Im Straßenbild Gießens sucht man sie vergeblich. Wilhelm Wien (1864–1928, Nobelpreis 1911) war als direkter Nachfolger Röntgens nur von 1899 bis 1900 in Gießen. Aber genau in dieser Zeit formulierte er seine Auffassung, dass sämtliche physikalischen Prozesse elektromagnetischer Natur sind. Er nahm dabei sogar die berühmte Einstein-Formel $E = m \cdot c^2$ vorweg. Das ist ganz offensichtlich der Grund, warum Einstein seinen Nobelpreis „nur“ für den lichtelektrischen Effekt bekam.

Walter Bothe (1891–1957, Nobelpreis 1954) verbrachte von 1929 bis 1932 zwar nur fünf Semester in Gießen. Es waren aber entscheidende Jahre, denn hier gelingt ihm die Entdeckung des angeregten Atomkerns. Das war nicht nur die Grundlage für den Nobelpreis, sondern hat auch die Situation der Experimentalphysik in Gießen völlig verändert. Gießen wurde zu einer Forschungsstätte größter Aktualität (8).

Wenn heute jedermann das Internet, ein Handy oder die mobile Navigation benutzt, so bedient er bzw. sie sich stets einer Satelliten-Technik, die ohne Raketentechnologie nicht denkbar ist. Dennoch wird mit der Raketentechnologie stets zuerst die Waffentechnologie verbunden. Trotzdem zählen viele nur Wernher von Braun zu den Guten, während sein in Gießen aufgewachsener Mentor General Dr.-Ing. e.h. Walter Dornberger (*1895 in Gießen, †1980 in Obersasbach) zu den Schlechten gezählt wird. Dornberger hatte das Talent des Gymnasiasten von Braun erkannt und ihm in seiner Heeresversuchsanstalt die Gelegenheit zu den ersten Raketenversuchen gegeben. Später hat Dornberger selbst entscheidende Beiträge zur Raketensteuerung entwickelt. So war er maßgeblich daran beteiligt, dass bereits der vierte Start einer A4 am 3. Oktober 1942 mit 82 km Höhe als erstes menschliches Gerät den Weltraum erreichte (vgl. Abb. 6). Das war keineswegs von militärischem Interesse und wurde als Fehlversuch („zu steil“) protokolliert (9). Dornberger ging nach dem Krieg in die USA und wurde dort zum Vordenker der Shuttle-Technologie. Der Familie Dornberger gehört eine noch heute betriebene Apotheke in der Sonnenstraße. Weder in der Apotheke noch irgendwo sonst in Gießen erinnert etwas an den bedeutenden Raketenpionier, aber Hunderte laufen täglich mit Handy am Ohr an der Apotheke vorbei. Die ursprünglich nach Dornberger benannte Patriot-Raketenstellung auf der Hohen Warte existiert nicht mehr. Heute grasen hier Wildpferde.

Pioniere der Human- und Veterinärmedizin

Das wissenschaftliche Potenzial Gießens sollte durch die eine einmalige Fächerkonzentration durch Biologie und Medizin geprägt sein. Tatsächlich gibt es einige Pioniere aus diesem Bereich, die weit über die Grenzen Gießens bekannt wurden. Darunter sind etliche, die sehr lange um ihre Anerkennung kämpfen mussten. Der in Sachsen geborene Rudolf Buchheim (1820–1879) war fast zwanzig Jahre Professor in Dorpat, ehe er einen Ruf nach Gießen annahm. In Dorpat hat er als erster Mediziner

überhaupt naturwissenschaftliche Methoden in die Medizin, speziell in die Arzneimittellkunde, die Pharmakologie, eingeführt. In Dorpat traf er mit Carl Schmidt (1822–1894) zusammen, einem weiteren bedeutenden Liebig-Schüler aus Gießen, auf den allein neun Nobelpreisträger zurückgehen. Hieraus mag ein gewisser Einfluss herrühren, warum Buchheim 1866 gegenüber zahlreichen Konkurrenzangeboten einem Ruf nach Gießen den Vorzug gab. Vor Ort waren die Arbeitsbedingungen aber dann doch weniger günstig als versprochen. So wurde der Neubau eines Instituts immer wieder verzögert. Kein Wunder also, dass Buchheim in Gießen seinen wissenschaftlichen Ruhm nicht mehren konnte. Mit seinem Namen bleibt die Einführung von Tierversuchen in die Pharmakologie und die Begründung der Medizinischen Chemie verbunden (10). Buchheim wird in Gießen durch die Benennung einer Straße und eines Instituts geehrt. *Nota bene*, das Dekanat des Fachbereichs Medizin liegt in der Rudolf-Buchheim-Straße. Sein Grab befindet sich auf dem Alten Friedhof. Carl Schmidt ist dagegen in Gießen offenbar unbekannt.

Eher noch schlechter als Buchheim wurden zwei andere bedeutende Experimentalmediziner behandelt. Sie gehören zur selben Generation Gießener Ärzte. Den Wert der Arbeiten von Robert Feulgen (1884–1955) und Georg Haas (1886–1971) hat man lange nicht erkannt.

Feulgen hatte sich 1919 in Gießen habilitiert und wurde 1923 außerordentlicher Professor. Er hatte sich bereits als Doktorand mit Farbstoffen beschäftigt, die ihm erlauben sollten, die verschiedenen Organellen der menschlichen Zelle zu unterscheiden. 1924 gelang ihm der ganz große Wurf. Heute noch färbt man das menschliche Erbmaterial nach seiner Methode an, um es unter dem Mikroskop erkennen zu können. Feulgen hat damit auch einen wesentlichen Beitrag zur Aufklärung der chemischen Struktur der DNA geleistet. Die sog. Chargaff-Regeln und die Doppelhelix der DNA nach Watson und Crick bauen auf seiner selektiven Abspaltung der Purinbasen auf. Feulgen musste bis 1951 warten, um ordentlicher Professor zu werden (11). Das geschah damit zwei



Abb. 7: Beispiel für die Anwendung der Feulgen-Färbung. Man kann sehr gut erkennen, dass quasi nur das Erbmaterial angefärbt wurde. So gelingt diese Aufnahme, die in der Mitte die Vorbereitung der gleichmäßigen Verteilung des Erbguts auf zwei Tochterzellen zeigt. (Quelle: Wikipedia)

Jahre vor der Veröffentlichung der Doppelhelix und vier Jahre vor seinem Tod. Viele sehen in ihm den ersten Gentechnologen. In Gießen ist heute die Straße, die zu seinem Institut führt, nach ihm benannt. Alljährlich veranstaltet die Gießener Medizinische Gesellschaft eine Feulgen-Lecture, zu der stets bedeutende Kollegen aus den Grundlagenfächern der Medizin eingeladen werden.

Georg Haas wirkte ab 1921 als außerordentlicher Professor in Gießen.



Abb. 8: Nachbau der Haas-Niere

(Quelle: Werner Groß, GNU Free Documentation License über Wikipedia)

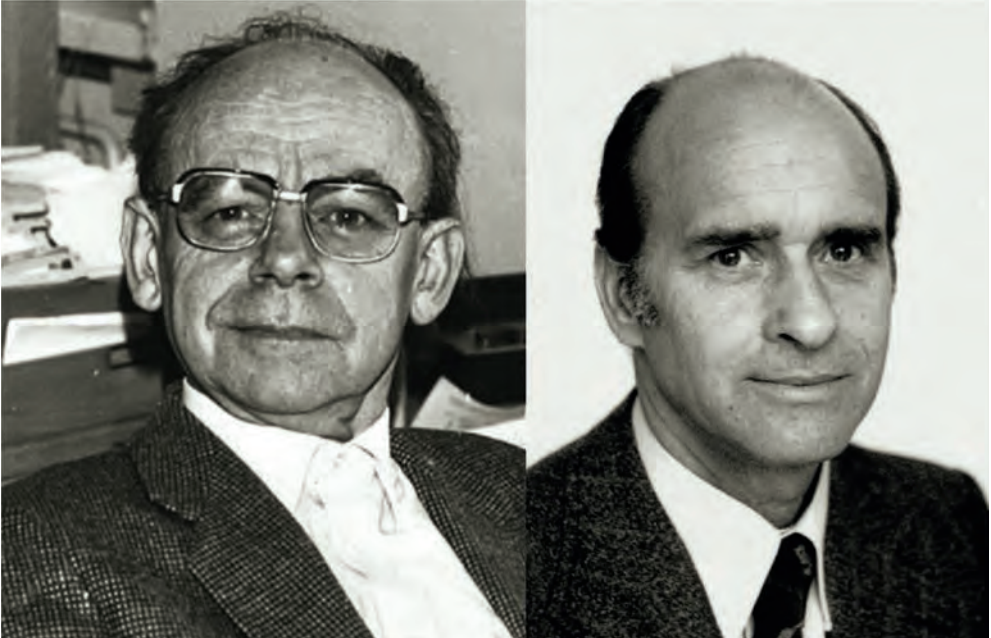


Abb. 9: Der Humanmediziner Ernst Habermann (links) und der Veterinärmediziner Rudolf Rott (rechts) arbeiteten jahrzehntelang unter einem Dach und machten das sog. Mehrzweckverfügungsgebäude in der Frankfurter Straße zu einem Zentrum der Biomedizinischen Forschung in Deutschland. Ihnen ist es in erster Linie zu verdanken, dass das hochmoderne Biomedizinische Forschungszentrum auf dem Seltersberg errichtet und 2012 endlich eingeweiht wurde. Eine Ehrung in Form einer Namensnennung, z.B. als Rott-Habermann-Zentrum würde ihre gemeinsamen Verdienste angemessen dokumentieren, zumal ja ihre ehemaligen Institute heute dort wieder unter einem Dach untergebracht sind. (Quelle: JLU-Archiv)

In den folgenden Jahren hat er die erste Anlage für eine Blutwäsche (heute Dialyse genannt) konstruiert und erfolgreich eingesetzt. Die Arbeiten wurden 1925 publiziert, aber nicht mit der verdienten Aufmerksamkeit gewürdigt. Als 1945 in den Niederlanden eine wichtige technische Verbesserung gefunden wurde, geriet die Haas-Arbeit vollends in Vergessenheit. Immerhin hat man Georg Haas 1950 – vier Jahre

vor seiner Emeritierung – noch zum ordentlichen Professor ernannt. Es ist dem Gießener Medizinhistoriker Jost Benedum zu verdanken, dass man in Gießen lange nach dem Tod von Georg Haas wieder auf ihn aufmerksam wurde (12). Heute wissen wir, dass Haas gleich in doppelter Hinsicht ein echter Pionier war. Weltweit anerkannt ist sein Primat auf die Dialyse. Weniger bekannt ist, dass er zusammen mit dem Er-

finder der Leica – Oskar Barnack aus Wetzlar – Serienfotografien über seine Experimente aufgenommen hat. Vermutlich ist das der erste Einsatz dieses Mediums in Forschung und Lehre. Georg Haas hat seine Wiederentdeckung nicht mehr erlebt. In Gießen sind nach ihm sogar nicht so langer Zeit eine Straße und ein großes Dialysezentrum benannt.

Für mindestens 25 Jahre hat man Gießen mit Virologie in einem Atemzug genannt. Verantwortlich dafür sind zwei Pioniere der Veterinärmedizin. Begonnen hat diese Erfolgsgeschichte mit Werner Schäfer (1912–2000). Schäfer hat in Gießen studiert und promoviert. Unterbrochen durch den Kriegsdienst konnte er ab 1947 wieder in Gießen wissenschaftlich arbeiten. Der spätere Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, Adolf Butenandt, hat ihn als einen der wenigen deutschen Wissenschaftler mit Erfahrung auf dem in Amerika gerade aufblühenden Gebiet der Virologie entdeckt. Butenandt wollte auch in Deutschland ein Institut für Virologie aufbauen und holte Schäfer an sein Institut in Tübingen. 1954 wurde Schäfer dort Max-Planck-Direktor. Quasi alle bedeutenden Virologen Deutschlands kamen direkt oder indirekt aus seiner Abteilung (13). Anlässlich seines Todes würdigt ihn DER SPIEGEL als Visionär, weil er schon vor der Entdeckung des AIDS-Virus mit den sog. Retroviren gearbeitet hat (14). Dummerweise hatte man das Tübinger Institut schon geschlossen, als AIDS entdeckt wurde. Umso bedauerlicher, dass man in Gießen eine Ehrung für Schäfer bisher verschlafen hat.

Umso wichtiger ist für Gießen, dass Rudolf Rott (1926–2003) sechs Jahre bei Schäfer in Tübingen gearbeitet hat, bevor er 1964 in Gießen das erste deutsche Universitätsinstitut für Virologie gründen durfte. Rott hat Tiermedizin in Gießen studiert und bereits in seiner Doktorarbeit mit Grippeviren gearbeitet. Dieses Gebiet baute er in Tübingen aus und blieb ihm sein Leben lang treu. Er erkannte frühzeitig das Förderungspotential der DFG-Sonderforschungsbereiche und hat es gegen alle Regeln geschafft, den legendären SFB 47 „Virologie“ 25 Jahre lang zu leiten. Er ist der Entdecker der hochvariablen Strukturen der Grippeviren (15). Von Gießen aus wurden die akuten Grippeviren

festgelegt und für die Impfstoffherstellung vorbereitet. Rudolf Rotts wohl größtes Verdienst für Gießen war, dass er unablässig half, für sein medizinisch so wichtiges Fach die neuesten naturwissenschaftlichen Methoden zu etablieren. An dieser Stelle muss der gleichaltrige Mediziner Ernst Habermann (1926–2001) genannt werden. Habermann war fast dreißig Jahre lang Leiter der Pharmakologie und arbeitete mit Rott unter einem Dach. Habermann gilt als deutscher Pionier der Peptidtoxine (10). Rott und Habermann waren Kollegen und Rivalen gleichzeitig. Jeder scharte zahlreiche erfolgreiche Kollegen um sich und gemeinsam machten sie aus dem architektonisch völlig unzureichenden Hochhaus Frankfurter Straße 107 das Gießener Zentrum für Molekularbiologie. Ihnen ist es in erster Linie zu verdanken, dass die JLU nach 25 Jahren Planung endlich das neue Biomedizinische Forschungszentrum am Seltersberg beziehen konnte. Eigentlich sollte dieses Gebäude nach ihnen benannt sein. Dafür ist es sicher noch nicht zu spät.

Pioniere der Biologie und Ökologie

Gibt man im Internet auf der Seite der Nobelstiftung das Suchwort „Gießen“ ein, so erhält man vier Namen. Drei davon sind bereits erwähnt, den Vierten hat man jahrzehntelang erfolgreich verdrängt. Dem Biologiedidaktiker Robert Glaser kommt das Verdienst zu, Ilya Ilyich Mechnikov (1845–1916, Nobelpreis 1908) für Gießen wieder entdeckt zu haben. Heute haben wir an seinem Wohnhaus am Marktplatz (Engel-Apotheke) und am Standort der historischen Anatomie jeweils eine Gedenkplakette. Mechnikov bekam 1908 den Nobelpreis für Medizin zusammen mit Paul Ehrlich für seinen Nachweis der Rolle der weißen Blutkörperchen bei der Immunabwehr. Der gebürtige Russe wirkte seit 1888 am Institut Pasteur in Paris. In Gießen hat er als Student der Zoologie in den Jahren 1864–1865 bei Rudolf Leuckart (1822–1898) mit Flachwürmern gearbeitet. Leuckart gilt als Begründer der Parasitologie und war von 1850 bis 1869 Professor in Gießen. Bei ihm entdeckte Mechnikov die intra-

zelluläre Verdauung. Diese Beobachtung führte am Ende zur Entdeckung der Fresszellen, also der weißen Blutkörperchen und damit zum Nobelpreis. Es ist also nicht untertrieben, wenn man seine kurze Zeit in Gießen als wegweisend bezeichnet. Vielleicht findet ja auch der Immunologiepionier Mechnikov irgendwann Eingang in die Homepage der Justus-Liebig-Universität. Ein Verweis auf die offizielle Seite der Nobelstiftung wäre hier schon völlig ausreichend (16).

Zwei weitere große Namen finden sich im Lehrkörper der Gießener Biologie. Das sind das Genetiker-Ehepaar Anders und die Pflanzenökologin Steubing.

Fritz Anders (1919–1999) hat das Institut für Genetik gegründet und mehr als 25 Jahre geleitet. Sein Forschungsschwerpunkt lag auf der experimentellen Genetik der Krebsentstehung. Er hat wesentlich zur Entdeckung der sog. Oncogene beigetragen und dabei mit seinen lebend gebärenden *Xiphophorus* (Schwerrträger)-Fischen ein neues Tiermodell in diese Forschung eingebracht (17). Zwischenzeitlich gehören besonders Zebrafische zu den anerkannten Tiermodellen für die Zelldifferenzierung. Unterstützt wurde Fritz Anders durch seine Frau Annerose (1930–2011). Sie bildeten ein unzertrennliches Duo. Erstaunlich ist das umso mehr, als nur Fritz Anders ein Professorengehalt bezog. Frau Anders, selbst promovierte Genetikerin, hat stets ohne jegliche Bezahlung an allen wichtigen Publikationen mitgearbeitet. Sie erhielt 1993 den Deutschen Krebspreis. Weder die Universität noch das Land Hessen haben sich je bedankt. Frau Lore Steubing (1922–2012) kam wie viele Mitarbeiter der JLU mit der 1957 einsetzenden Wiedergründungswelle aus der DDR nach

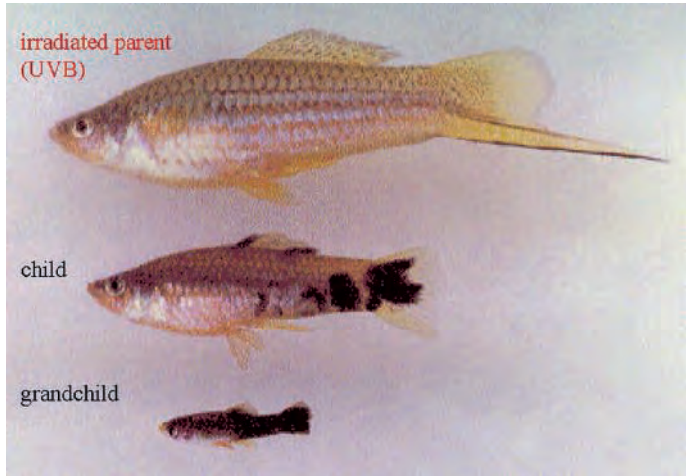


Abb. 10: Fritz Anders erkannte auf einem Kongress in Montreal das Potential des aus Mittelamerika stammenden lebendgebärenden Zahnkarpfens *Xiphophorus helleri* als Tiermodell für die Untersuchung des Hautkrebses. Mit diesem Modell entdeckte er nicht nur das verantwortliche Krebsgen (Onkogen) sondern auch den dazugehörigen Gegenspieler, das sog. Suppressorgen. Das Bild zeigt typische Beispiele mit unterschiedlicher Ausprägung des Melanoms (schwarze Flecken).

(Quelle: Fritz-Anders-Stiftung)

Gießen. Sie hat sich bis 1969 von einer Assistentenstelle zur ordentlichen Professorin heraufgearbeitet und war bis 1988 Direktorin des Instituts für Pflanzenökologie. Die Neugründung eines botanischen Instituts mit ökologischer Ausrichtung war eine Pioniertat, der weitere folgen sollten. Sie war Gründerin der Gesellschaft für Ökologie, als man in Deutschland das Wort „Waldsterben“ noch verbieten wollte (18). Lore Steubing war darüber hinaus eine der ersten Frauen auf einem Lehrstuhl in Gießen. Sie hat sich für die Öffnung der Hochschule für Professorinnen engagiert und nicht nur die weiblichen Angehörigen der Justus-Liebig-Universität stimmen zu, dass sie ihre Frau gestanden hat.

Verweise auf weiterführende Literatur sind in Klammern gesetzt.

Referenzen zu weiterführender Literatur:

- (1) Hermann Müller (1955) Alle Schätze dieser Erde – Die Wunderwelt der Chemie, LIST Bücher Nr. 63, Paul List Verlag München.
- (2) Ernst F. Schwenk (2000) Sternstunden der frühen Chemie – Von Johann Rudolph Glauber bis Justus von Liebig, Beck'sche Reihe 1252, C. H. Beck München.

- (3) Justus Liebig (1844) Chemische Briefe, Akademische Verlagshandlung C. F. Winter, Heidelberg (siehe auch http://www.liebig-museum.de/justus_liebig/chemische_briefe/).
- (4) Regine Zott und Emil Heuser (1992) Die streitbaren Gelehrten. Justus Liebig und die preußischen Universitäten, p. 173–181, ERS-Verlag Berlin.
- (5) Siehe zum Beispiel die Homepage des Liebig-Museums (www.liebig-museum.de).
- (6) Karl Aloys Schenzinger (1937) Anilin, Zeitgeschichte-Verlag Wilhelm Andermann, Berlin.
- (7) Dagmar Klein (2010) „Von Liebig nachhaltig gefördert“ Hessische Heimat Nr. 9 vom 24. 4. 2010, Mittelhessische Druck- und Verlagsgesellschaft mbH, Gießen.
- (8) <http://www.uni-giessen.de/cms/fbz/fb07/fachgebiete/physik/einrichtungen/ipi/home/about/geschichte>.
- (9) Walter Dornberger (1958) Peenemünde, 17. Auflage 2008 Ullstein Taschenbuch, Bechtle Verlag Esslingen.
- (10) <http://www.uni-giessen.de/cms/fbz/fb11/institute/rbi/institut/Geschichte>.
- (11) Peter Moraw (1982) Kleine Geschichte der Universität Gießen 1607–1982, p. 238–239, Ferber'sche Universitätsbuchhandlung, edition gießen, Gießen.
- (12) Ulrike Enke (2005) Spiegel der Forschung, 22: 18–25; Justus-Liebig-Universität Gießen.
- (13) Rudolf Rott et al. (2000) Deutsche Tierärztliche Wochenschrift 107: 282–7.
- (14) DER SPIEGEL 20/2000 Register p. 266, Augstein Verlag Hamburg.
- (15) Hans Dieter Klenk (2004) Gießener Universitätsblätter 37: 40–49.
- (16) http://www.nobelprize.org/nobel_prizes/medicine/laureates/1908/mechnikov.html.
- (17) Fritz-Anders-Stiftung unter <http://www.uni-giessen.de/~gx1067/fa.htm>; siehe auch <http://www.science-connections.com/Stichwort/Wilsede/Anders>.
- (18) Joybrato Mukherjee und Volkmar Wolters (2012) Nachruf Lore Steubing; uniformum 25/1: 12, Justus-Liebig-Universität Gießen.

Kontakt:

apl. Prof. Dr. rer. nat. Manfred Kröger
 Akad. Oberrat i. R.
 Ludwig-Rinn-Straße 22
 35452 Heuchelheim
 Manfred.Kroeger@bio.uni-giessen.de



Eva-Marie Felschow

Kämpferinnen*

Einleitung

Mit dem Thema „Kämpferinnen“ sollen im Folgenden Kämpferinnen für den Zugang von Frauen zur Wissenschaft in den Blick genommen werden. Um diesen Zugang zu erlangen, mussten die Frauen einen langen und hindernisreichen Weg zurücklegen, einen Weg, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts begann und der trotz vieler erreichter Ziele im Grunde heute noch immer nicht ganz abgeschlossen ist, wie aktuelle Debatten über Gleichstellungskonzepte und Fördermaßnahmen für Frauen zeigen. Dieser Weg soll anhand von Kurzporträts von vier Frauen nachgezeichnet werden, die alle mit der Stadt oder der Universität Gießen eng verbunden sind. Ausgewählt wurden dafür die Publizistin und Politikerin Henriette Fürth sowie die Professorinnen Margarete Bieber, Anne-Eva Brauneck und Helge Pross. So unterschiedlich die Lebens- und Karriereverläufe dieser Frauen im Einzelnen auch waren, so hatten sie doch eines gemeinsam: ihren Wunsch nach höherer Bildung und ihre Liebe zu eigenständiger wissenschaftlicher Arbeit. Daraus bezogen sie den Mut zu Pionierinnen zu werden und Schritt für Schritt in die von Männern dominierte Welt der Wissenschaft vorzudringen.

„Weibliche Ordinarien werden erst dann berufen, wenn der Markt es erfordert“, so lautete im Februar 1968 eine Schlagzeile im „Gießener Anzeiger“. ¹ Mit dieser Überschrift bezog sich das Blatt auf eine Aussage von Helge Pross, die wenige Jahre zuvor als eine der ersten Frauen auf eine ordentliche Professur an die Universität Gießen berufen worden war. Diese Einschätzung, die Helge Pross mit Blick auf ihr eigenes Fach, die

Soziologie, getroffen hatte, war nicht ganz frei von einem bitteren Unterton und spielte auf die Benachteiligung von Frauen im Wissenschaftsbetrieb an. Und dies, obwohl sich bis in die Mitte der 1960er Jahre bereits Einiges zu Gunsten der Frauen geändert hatte: Frauen konnten die Reifeprüfung ablegen und studieren, und auch das Erlangen akademischer Grade bis zur Promotion und Habilitation war möglich geworden. Hundert Jahre zuvor, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, war dies noch völlig unvorstellbar gewesen.

Traditionsgemäß waren die Universitäten Bildungsstätten, die den Männern vorbehalten waren. Zwar hatte es in der Frühen Neuzeit kein generelles Studienverbot für Frauen gegeben, aber es waren stets nur Einzelkämpferinnen, die den Ehrgeiz zu einer akademischen Ausbildung entwickelten. Eine der bekanntesten unter ihnen war Dorothea Schlözer, die in Göttingen 1787 in der Philosophischen Fakultät die Doktorprüfung erfolgreich ablegte. Auch in Gießen gab es einen solchen spektakulären Fall: 1817 bestand hier Charlotte von Siebold in der Medizinischen Fakultät ihr Dokorexamen und war damit die zweite promovierte Ärztin in Deutschland.² Aber dies waren absolute Ausnahmeerscheinungen und entsprechend großes Aufsehen erregten sie in der Öffentlichkeit. Als gesellschaftlich anerkanntes Bildungsziel für Frauen hatte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts ein anderes herauskristallisiert, es war das Ideal der Hausfrau, Gattin und Mutter. Der Mann hingegen hatte sich im Erwerbsleben zu profilieren. Diese geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die vor allem im Bürgertum zum Tragen kam, engte die Frau mehr und mehr in ihrem Handlungsspielraum ein und grenzte sie von höherer Bildung und von anspruchsvoller eigener Berufstätigkeit aus. Verstärkt wurde diese Entwicklung durch die am Ende des 18. Jahrhunderts einset-

* Für den Druck wurde der am 5. November 2012 gehaltene Vortrag nur leicht stilistisch überarbeitet. Die Anmerkungen beschränken sich auf die Angabe grundlegender Literatur und auf die Nennung von Belegstellen wörtlicher Zitate.

zende Professionalisierung in vielen Berufssparten, durch die Einführung von Staatsprüfungen und durch die Normierung der Zugangsvoraussetzungen zur Universität. Gerade letzteres hatte gravierende Folgen für die Bildungsmöglichkeiten der Frauen. Mit der Einführung des Abiturs 1788 in Preußen – eine Maßnahme, die die übrigen deutschen Staaten mit mehr oder weniger starkem zeitlichen Abstand aufgriffen (im Großherzogtum wurde die Reifeprüfung im Jahr 1832 eingeführt) – wurden erstmals einheitliche Bedingungen für den Universitätszugang geschaffen. Da der Besuch eines Gymnasiums, eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule, deren Abschluss – das Abitur – allein zum Studium an Hochschulen berechnete, jedoch ausschließlich Knaben vorbehalten war, wirkte sich die Einführung des Abiturs als unüberwindliche Hürde für studierwillige Frauen aus. Bis weit in das 19. Jahrhundert hinein war das Mädchenschulsystem noch völlig darauf ausgerichtet, den Schülerinnen die notwendige Bildung für die spätere Funktion als Hausfrau und Mutter zu vermitteln. Für die meisten Mädchen endete die Schulzeit nach der Volksschule. Lediglich Mädchen aus wohlhabenderen Familien konnten eine weiterführende Bildung in Form der so genannten „höheren Töchterschulen“ durchlaufen. Die einzige Möglichkeit für eine adäquate Berufsausbildung nach Abschluss der höheren Töchterschule bot sich durch den Besuch eines oftmals den Schulen angeschlossenen Lehrerinnenseminars. Nach einem solchen Seminarbesuch, der zwei oder drei Jahre dauerte, konnten die Frauen als Volksschullehrerinnen oder als Lehrkräfte in den unteren Klassen der höheren Mädchenschulen tätig sein.

Henriette Fürth

Im Jahr 1861, als Henriette Katzenstein (sie hieß erst nach ihrer Verheiratung Henriette Fürth) in Gießen geboren wurde,³ waren die Bildungschancen für Mädchen somit recht bescheiden. Als älteste Tochter des vermögenden jüdischen Möbelfabrikanten Siegmund Katzenstein und seiner Frau Sophie wuchs Henriette in gutbürgerlichen Verhältnissen auf. Der liberal eingestellte Vater ermöglichte seiner begabten

und lernbegierigen Tochter den Besuch der höheren Mädchenschule in Gießen. Während ihrer Schulzeit wurde sie erstmals mit antijüdischen Vorurteilen von Mitschülerinnen und von Nachbarkindern konfrontiert und begann ihre Sonderstellung als Jüdin zu begreifen. Noch schmerzlicher aber war für sie die Erfahrung, dass sie als Mädchen nur sehr begrenzte Ausbildungsmöglichkeiten hatte. Ihr Wunsch, Geschichte zu studieren, scheiterte an der Barriere Abitur. Stattdessen schlug sie den für Mädchen einzig möglichen Ausbildungsweg ein und besuchte im Anschluss an die höhere Mädchenschule die Frankfurter Elisabethenschule mit angeschlossenem Lehrerinnenseminar. Der Aufenthalt an dieser Schule währte allerdings nur kurz, mehrere Gründe bewogen den Vater Henriette ohne Abschluss von dieser Lehranstalt zu nehmen. Aufgrund ihrer Zugehörigkeit zum jüdischen Glauben waren die Aussichten, eine spätere Anstellung als Lehrerin zu bekommen, sowohl im Großherzogtum Hessen als auch im preußischen Frankfurt sehr gering. Hinzu kamen das weithin geltende Heiratsverbot für Lehrerinnen und der Wunsch der Eltern, ihre älteste Tochter nicht unverheiratet zu lassen. Kurze Zeit nach dem unfreiwilligen Schulabbruch – im August 1880 – heiratete Henriette im Alter von neunzehn Jahren Wilhelm Fürth, einen entfernten Verwandten aus Darmstadt. 1885 siedelte die Familie nach Frankfurt über, wo Wilhelm Fürth gemeinsam mit seinem Schwager eine Lederhandlung betrieb, die später Bankrott erklären musste. Der Familienhaushalt litt unter ständigen finanziellen Schwierigkeiten und die bis 1899 aus der Ehe hervorgegangenen acht Kinder musste Henriette zunächst ohne fremde Hilfe großziehen. Trotz dieser familiären Belastung hielt sie an ihrer Wissensneugier fest, bildete sich autodidaktisch weiter und setzte sich kritisch mit dem Zeitgeschehen auseinander. Es war schließlich ihr Bruder Simon Katzenstein, Mitglied der SPD und später Abgeordneter im Deutschen Reichstag,⁴ der den Anstoß zu eigener publizistischer Tätigkeit von Henriette gab. Anlass war ein Artikel über August Strindberg und dessen Stellung zu den Frauen, der Henriette missfiel und zu dem sie nach Ermunterung durch ihren Bruder eine Erwiderung schrieb. Ihr

Text wurde 1890 gedruckt und schon bald folgten weitere literarische Arbeiten. In der Rückschau bezeichnete Henriette Fürth diesen Start in eine eigene berufliche Existenz – mit der sie wesentlich zur Verbesserung der Einkünfte ihrer Familie beitrug – als leichten Anfang, welchem aber dann hartes ständiges Lernen folgte, damit sie sich (wie sie sagte) als „ungelernte Frau“ neben den Männern behaupten konnte. Dieser Herausforderung stellte sich Henriette Fürth und entfaltete in der Folge eine überaus reiche Publikationstätigkeit, in der sich ihr vielfältiges Engagement in der Frauenbewegung, in der sozialen Fürsorgearbeit und in aktuellen politischen Debatten spiegelt. Ihr schriftstellerisches Werk umfasst in einem Zeitraum von etwas mehr als 40 Jahren rund 30 Bücher und mehr als 200 Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel. Sie nahm zu allen frauenrelevanten Themen Stellung, genannt seien hier nur die Berufstätigkeit von Frauen, der Arbeiterinnen-, Kinder- und Mutterschutz, das Frauenwahlrecht, die sexuelle Aufklärung und die Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten. In besonderem Maße beschäftigte sie die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, eine Frage, die auch heute noch nichts von ihrer Aktualität eingebüßt hat. Als achtfache Mutter wusste sie aus eigener Erfahrung, wie schwierig beides zugleich zu meistern war. Sie vertrat dabei ganz konsequent die Ansicht, dass Frauen ein Recht auf Unabhängigkeit und Selbständigkeit haben sollen, ein Recht auf die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit und damit auch ein Recht auf Berufsausbildung und Berufstätigkeit. In ihren 1931 verfassten Lebenserinnerungen hat sie dies für sich klar formuliert: „Ich war nicht nur Mutter. Ich war ein Eigener. Ein geistiger Mensch wollte ans Licht. Eine Persönlichkeit. – Und wenn ich's recht überlege, konnte ich als ein solcher Eigener, Selberaner, ... meinen Kindern mehr sein als viele andere Frauen, die nichts anderes waren und sein wollten als Mütter. Eine Spezies, die übrigens selten zu werden anfängt. Man sollte sagen glücklicherweise! Dokumentiert sich doch in solchem Umschwung die Tatsache, dass die Frauen aufgehört haben, nur Gebärerinnen sein zu wollen, dass sie den Anspruch erheben, ihr Leben als Eigene, als Selber-



Abb. 1: Henriette Fürth (Stadtarchiv Gießen, Sammelmappe Henriette Fürth).

aner zu gestalten“.⁵ Unter einem „Selberaner“ verstand Henriette Fürth einen Menschen, der sich sein eigenes Urteil bildet, der fähig ist, die Folgen seines Handels zu übersehen und bereit ist, die Verantwortung dafür zu übernehmen. Nicht zuletzt diese Haltung wollte sie ihren Kindern mit ihren Lebenserinnerungen vermitteln. Einen weiteren Schwerpunkt in ihren Publikationen bilden sozialwissenschaftliche Forschungen. Eines ihrer Hauptwerke hierunter ist die 1907 veröffentlichte Studie „Ein mittelbürgerliches Budget über einen zehnjährigen Zeitraum“.⁶ Diese Untersuchung, die einen Haushalt zum Gegenstand hat, in dem nicht mehr der Mann der alleinige Ernährer ist, hatte Henriette Fürth anhand ihrer eigenen Familie erarbeitet. Mit der sorgfältigen Dokumentation der materiellen Situation und der Lebensverhältnisse eines Haushalts, in dem beide Ehepartner für den Unterhalt sorgen, nahm Henriette Fürth Bezug auf den rasch voranschreitenden gesellschaftlichen Wandel und lieferte für aktuelle politische Diskussionen notwendiges Faktenmate-

rial. Mit dieser Studie wurde die akademisch nicht vorgebildete Autorin in wissenschaftlichen Kreisen bekannt und hatte schon bald einen Namen als anerkannte Sozialforscherin. 1910 wurde Henriette Fürth als vermutlich erste Frau zum Mitglied in die „Deutsche Gesellschaft für Soziologie“ gewählt, was eine hohe Auszeichnung und Anerkennung ihrer Arbeit darstellte. Sogleich nutzte sie die Chance dieser Mitgliedschaft und schaltete sich auf dem Ersten Deutschen Soziologentag in Frankfurt durch Redebeiträge in die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen ein. Damit ist ein weiteres Feld ihrer vielseitigen Aktivitäten genannt: ihr Engagement als Rednerin und ihr rhetorisches Talent. Bereits 1890 war Henriette Fürth erstmals mit einem Referat auf einer Tagung der Fortschrittspartei in Frankfurt öffentlich aufgetreten. Es folgte eine rege Vortragstätigkeit bei sozialen und politischen Organisationen und Vereinen, häufig war sie auf Reisen zu Vorträgen quer durch das Land unterwegs. Ihr engagiertes öffentliches Auftreten stieß gerade bei Männern immer wieder auf Kritik, was Henriette Fürth in ihren Lebenserinnerungen zu folgendem Kommentar veranlasste: „Zur Zeit als ich meine Vorträge begann, war die rednerische Tätigkeit von Frauen vergleichsweise noch selten [...]. Man unterschätzte damals noch mit der von keinerlei Sachkunde getrübbten Unbefangenheit die intellektuellen und besonders die rednerischen Fähigkeiten der Frau und ich erinnere mich, dass ich mit einem engagierten wissenschaftlichen Vertreter der These von der kleinhirnigen und darum geistig minderwertigen Frau eine recht lebhaft Korrespondenz zu führen hatte. Es hat sich seitdem viel gewandelt, aber uneingestanden oder auch nur im Unterbewusstsein herrscht immer noch der geistige Hochmut des Mannes“.⁷

Von dieser kritischen Haltung männlicher Mitstreiter und Parteigenossen ließ sich Henriette Fürth nicht davon abhalten, für ihre Interessen und Überzeugungen in der Öffentlichkeit einzutreten. Mit dem Beginn der Weimarer Republik und der Einführung des Frauenwahlrechts standen der politisch interessierten Frau und überzeugten Sozialdemokratin neue Wirkungsmöglichkeiten offen, die sie umgehend zu nutzen

suchte. Für die im Januar 1919 stattfindenden Wahlen zur Nationalversammlung ließ sie sich als Kandidatin der SPD für den hessischen Wahlkreis Offenbach-Dieburg aufstellen und verfehlte nur knapp den Einzug ins Parlament. Erfolgreicher verlief ihre Kandidatur bei den Frankfurter Kommunalwahlen, von 1919 bis 1924 gehörte Henriette Fürth als erste weibliche Abgeordnete der SPD der Stadtverordnetenversammlung Frankfurts an. Sie arbeitete hier im Finanzausschuss und in den Deputationen für Gesundheitswesen und Schule mit und beteiligte sich an der Gründung der Universität Frankfurt, in deren großen Rat sie von 1921 bis 1933 vertreten war. Auch nach dem Ende ihrer Abgeordnetentätigkeit blieb Henriette Fürth weiterhin aktiv, sie übernahm u.a. Aufgaben in der Sozialfürsorge und engagierte sich nach wie vor in der Frauenbewegung. Erst die nationalsozialistischen Machthaber beendeten 1933 ihre schriftstellerische Tätigkeit und ihr öffentliches Wirken: Henriette Fürth verlor alle öffentlichen Ämter und erhielt Berufsverbot. Selbst die ihr aus Anlass ihres 70. Geburtstags verliehene Ehrenplakette der Stadt Frankfurt und die Ehrenurkunde der Frankfurter Universität wurden ihr aberkannt. Das bittere Fazit ihrer Lebenserinnerungen verwundert daher nicht, dort heißt es am Ende: „Nachklang. Mein Leben als Ganzes? Kein Ganzes. Autodidaktisch in allen Stücken. Gehemmt als Frau, als Jüdin und Sozialistin“.⁸ Henriette Fürth verstarb zurückgezogen ins Privatleben am 1. Juli 1938 „als Fremde in ihrem Vaterland“, wie es der in die Niederlande emigrierte Rechtssoziologe Hugo Sinzheimer in seinem Nachruf treffend zum Ausdruck brachte.⁹ Danach geriet das wissenschaftliche, politische und soziale Wirken der engagierten Frau in Vergessenheit, die einen lebenslangen Kampf für die Rechte der Frauen geführt hatte. Erst in jüngerer Zeit wurde sie im Kontext der deutsch-jüdischen Geschichtsschreibung und der Frauenforschung wieder entdeckt. Außerdem sucht man ihre Persönlichkeit durch die entsprechende Benennung von Straßen und öffentlicher Institutionen in Erinnerung zu rufen. So stiftete das Gemeinsame Frauenforschungszentrum der Hessischen Fachhochschulen im Jahr 2004 den jährlich für herausragende Abschlussarbeiten

zur Frauen- und Genderforschung an Hessischen Hochschulen verliehenen Henriette-Fürth-Preis. Wie in Frankfurt wurde auch in Gießen eine Straße nach ihr benannt und die neue Gießener SPD-Geschäftsstelle trägt den Namen Henriette-Fürth-Haus. Aus Anlass ihres 150. Geburtstags hielt Herr Professor Berding im Rahmen der Vortragsreihe des Oberhessischen Geschichtsvereins einen Vortrag, in der er Leben und Werk von Henriette Fürth vorstellte.¹⁰ Alles dieses trägt hoffentlich dazu bei, dass die gebürtige Gießenerin in ihrer Vaterstadt künftig im allgemeinen Bewusstsein verankert bleibt.

Margarete Bieber

Für die 18 Jahre jüngere Margarete Bieber – geboren am 31. Juli 1879 in Schönau, Westpreußen – gestalteten sich die Chancen für eine akademische Ausbildung schon etwas besser.¹¹ Ähnlich wie Henriette Fürth stammte auch sie aus gutbürgerlichen wohlhabenden Verhältnissen, ihr Vater war ein angesehenes Mühlenbesitzer. Demzufolge erwartete auch sie die klassische Ausbildung einer Tochter aus gutem Hause: Im Fall von Margarete Bieber waren dies der Besuch der höheren Mädchenschule und ein anschließender Aufenthalt in einem Mädchenpensionat. Aber sie profitierte bereits von den ersten Erfolgen der bürgerlichen Frauenbewegung und konnte die Reifeprüfung ablegen. Der 1865 in Leipzig gegründete „Allgemeine Deutsche Frauenverein“ hatte sich vor allem für eine Aufstockung der höheren Mädchenschulen von 10 auf 13 Klassen eingesetzt, um damit auch Frauen die Erlangung der Hochschulreife zu ermöglichen. Da von staatlicher Seite zunächst keine Anstöße zu einer grundlegenden Reformierung des höheren Mädchenschulwesens erfolgten, griff die bürgerliche Frauenbewegung zur Selbsthilfe. Signalwirkung kam dabei der Initiative von Helene Lange zu, die 1889 in Berlin die ersten „Realkurse für Frauen“ einrichtete, die sie 1893 in vierjährige Gymnasialkurse umwandelte. Einen solchen Gymnasialkurs konnte Margarete Bieber – nach endlich erlangter Einwilligung ihres Vaters – ab 1899 besuchen und erwarb so die erforderlichen Kenntnisse für das Abitur, das sie 1901 als Externe am Gymnasium in Thorn



Abb. 2: Margarete Bieber (Bildarchiv der Universitätsbibliothek und des Universitätsarchivs Gießen).

bestand. Sie war damit die erste Abiturientin in ihrer Heimatprovinz Westpreußen. Trotz des vorhandenen Reifezeugnisses konnte sich Margarete Bieber jedoch nicht – wie sie dies eigentlich beabsichtigte – zum Wintersemester 1901/02 an der Berliner Universität für das Studium immatrikulieren, denn Preußen hatte dieses Recht den Frauen noch nicht eingeräumt. Die deutschen Staaten nahmen in dieser Frage im europäischen Vergleich eine besonders zögerliche Haltung ein. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts waren in fast allen europäischen Ländern – so etwa in Frankreich seit 1863, in der Schweiz seit 1864, in England seit 1879 – Frauen zum Studium zugelassen worden. Angesichts des zunehmenden öffentlichen Drucks genehmigten schließlich auch die deutschen Kultusbürokratien den Frauen die Immatrikulation und den Zugang zum Studium. Den Anfang machten die süddeutschen Staaten – Baden 1900, Bayern 1903, Württemberg 1904 –, das Großherzogtum Hessen und der größte deutsche Staat Preußen folgten 1908. Für Margarete Bieber hatte dies zur Konsequenz, dass sie das gewünschte

Studium der Archäologie und Klassischen Philologie an den Universitäten Berlin und Bonn lediglich als Gasthörerin absolvieren konnte, was bedeutete, dass sie jeden Dozenten, dessen Lehrveranstaltungen sie besuchen wollte, um Genehmigung zur Teilnahme an seinen Vorlesungen und Seminaren bitten musste. In Professor Georg Loeschcke fand sie einen verständnisvollen Lehrer, der sie – trotz des Status als Gasthörerin – zur Promotion im Fach Klassische Archäologie zuließ. Am 24. Juni 1907 erhielt sie das begehrte Doktordiplom und war damit – wie schon beim Abitur – Vorkämpferin, denn sie gehörte zu den ersten Frauen, denen die Promotion an einer deutschen Universität gelang.

Es folgten ausgedehnte Forschungsreisen. 1909 bekam Margarete Bieber ein Reisestipendium des Deutschen Archäologischen Instituts „als erste und bisher einzige Dame“. Ihre Reisen führten sie nach Kleinasien, auf das griechische Festland, zu den griechischen Inseln und nach Oberitalien. Sie besuchte alle wichtigen Ausgrabungsstätten ihrer Zeit, darunter Pergamon, Olympia, Milet, Delphi und Knossos. Ergebnis dieser Auslandsaufenthalte war eine Reihe von Veröffentlichungen, die eine reiche Publikationstätigkeit einläutete. Besondere Anerkennung fanden ihre wissenschaftlichen Leistungen im Jahr 1913, als sie als erste deutsche Archäologin zum korrespondierenden Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin gewählt wurde. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs brachte das plötzliche Ende dieser Schaffensphase, Margarete Bieber kehrte nach Deutschland zurück, wo sie den nächsten Schritt zu ihrem Wunschziel – einer Hochschullehrerlaufbahn – in Angriff nahm.

Hierfür musste ein Habilitationsverfahren durchlaufen werden, was für Frauen zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein völliges Novum war und eine schwer zu überwindende Hürde darstellte. Es war schließlich Gerhard Rodenwaldt, ein Freund Biebers aus gemeinsamen Tagen in Athen, der ihr den steinigen Weg dazu ebnete. Rodenwaldt, der seit Oktober 1917 den Gießener Lehrstuhl für Archäologie innehatte, empfahl ihr, einen Habilitationsantrag in Gießen einzureichen, was Margarete Bieber im Februar 1919 tat. Nach anfänglichem Zögern – man war in

Gießen noch nie mit einem solchen Ansinnen einer Frau konfrontiert worden – entschloss sich die Gießener Philosophische Fakultät, das ungewöhnliche Habilitationsgesuch zu gestatten und Margarete Bieber erlangte im Mai 1919 die *venia legendi* für das Fach Klassische Archäologie. Damit schrieb sie Geschichte, denn sie war die erste Frau, die in Gießen habilitierte und zugleich eine der ersten Frauen, die überhaupt an einer deutschen Universität habilitierten. Außer ihr hatten bis 1919 erst fünf weitere Wissenschaftlerinnen den schwierigen Weg bis zur Habilitation zurückgelegt.¹² Mit ihrer Hartnäckigkeit und Begeisterung für die Wissenschaft war Margarete Bieber damit zu einer der Wegbereiterinnen des Frauenstudiums in Deutschland geworden.

Trotz dieses Erfolgs blieben bei den Mitgliedern der Gießener Philosophischen Fakultät letzte Vorbehalte gegen Kolleginnen bestehen. Mehrheitlich hatten sie im Verlauf des Habilitationsverfahrens den Beschluss gefasst, dass die Fakultät „zu der Frage, ob Frauen bei der Besetzung von Professuren in Betracht gezogen werden können, noch keine Stellung nehme“.¹³ Damit war die aus Perspektive männlicher Hochschullehrer heikle Frage der Besetzung von Lehrstühlen angesprochen. Wie schwierig es war, hier Vorurteile aus dem Weg zu räumen, zeigt der weitere Karriereverlauf Biebers, der sich in langsamen Schritten vollzog. Nachdem sie als Privatdozentin zunächst einen Lehrauftrag übertragen bekommen hatte, wurde sie 1923 zur außerplanmäßigen außerordentlichen Professorin ernannt und war damit die erste weibliche Lehrkraft an der Universität Gießen. Bei der anstehenden Wiederbesetzung des ordentlichen Lehrstuhls für Archäologie im Sommer 1928 wurde sie nicht in die Berufsliste aufgenommen. Erst als die Besetzung dieser Professur wegen Sparmaßnahmen des Volksstaats Hessen nicht zustande kam, war es dann doch Margarete Bieber, die mit der Vertretung beauftragt wurde. Engagiert widmete sie sich „der ihr so lieben Lehrtätigkeit“ und hatte erstaunlichen Erfolg, wie die Aufstellungen über Hörerzahlen in ihrer Personalakte belegen. Ihre anregende Lehre und ihre große Beliebtheit führten schließlich im Oktober 1931



Abb. 3: Margarete Bieber im Kreis von Studierenden und Freunden (Privatbesitz, Dr. Dieter Poppert).

zur Ernennung als planmäßige außerordentliche Professorin.

Mit der Übernahme des planmäßigen Extraordinariats war sie endlich finanziell abgesichert und konnte sich im Frühjahr 1933 den lang gehegten Wunsch nach Adoption einer Tochter erfüllen.

Doch das berufliche und private Glück war ihr nicht lange vergönnt. Als bereits ihre Berufung auf das Ordinariat für Klassische Archäologie in Gießen absehbar schien, erfolgte am 1. Juli 1933 aufgrund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ – Margarete Bieber war jüdischer Abstammung – ihre Entlassung aus dem hessischen Staatsdienst. Für die eher unpolitische, deutschnational denkende Margarete Bieber, die sich nicht als Jüdin, sondern als Christin verstand, bedeutete dies ein jähes Ende ihrer bisherigen Lebenspläne. Ver-

zweifelt bemühte sie sich, dass ihre Entlassung zumindest in eine ehrenvolle Pensionierung mit Pensionsanspruch umgewandelt wurde, was jedoch vergeblich blieb. Schließlich schickte sie sich in das Unvermeidliche und emigrierte über England in die Vereinigten Staaten, wo sie im September 1934 eintraf. Hier gelang der inzwischen 55-jährigen trotz enormer finanzieller und sprachlicher Schwierigkeiten mit Unterstützung amerikanischer Kolleginnen und Kollegen ein beruflicher Neuanfang. Margarete Bieber arbeitete zunächst als Gastdozentin am Barnard College und lehrte dann bis 1948 an der Columbia University in New York. Auch nach ihrer Pensionierung unterrichtete sie bis 1956 weiter. In dieser Zeit wirkte sie u.a. als erste Professorin an der Princeton University.

Sie erhielt zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen, darunter die Goldmedaille des Archäo-



Abb. 4: Margarete Bieber mit der Ehrensensorenkette der Universität Gießen (Bildarchiv der Universitätsbibliothek und des Universitätsarchivs Gießen).

logischen Instituts von Amerika. Als späte Wiedergutmachung wurde Margarete Bieber am 1. Juli 1959 die Ehrensensorenwürde von der Universität Gießen verliehen; unmittelbarer Anlass für diese Auszeichnung war der bevorstehende 80. Geburtstag der Wissenschaftlerin am 31. Juli 1959.

Trotz ihrer Vertreibung aus dem nationalsozialistischen Deutschland, die zu ihren schlimmsten Erfahrungen gehörte, blieb Margarete Bieber mit ihrer ehemaligen Wirkungsstätte bis an ihr Lebensende in Kontakt. Auf ein Glückwunschtelegramm zu ihrem 96. Geburtstag antwortete sie: „Ich fühle mich ja immer noch eng mit Gießen verbunden, wo ich so glückliche und fruchtbare Jahre verbracht habe. Ich wollte, ich könnte meine Alterswohnung in Gießen statt in dem lauten New York mit seinem heiss-feuchten Klima erleben“.¹⁴ Sie blieb aber ihrer Wahlheimat Amerika treu und verbrachte ihre Zeit bis ins hohe Alter mit Forschen und Schreiben. Margarete Bieber verstarb 1978 im Alter von 98 Jahren in Connecticut. In Gießen, das sie nach ihrer Emi-

gration in so liebevollem Andenken behielt, hat man sie inzwischen wieder ins Gedächtnis gerufen. Seit 1997 ist der ehemalige Kunsthistorische Hörsaal der Justus-Liebig-Universität in der Ludwigstraße 34 in Margarete-Bieber-Saal umbenannt, es ist der Hörsaal, in dem die Bieberin, wie sie ihre Studierenden freundlich nannten, während ihrer Gießener Professur vermutlich einige ihrer Lehrveranstaltungen abhielt. Auch in der Stadt Gießen erinnert man an die Vorkämpferin des Frauenstudiums: In der Reihe der Gießener Köpfe ist sie mit einer Büste vertreten, die sich in der Plockstraße befindet.

Die Zäsur von 1933 brachte nicht nur für die jüdischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler tiefgreifende Veränderungen ihrer bisherigen Lebensumstände, wie der Fall von Margarete Bieber und auch derjenige von Henriette Fürth zeigt. Die Zäsur von 1933 wirkte sich durch zahlreiche Restriktionen der neuen nationalsozialistischen Machthaber außerordentlich negativ auf das Frauenstudium und die Zulassung von Frauen zu akademischen Berufen aus. Studienbeschränkungen für weibliche Studierende, das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums, Barrieren für die Berufsausübung verheirateter Akademikerinnen sowie eine restriktive Praxis in der Zulassung von Frauen zu akademischen Berufen hatten während des NS-Regimes eine Zurückdrängung von Frauen aus den Positionen zur Folge, in denen sie sich während der Weimarer Republik einen ohnehin nur bescheidenen Anteil hatten erstreiten können. Trotz dieser Rückschläge in der Zeit des Nationalsozialismus hatte sich das Frauenstudium bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts durchgesetzt. Die einstigen Ziele der bürgerlichen Frauenbewegung waren in weiten Teilen realisiert worden. Die Öffnung der höheren Bildung und die Erweiterung der beruflichen Möglichkeiten für Frauen waren in mehreren Etappen erfolgt: zunächst durch den Zugang zum Abitur, dann durch die Immatrikulation, schließlich durch die Zulassung zu berufsqualifizierenden Prüfungen und zur Habilitation. Weitaus düsterer sahen dagegen die Berufsperspektiven der ersten Generationen von Akademikerinnen aus. Infolge der starken Überfüllung akademischer Berufe in der Weimarer Republik und der nationalsozialistischen Poli-

tik blieb der Frauenanteil in den prestigeträchtigen Berufen und in Führungspositionen bis 1945 sehr gering. Dies galt vor allem für den Hochschulbereich, wo karrierebewussteste Akademikerinnen einen besonders rauen Wind zu spüren bekamen. Bis auf wenige Ausnahmen gelang es Frauen nicht, im Laufe ihrer wissenschaftlichen Laufbahn eine ordentliche Professur und damit die einflussreichste Position an einer Hochschule zu erlangen. Und dies, obwohl sich bis 1933 in Deutschland 71 Wissenschaftlerinnen habilitiert bzw. eine Titularprofessur erhalten hatten. An der Universität Gießen folgten bis 1945 insgesamt drei Habilitationen von Frauen: Neben der genannten Margarete Bieber waren dies Charlotte von Reichenau, die 1927 für das Fach der Staatswissenschaften die *venia legendi* erhielt, und Elisabeth Lippert, die 1932 im Fach Psychologie habilitierte. Keine von ihnen erreichte das mit der Habilitation zweifellos angestrebte Ziel einer ordentlichen Professur.¹⁵

In der Nachkriegszeit änderte sich an dieser Situation zunächst nichts Grundlegendes. Nach 1945 knüpfte man an die Tradition der Ordinarieneruniversität der Weimarer Republik an, in deren Personalstrukturen Wissenschaftlerinnen an einflussreichen Stellen nicht vorgesehen waren. Nach wie vor hielt man an einem konservativen Frauenbild fest, das Frauen, wie schon 100 Jahre zuvor, am liebsten in der Rolle der Hausfrau und Mutter sah. Noch in einer von Hans Anger durchgeführten Studie aus dem Jahr 1960 kamen die in Professorenkreisen herrschenden Widerstände gegen den Anspruch von Frauen auf höhere Bildung zum Ausdruck. Nach einer dieser Untersuchungen zugrundeliegenden Umfrage an deutschen Universitäten standen 64 Prozent der befragten Professoren einem Frauenstudium ablehnend gegenüber, 32 Prozent schwankten zwischen neutral und ablehnend und nur vier Prozent nahmen zu diesem Thema eine sachlich neutrale Haltung ein. Angesichts dieses frauenfeindlichen Klimas überrascht es nicht, dass sich der Anteil der Frauen an den Studierenden an allen wissenschaftlichen Hochschulen in der BRD zunächst nur langsam erhöhte. 1950 lag er mit ca. 16 Prozent nur knapp über dem Stand, der in den letzten Jahren der Weimarer Republik er-

reicht worden war, und stieg in den nächsten zwei Jahrzehnten nur zögerlich an. Erst ab dem Ende der 1960er Jahre setzte ein Zustrom von Frauen an die Universitäten in einem bis dahin nicht vorstellbaren Ausmaß ein und trug damit entscheidend zur Entwicklung der deutschen Hochschulen zur modernen Massenuniversität bei, wie wir sie seit den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts kennen. Noch stärker als bei der Frage des Frauenstudiums kamen die in der Nachkriegszeit immer noch vorherrschenden Ressentiments gegenüber Akademikerinnen bei der Aufnahme von Frauen in die Lehrkörper der Universitäten zum Tragen. Obwohl es durchaus bereits habilitierte Frauen gab, wurden sie in den 1950er Jahren vorwiegend nur als Lehrbeauftragte eingestellt und hatten damit keine gesicherte berufliche Existenz. Nur eine verschwindend kleine Minderheit von ihnen konnte einen Lehrstuhl erlangen: 1960 hatten an allen wissenschaftlichen Hochschulen der BRD lediglich sechs Frauen eine ordentliche Professur inne (das entsprach 0,3 Prozent), im Jahr 1966 waren es 1,1 Prozent. Von diesem allgemeinen Trend machte die Universität Gießen keine Ausnahme. Im Jahr 1957 gab es im Gießener Lehrkörper lediglich zwei Frauen, beide waren Lehrbeauftragte und beide waren habilitiert. Eine von ihnen war die vor kurzem verstorbene Botanikerin Lore Steubing. Sie wurde im Wintersemester 1958/59 zur außerplanmäßigen Professorin am Botanischen Institut ernannt und war damit die erste Frau, die nach 1945 eine Professur in Gießen übertragen bekam. Etwas bessere Berufschancen im Hochschulbereich begannen sich für Akademikerinnen seit den Beginn der 1960er Jahre abzuzeichnen, als in der BRD nach den Empfehlungen des Wissenschaftsrats ein verstärkter Ausbau der Hochschulen einsetzte, mit dem die Kultusbürokratie auf die steigenden Studierendenzahlen reagierte. Die Justus-Liebig-Universität profitierte in besonderem Maße von dieser Entwicklung, da sie nach Wiedererlangung des Universitätsstatus im Jahr 1957 die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs verlorengegangenen Fächer (Geisteswissenschaften, Jura und Wirtschaftswissenschaften) wieder in zwei neuen Fakultäten etablieren konnte. Hierfür wurden eine Reihe neuer Stellen



Abb. 5: Anne-Eva Brauneck als Professorin in Gießen (Bildarchiv der Universitätsbibliothek und des Universitätsarchivs Gießen).

geschaffen, für deren Besetzung nicht immer in ausreichendem Maße geeigneter männlicher wissenschaftlicher Nachwuchs vorhanden war, so dass nun auch habilitierte Frauen zum Zuge kommen konnten. Bis 1970 waren fünf Lehrstühle in Gießen mit Frauen besetzt. Diese Zahl mutet auf den ersten Blick sehr klein an, stellte aber gegenüber früheren Verhältnissen einen beachtlichen Erfolg dar. Ihre Berufung hatten die fünf Akademikerinnen dem raschen Ausbau der neuen Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät und der Philosophischen Fakultät in Gießen zu verdanken (beide 1964 neugegründet), in deren Fächerspektrum wurden sie zu Professorinnen ernannt.¹⁶

Anne-Eva Brauneck

Anne-Eva Brauneck war im Dezember 1965 bundesweit die erste Juristin, die einen Lehrstuhl in einer Rechtswissenschaftlichen Fakultät erhielt.¹⁷

Für die Besetzung der neu eingerichteten Professur für „Strafrecht und Strafprozessrecht“ hatte die Planungskommission der Justus-Liebig-Universität Anne-Eva Brauneck in der Berufungsliste auf den zweiten Platz hinter einem männlichen Kandidaten platziert. Zur Begründung hieß es: „Wenn der Planungsausschuss Frau Dr. Brauneck auf die zweite Stelle der Liste gesetzt hat, so geschieht dies, weil sie in erster Linie Kriminologin ist. Sie erscheint daher, selbst unter Berücksichtigung ihres außergewöhnlichen Lebensganges mit ihrer großen praktischen kriminalistischen Erfahrung, für die Erstbesetzung eines strafrechtlichen Lehrstuhls weniger geeignet als der Erstplatzierte“.¹⁸ Diese Einschätzung ist bemerkenswert, da sich Brauneck für das Fach „Strafrecht und strafrechtliche Hilfswissenschaften“ habilitiert hatte. Nachdem der Erstplatzierte auf der Liste einen anderweitigen Ruf angenommen hatte, wurde die Berufungsliste ergänzt und an erster Stelle wurde erneut ein Wissenschaftler gesetzt, der ebenfalls primär für Strafrecht als qualifiziert galt. Erst nachdem auch dieser Ersatzkandidat einen Ruf nach Gießen abgelehnt hatte, wurde schließlich die zweitplatzierte Anne-Eva Brauneck berufen. Sie erreichte damit im Alter von 55 Jahren das angestrebte Ziel ihrer akademischen Laufbahn. Zwar hatte die 1910 geborene Brauneck – anders als Henriette Fürth und Margarete Bieber – schon ohne weiteres die Reifepflicht ablegen und das gewünschte Jura-Studium absolvieren können, aber sie war in der Fortsetzung ihrer Karriere durch massive Benachteiligungen während des NS-Regimes gehindert worden. Trotz ihrer erfolgreich bestandenen Promotion (1935) und der Großen Juristischen Staatsprüfung (1937) hatte sie zunächst keine ihrer Ausbildung entsprechende Berufstätigkeit ausüben können, da Frauen im NS-Staat nicht mehr zu volljuristischen Berufen zugelassen wurden. Stattdessen war sie von 1937 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs Beamtin der Weiblichen Kriminalpolizei im einfachen und mittleren Dienst in Hamburg und Berlin. In dieser Zeit widmete sie sich Studien zu den familiären Hintergründen jugendlicher Straftäter und stellte aufgrund einer Reihe eigener wissenschaftlicher Auswer-

tungen die Bedeutung der Erbanlage für die Kriminalität in Frage, worauf die Vorgesetzten in ihren Dienststellen zunehmend mit Argwohn reagierten.

Nach 1945 musste sie sich mühsam mit gelegentlichen journalistischen Arbeiten und Privatstunden ernähren, beschäftigte sich aber zusätzlich mit einem Studium der Psychologie. Erst im Jahr 1952 konnte sie wieder in die akademische Laufbahn zurückkehren, sie bekam eine Stelle als wissenschaftliche Assistentin bei dem Hamburger Professor und Präsidenten der Westdeutschen Rektorenkonferenz, Rudolf Sieverts. Bei ihm erkämpfte sie sich – wie sie selbst sagte – 1959 die Möglichkeit zur Habilitation. Damit hatte Anne-Eva Brauneck die Voraussetzung für ihre spätere Berufung nach Gießen geschaffen.

An der Justus-Liebig-Universität bot Professorin Brauneck von Anfang an neben Lehrveranstaltungen zu rein strafrechtlichen Themen auch solche in ihrem Spezialgebiet „Kriminologie“ an. 1969 erreichte sie die Umwandlung ihres Lehrstuhls in „Kriminologie und Kriminalpolizei“ und konnte sich so künftig verstärkt ihrem wissenschaftlichen Schwerpunkt widmen. Zu ihrer Lehrtätigkeit kamen die Mitarbeit im Kreis der sogenannten „Alternativprofessoren“, die laufend Reformmodelle im Gesamtgebiet des Strafrechts erarbeiteten, zahlreiche Publikationen zum Strafrecht und zur Kriminologie sowie die Mitwirkung an interdisziplinären forensisch-psychiatrisch-kriminologischen Seminaren für auszubildende Juristen und Mediziner. Gerade letzteres war für die damalige Zeit ein sehr moderner methodischer Ansatz. Ihre Stellung als Frau in einer männlich dominierten Fakultät und Universität reflektierte sie durchaus kritisch. In einem Interview sagte sie, dass sie in Sitzungen weniger Gewicht gehabt habe als die männlichen Kollegen „nicht ganz ohne meine Schuld, denn ich habe die Wichtigkeit, die Männer wohl schon früh für das Auftreten in solchen Rollen lernen, nicht aufgebracht, und im Grunde auch nicht aufbringen wollen ... Ich war keine den Männern imponierende Dame, aber auch kein um Hilfe bittendes sanftes Wesen, sondern etwas dazwischen, und das musste ich ... büßen“.¹⁹ Ihre sicher nicht einfache Situation



Abb. 6: Anne-Eva Brauneck im Jahr 1994 (Privatbesitz, Prof. Dr. Arthur Kreuzer).

veranlasste sie aber nicht, sich für frauenrechtliche Belange einzusetzen. Vielmehr war und blieb sie Einzelkämpferin. Für ihre weiblichen Studierenden dürfte sie wohl gerade durch diese unbeirrte Haltung und durch ihre erfolgreiche Lehr- und Publikationstätigkeit zum Vorbild für das Anstreben eigener wissenschaftlicher Karrieren geworden sein.

Ihre Wirkungsstätte Gießen hat die gebürtige Hamburgerin offenbar schon bald schätzen- und liebgelernt. Ihrem Nachfolger auf dem Lehrstuhl – Herrn Professor Arthur Kreuzer – schrieb sie bei seinem Amtsantritt an der Justus-Liebig-Universität: „Gießen mit seinen überschaubaren Maßen und der recht großen persönlichen Freiheit, die man hier hat – gar kein kleinstädtisches Milieu, Kleinstadt nur als angenehmer Hintergrund, kein Klatsch, keine Klüngerei oder so –, also gerade Gießen ist sehr nett für den Anfang und je nachher auch zum Bleiben“.²⁰ Geblieben ist sie denn auch nach ihrer Emeritierung 1976. Sie hielt weiterhin Kontakt

zu Gießener Kollegen und Freunden und verbrachte ihren Lebensabend im nahegelegenen Lich.

Bis ins hohe Alter war sie produktiv tätig, wobei sie sich wieder mehr mit psychologisch-philosophischen Fragen beschäftigte. Auch ihren lebenslangen Humor verlor sie nicht, 1994 – da war sie 84 Jahre alt – teilte die sonst Ehrungen eher abgeneigte Brauneck der Universität Gießen mit: „Nach meinem Tod möchte ich gern in einer Gießener Zeitung stehen, damit die Licher sehen, was sie an mir hatten. Aber sie merken wohl, dass mir auch das nicht ganz ernst ist“.²¹ Frau Professor Brauneck verstarb 2007 im Alter von 96 Jahren in Lich. Inzwischen ist sie weitgehend in Vergessenheit geraten. In einer vor kurzem von der Universität Gießen herausgegebenen Broschüre, in der bedeutende ehemalige Universitätsangehörige vorgestellt werden,²² ist auch Anne-Eva Brauneck mit einem Artikel vertreten und damit ist zumindest ein Anfang gemacht, dass sie an ihrer Gießener Wirkungsstätte in Erinnerung bleibt.

Helge Pross

Noch länger als im Falle Braunecks zog sich das Berufungsverfahren von Helge Pross hin.²³ Bereits für das Haushaltsjahr 1960 hatte die Universität Gießen eine ordentliche Professur für Soziologie im Rahmen des Ausbaus der geisteswissenschaftlichen Fächer zugewiesen bekommen, für deren Besetzung die zuständige Fakultät im Juli 1960 eine erste Liste vorlegte. Vorgeschlagen wurden ausschließlich männliche Kandidaten, von denen sich jedoch keiner zu einem Wechsel nach Gießen entschließen konnte. Daraufhin musste im Oktober 1961 ein neuer Besetzungsvorschlag erstellt werden, der wiederum nur männliche Wissenschaftler vorsah. Der prominenteste unter ihnen war Ludwig von Friedeburg, der wenige Jahre später als hessischer Kultusminister für Schlagzeilen in der Bildungspolitik sorgen sollte. Die Berufungsverhandlungen zogen sich bis Ende August 1963 hin, dann war auch diese Liste gepplatzt. Auf der dann im Februar 1964 erarbeiteten dritten Berufungsliste wurden schließlich auch die Namen von zwei Akademikerinnen

aufgeführt, darunter die an dritter Stelle platzierte Helge Pross. Obwohl sie „mit deutlichem Abstand“ zu den beiden übrigen Vorgeschlagenen genannt wurde, sah die Berufungskommission in ihr eine vielversprechende Nachwuchswissenschaftlerin. Nach erneut langwierigen Verhandlungen – auch dieses Mal konnte der Erstplatzierte nicht für Gießen gewonnen werden – ging der Ruf letztendlich an Helge Pross. Im April 1965 – knapp fünf Jahre nach Zuweisung der Professur – wurde sie zur ordentlichen Professorin für Soziologie und zur Direktorin des Soziologischen Seminars an der Justus-Liebig-Universität ernannt. Den am Beginn meines Vortrags zitierten Ausspruch „Weibliche Ordinarien werden erst dann berufen, wenn der Markt es erfordert“ hat Helge Pross zweifellos aufgrund der Erfahrung mit ihrer eigenen Berufung getroffen.²⁴

Bis zu ihrer Anstellung in Gießen hatte die junge Soziologin eine geradlinige akademische Ausbildung zurückgelegt. Geboren 1927 in Düsseldorf, hatte sie ihr Studium erst nach dem Zweiten Weltkrieg begonnen und hatte 1950 in Heidelberg promoviert. Da sie auch das Berufsfeld des Journalismus sehr interessierte, war sie danach zunächst zwei Jahre lang als Journalistin und freie Mitarbeiterin bei verschiedenen Zeitungen und Rundfunkanstalten tätig. Anschließend ermöglichte ihr ein Stipendium einen Studienaufenthalt in den USA, u.a. an der Stanford University in Kalifornien. Nach ihrer Rückkehr war sie ab 1954 am renommierten Frankfurter Institut für Sozialforschung wissenschaftliche Assistentin bei Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, wo sie sich 1963 habilitierte. Trotz dieses erfolgreichen Karriereverlaufs war sich Helge Pross ihrer Außenseiterrolle als Frau in einem noch völlig männlich dominierten Wissenschaftsbetrieb sehr bewusst. Sie war sich darüber im Klaren, dass sie mit ihrer Berufung auf eine ordentliche Professur eine herausgehobene Position an der Universität innehatte und ihr damit eine Vorbildfunktion für junge Studentinnen zuwuchs. Anders als ihre Kollegin Anne-Eva Brauneck setzte sie sich öffentlich engagiert für die Interessen von Frauen im Hochschulbereich ein. In einem Gespräch mit der „Gießener Allgemeinen Zei-

tung“ im Mai 1972 erklärte sie, dass die Universität immer noch ein „Herrenhaus“ sei und dass die ewig weiblichen Selbstzweifel an den eigenen Fähigkeiten endlich abgebaut werden müssten.²⁵ In diesem Zusammenhang sah sie die Aufgabe von Hochschullehrern darin, ihren jüngeren Mitarbeiterinnen den Rücken zu stärken und sie zu ermutigen, in Forschung und Lehre ihren eigenen Weg zu finden. Helge Pross hat sich dieser Aufgabe gestellt, sie hat zahlreiche Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler gefördert. Zu ihrem Schülerkreis gehörten 42 Doktoranden, etwa die Hälfte davon waren Frauen, eine für die damalige Zeit ungewöhnlich große Zahl.

Aber Helge Pross war nicht nur Wegbereiterin für akademische Karrieren von Frauen, sondern sie war auch Pionierin in der Auswahl ihrer wissenschaftlichen Forschungsfelder. Neben Themen zur Sozialstruktur und Demokratie gehörten für sie zur Soziologie auch Frauen- und Geschlechterfragen, was in den 1960er Jahren bei weitem noch nicht selbstverständlich war. In dieser Hinsicht war sie ihrer Zeit weit voraus. In zahlreichen empirischen Studien belegte sie die strukturelle Benachteiligung von Frauen und Mädchen. Dabei lenkte sie den Blick auch auf Gruppen von Frauen, die bislang von der soziologischen Forschung völlig unberücksichtigt geblieben waren, auf Hausfrauen, Landfrauen und Mütter. Ihre Untersuchung „Über die Bildungschancen von Mädchen in der Bundesrepublik“ (1969 erschienen bei Suhrkamp) zählt zu den bildungspolitisch wichtigen Büchern der Nachkriegszeit. Die wohl populärste Arbeit von Pross war ihre 1975 erschienene Publikation über „die Wirklichkeit der Hausfrau“, die zu einem Bestseller wurde. Es war die erste repräsentative Untersuchung über nicht erwerbstätige Frauen und Pross plädierte darin u.a. für die Ablösung der traditionellen Hausfrauenehe zugunsten partnerschaftlich orientierter Lebensgemeinschaften.

Ihre aus vorwiegend empirischen Studien gewonnenen Erkenntnisse nutzte Helge Pross nicht nur für den engeren wissenschaftlichen Diskurs, sondern verwertete diese auch journalistisch, um sie einem breiteren Publikum zur Verfügung zu stellen. Ihr Verständnis von De-



Abb. 7: Helge Pross bei ihrem Amtsantritt in Gießen (Bildarchiv der Universitätsbibliothek und des Universitätsarchivs Gießen)

mokratie-Lernen, von politischer Partizipation und ein gewisses Aufklärungsanliegen veranlassten die Soziologin immer wieder, als Akademikerin nicht im Elfenbeinturm der Wissenschaft zu bleiben, sondern damit in die Öffentlichkeit zu gehen. Ihr früher Wunsch, Journalistin zu werden, mag ihr dabei eine zusätzliche Motivation gegeben haben. Ihr journalistisches Interesse war sicher auch ausschlaggebend dafür, dass sie sich an der Universität Gießen Mitte der 1960er Jahre für die Einrichtung einer Pressestelle einsetzte, die sie dann jahrelang betreut und gefördert hat. Helge Pross verfasste zahlreiche journalistische Beiträge in der „Zeit“ und im „Spiegel“ und trug damit maßgeblich dazu bei, dass Ergebnisse soziologischer Forschung in gesellschaftspolitische Debatten Eingang fanden. Für die Frauen-Zeitschrift „Brigitte“ schrieb sie regelmäßig Kolumnen und bot damit einer großen Zahl von Leserinnen Orientierungshilfen. Mit diesem Transfer in die Gesellschaft hinein beschränkt sie Wege,



Abb. 8: Helge Pross während ihrer Tätigkeit an der Universität Gießen (Bildarchiv der Universitätsbibliothek und des Universitätsarchivs Gießen).

die heute für die Universitäten aktueller denn je sind. Ende der 1960er und in den 1970er Jahren war Helge Pross in allen Medien, in Funk und Fernsehen und in der Presse präsent. Zudem wirkte sie in wichtigen überregionalen Kommissionen mit und nahm in Anhörungen des Deutschen Bundestags Stellung zur Reform des Paragraphen 218 und zur Ehe- und Familienreform, also Reformen, die bahnbrechende Veränderungen für die Verselbständigung der Frauen bewirkt haben.

Die Universität Gießen, wo sie einen wesentlichen Teil ihrer empirischen Studien erarbeitete, verließ Helge Pross 1976 nach zermürbenden Auseinandersetzungen im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, zu dem ihre Professur gehörte, und folgte einem Ruf an die junge Gesamthochschule Siegen. Dort verbrachte sie noch einige produktive Jahre, bevor sie 1984 – mitten in der Schaffensphase – im Alter von 57 Jahren einem Krebsleiden erlag. Ihre einst prominente Persönlichkeit geriet dann rasch in Ver-

gessenheit. Die seit Mitte der 1980er Jahre anlaufenden Frauenfördermaßnahmen an den deutschen Hochschulen, die auf eine Gleichstellung der Geschlechter abzielten, die Einstellung von Frauenbeauftragten und die im Rahmen der Exzellenzinitiativen seit 2000 ins Leben gerufenen Gleichstellungskonzepte hat Helge Pross infolge ihres frühen Todes nicht mehr erlebt. Aber in diesem Zusammenhang erinnerte man sich an ihr frühes Engagement für die Gleichstellung der Frau und wurde sich wieder ihrer Person als einer Vordenkerin des Gender-Mainstreaming bewusst. Ihre letzte Wirkungsstätte, die Universität Siegen, benannte 1993 einen Preis nach ihr, er wird alle drei Jahre für herausragende wissenschaftliche Leistungen auf dem Gebiet der Soziologie der Geschlechter oder der Familie vergeben. Jüngst hat auch die Justus-Liebig-Universität im Zuge der Umsetzung ihres Gleichstellungskonzepts einen „Helge-Agnes-Pross-Förderpreis“ eingerichtet, mit dem hervorragende Qualifikationsarbeiten zur Frauen- und Geschlechterforschung ausgezeichnet werden sollen. Er ist im Jahr 2012 erstmals ausgeschrieben worden. In der Gießener Bevölkerung dürfte die engagierte Wissenschaftlerin auch wieder etwas bekannter geworden sein, nachdem im Jahr 2011 auf Initiative des Club Gießen Soroptimist International in der Reihe der „Gießener Köpfe“ eine Büste für Helge Pross am Neuen Schloss aufgestellt wurde.

Die Lebens- und Karriereverläufe der vier hier vorgestellten Frauen, von denen jede auf ihre Weise Geschichte geschrieben hat, zeigen exemplarisch, wie schwierig der Weg der Frauen in die Welt der Wissenschaft war und dass dieser Weg als Einzelkämpferin beschritten wurde. Trotz vieler inzwischen erzielter Erfolge ist die Förderung der Chancengleichheit in der Wissenschaft heute immer noch ein Thema. Bei einem Frauenanteil von weit über 60 Prozent an den Studierenden – es ist bundesweit einer der höchsten – sind an der Justus-Liebig-Universität zur Zeit knapp 20 Prozent aller Professuren mit Akademikerinnen besetzt, dies macht die weiterhin bestehende Unterrepräsentanz von Frauen in einflussreichen Positionen deutlich. Es bleibt abzuwarten, ob die aktuellen Gleichstellungskonzepte der Hochschulen, die angesichts

des zunehmenden nationalen und internationalen Wettbewerbs vor allem die Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses im Blick haben, hier durchgreifende Veränderungen zugunsten der Frauen bewirken werden.

Anmerkungen:

- ¹ Gießener Anzeiger, 28. Februar 1968.
- ² Charlotte von Siebold geb. Heiland wurde am 26. 3. 1817 von der Medizinischen Fakultät der Universität Gießen promoviert, vgl. Dekanatsbuch der Medizinischen Fakultät, Universitätsarchiv Gießen (künftig zitiert: UAG), Med. C 1 Bd. 3. Zur Biographie Charlotte von Siebolds vgl. Dagmar Klein, Frauen in der Gießener Geschichte. 52 Biographien und soziokulturelle Hintergründe. Gießen 1997, S. 66–71.
- ³ Zur Biographie von Henriette Fürth: Helmut Berding, Henriette Fürth (1861–1938). In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, Bd. 96, 2011, S. 5–21, dort auch weitere Literaturhinweise.
- ⁴ Simon Katzenstein (1868–1945) trat 1889 der Sozialdemokratischen Partei bei, arbeitete zunächst im hessischen Justizdienst, später als Journalist und Publizist, wurde 1919 in den Reichstag gewählt, emigrierte 1935 nach Dänemark und starb in Schweden.
- ⁵ Mit der Aufzeichnung ihrer Lebenserinnerungen begann Henriette Fürth im Alter von 70 Jahren. Diese Erinnerungen waren nicht zur Publikation bestimmt, sondern waren an ihre Kinder gerichtet. Erst aus Anlass ihres bevorstehenden 150. Geburtstags wurden sie 2010 veröffentlicht: Henriette Fürth, Streifzüge durch das Land eines Lebens. Autobiographie einer deutsch-jüdischen Soziologin, Sozialpolitikerin und Frauenrechtlerin (1861–1938). Mit einem Vorwort von Helga Krohn. Hrsg. von Monika Graulich, Claudius Härpfer und Gerhard Wagner in Kooperation mit Ursula Aptsch und Darja Klingenberg. Wiesbaden 2010 (Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen XXV). Das obige Zitat findet sich auf S. 35f.
- ⁶ Ein mittelbürgerliches Budget über einen zehnjährigen Zeitraum. Nebst Anhang: Die Verteuerung der Lebenshaltung im Lichte des Massenkonsums. Jena 1907.
- ⁷ Henriette Fürth, Streifzüge (wie Anm. 5), S. 212.
- ⁸ Henriette Fürth, Streifzüge (wie Anm. 5), S. 320.
- ⁹ Hugo Sinzheimer, Nachruf auf Henriette Fürth. In: De Socialistische Gids. Amsterdam 1938, S. 483–486. Übersetzung von Dieter Maenner.
- ¹⁰ Dieser Vortrag wurde 2011 in den „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ gedruckt, vgl. Anm. 3.
- ¹¹ Zur Biographie von Margarete Bieber vgl. u.a.: Hans-Günter Buchholz, Margarete Bieber (1879–1978), Klassische Archäologin. In: Hans Georg Gundel, Peter Moraw, Volker Press (Hg.), Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Bd. 1, Marburg 1982, S. 58–73; Matthias Recke, Die Klassische Archäologie in Gießen. 100 Jahre Antikensammlung. Gießen 2000, S. 65–90; Eva-Marie Felschow, Schwieriger Anfang, jähes

Ende und ein Neubeginn in der Ferne. Das Schicksal der Margarete Bieber. In: Horst Carl, Eva-Marie Felschow, Jürgen Reulecke, Volker Roelcke, Corina Sargk (Hg.), Panorama. 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur. Gießen 2007, S. 278–283.

- ¹² Vgl. hierzu: 50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland. Eine Dokumentation über den Zeitraum von 1920–1970, bearbeitet von Elisabeth Boedeker und Maria Meyer-Plath. Göttingen 1974.
- ¹³ UAG Berufungsakten, 1. Lieferung, Karton 2: Margarete Bieber.
- ¹⁴ Zentrale Verwaltung der Universität Gießen, Akte Nr. 050-05, Verstorbene Ehrensenatoren A–B, Ehrensenatorenakte von Margarete Bieber.
- ¹⁵ Vgl. hierzu: Eva-Marie Felschow, „Feminae doctissimae“ – Die ersten Akademikerinnen an der Universität Gießen. In: Marion Oberschelp, Eva-Marie Felschow, Irene Häderle, Carsten Lind (Hg.), Vom heimischen Herd in die akademische Welt. 100 Jahre Frauenstudium an der Universität Gießen 1908–2008. Gießen 2008, S. 42ff.
- ¹⁶ Vgl. hierzu: Irene Häderle, Gegen alle Widerstände – Studentinnen und Hochschullehrerinnen an der Universität Gießen von 1946 bis Mitte der siebziger Jahre. In: Vom Heimischen Herd ... (wie Anm. 15), S. 53–68, von diesem Beitrag stammen auch die genannten statistischen Angaben.
- ¹⁷ Zur Biographie von Anne-Eva Brauneck: Arthur Kreuzer, Zum Tod von Anne-Eva Brauneck. In: Monatschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform 90, 2007, S. 351–359.
- ¹⁸ UAG Berufungsakten 10. Lieferung, Karton 1: Anne-Eva Brauneck.
- ¹⁹ Zitiert nach: Arthur Kreuzer, Zum Tod von Anne-Eva Brauneck (wie Anm. 17), S. 358.
- ²⁰ Zitiert aus Unterlagen, die mir Frau Gisela Kreuzer freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat.
- ²¹ Schreiben Anne-Eva Braunecks vom 2. 12. 1994. In: UAG (wie Anm. 18).
- ²² Bedeutende Persönlichkeiten an der Universität Gießen 1607 bis 2011. Gießen 2011.
- ²³ Zur Biographie von Helge Pross vgl. u.a.: Roswitha Theis, Partizipation und Demokratie. Die Soziologie der Helge Pross. Frankfurt am Main 1989; Evelyn Tegeler, Frauenfragen sind Männerfragen. Helge Pross als Vorreiterin des Gender-Mainstreaming. Opladen 2003; Sigrid Metz-Göckel, Helge Pross – eine Pionierin der Soziologie in der Nachkriegszeit. In: Vom Heimischen Herd ... (wie Anm. 15), S. 69–82.
- ²⁴ Zu diesem Berufungsverfahren vgl. UAG Berufungsakten 3. Lieferung, Karton 15: Helge Pross.
- ²⁵ Gießener Allgemeine Zeitung, 26. 5. 1972.

Kontakt:

Justus-Liebig-Universität Gießen
Universitätsarchiv
Dr. Eva-Marie Felschow
Otto-Behaghel-Straße 8
35394 Gießen
Eva-Marie.Felschow@admin.uni-giessen.de



Claus Leggewie

PolitikerInnen in Gießen*

Einleitung

Unter den Gießenern, die Geschichte schrieben, sind erstaunlich viele über Gießen hinaus bekannt gewordene politische Menschen – Berufspolitiker, die von der und für die Politik leben, ebenso wie Protagonisten der Bürger- und Zivilgesellschaft, die in der Regel ehrenamtliche Amateure sind, bisweilen aber auch für das Politische leben. „Gießener Politiker“ beiderlei Geschlechts definiere ich ausdrücklich weit – das sind Leute, die in Gießen geboren und aufgewachsen, womöglich aber andernorts Karriere gemacht haben, und Leute, die aus anderen Regionen stammend in Gießen gewirkt haben. Weit auch noch insofern, als ich Gießen als das heutige Oberzentrum für die umliegende Region betrachte, also einschließlich zum Beispiel Wetterau und Vogelsberg.

Ich möchte folgendermaßen vorgehen: Erst wende ich einen alten Wahlspruch der US-amerikanischen Politik auf Gießen an – *all politics is local*. Alle Politik ist im Grunde lokaler Natur? Damit wollte ein demokratischer Kongressführer, es war der berühmte Tip O’Neill, als Abgeordneter im Bundesstaat Massachusetts zum Ausdruck bringen, dass Politiker zuallererst ihrer „constituency“, ihrer lokalen Wählerbasis verpflichtet sind und in diesem Licht auch nationale und globale Angelegenheiten beurteilen und abstimmen. Das verführt zum Provinzialisismus und zum Sankt-Florians-Prinzip, andererseits verschafft es der Politik die notwendige Bodenhaftung. Die Gemeinde ist der Ort, an dem wir Politik am ehesten erleben und persönlich identifizieren können, nicht nur im Fernsehen oder online.

In diesem Sinne möchte ich anhand einiger Beispiele ergründen, ob es auch eine Art genius lo-

ci der Gießener Politik gibt, etwas, das diese Stadt in besonderem Maße auszeichnet. Und ich möchte das nicht nur rückblickend, in historischer Sicht tun. Die kleine Vorführung ausgewählter Gießener Politik-Prominenz soll idealerweise auch Gedanken freisetzen über unsere Möglichkeiten, in unserer Stadt politisch tätig zu werden, einzugreifen, eine bessere Zukunft für unsere Kinder und Enkel zu schaffen.

1. Alle Politik ist lokal

In den letzten Jahrzehnten ist das Gros der politischen Ämter (nicht nur) in Gießen männlich besetzt gewesen. Erst seit Kurzem hat die Stadt mit Dietlind Grabe-Bolz die erste Oberbürgermeisterin. Als eine Vorläuferin – Politik achtet sehr auf solche Traditionen und Genealogien – kann man ihr Henriette Fürth zur Seite stellen, eine sozialdemokratische Kommunalpolitikerin von Rang. 1861 in einer bürgerlichen jüdischen Familie in Gießen geboren, wurde sie eine herausragende Frauenrechtlerin und Sozialpolitikerin der SPD der 1890er Jahre, auch gehörte sie zu den Gründerfiguren der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Da sie in dieser Vortragsreihe unter den „Kämpferinnen“ bereits gewürdigt worden ist, belasse ich es bei der Erwähnung und füge nur hinzu, dass – ganz typisch für lokale Größen – in Gießen eine Straße und eine Parteizentrale nach ihr benannt worden ist. Nur ein kurzer Hinweis auf die Visualisierung von Politik. Wo heute uniforme Passfotos dominieren, gab es gestern und vorgestern eine nicht minder stereotype Ahnengalerie nach aristokratischem Muster, denn es ist nicht ohne Belang für das „Ansehen“ von Politik, wie jemand aussieht oder in Szene gesetzt wird. Dabei erlebt Politik eine besondere Ambivalenz: Politiker werden viel gesehen, sind aber nicht unbedingt angesehen. Die hohe Visibilität geht

* Vortrag, gehalten am 19. November 2012 im Konzertsaal des Gießener Rathauses.

mit einem Reputationsverlust besonders seit den 1980er Jahren einher.

Politik findet üblicherweise in Parlamenten und Ministerien statt, aber eben auch im Wohnzimmer, an Arbeitsplätzen und auf der Straße. Fünf Personen möchte ich hier als Verfechter der außerparlamentarischen Politik erwähnen, die in einem modernen, bürgergesellschaftlichen Verständnis zum Politischen elementar hinzugehört.

Gießen hat starke rebellische Figuren und Personen hervorgebracht und erlebt, deren berühmteste Georg Büchner und Horst-Eberhard Richter sein dürften. Ersterer hat in (dem ihm überaus verhassten) Gießen nur wenige Monate seines kurzen Lebens verbracht, hier aber mit Friedrich Ludwig Weidig den Hessischen Landboten verfasst. Letzterer hat hier die entscheidenden Jahre seines Lebens als Psychoanalytiker und engagierter Sozial- und Friedenskämpfer verlebt und ist, nach einigem Hin und Her, zum Ehrenbürger der Stadt ernannt worden. Mit Gießen in Berührung gekommen war auch die Deutsch-Amerikanerin Mildred Harnack-Fish, die als Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus aktiv war. Auf die beiden anderen, weniger bekannten Personen komme ich noch ausführlicher zu sprechen.

Zunächst aber zu der These dieses Vortrags zum lokalen Kolorit der Politik in Gießen: Politik(er) in Gießen haben parteiübergreifend (und nicht in einem engen parteilichen Sinne) eine sozialdemokratische Grundorientierung, es gab starke rebellische Leitfiguren und Episoden, aber auch eine Neigung zur Klientelpolitik, heute ist die Bürgergesellschaft relativ schwach entwickelt. Darüber wird sicher zu reden sein.

Vorab noch einige Präliminarien. Wenn ich von Politik als Beruf spreche, denke ich mit Max Weber an eine typisch moderne Form von Politik, die sich von anderen sozialen Systemen wie der Wirtschaft oder der Religion unterscheidet als jene Sphäre, in der kollektiv verbindliche Entscheidungen gefällt und durchgesetzt werden. Politiker sind dabei nicht nur Entscheider, sondern auch Volksvertreter, Repräsentanten und Redner. Der in dieser Region sehr beliebte Landrat Willi Marx hat bei seiner Verabschiedung seinen Fahrer angesprochen und erwähnt, er sei

mit ihm rund 400.000 Kilometer über Land gefahren, dienstlich nehmen wir an und das heißt: zu Redeauftritten und Besprechungen. Politik ist öffentliche Rede und Sitzung, in Parlamenten wie in Hinterzimmern. Handy und Mail sind wesentliche Transportmittel, auch die lokale Zeitung und gelegentlich der Auftritt im Fernsehen.

Als Weber 1919 seinen berühmten Vortrag „Politik als Beruf“ hielt, gar nicht so lange vor der Erfindung des Fernsehens (in den USA), fand gerade der Übergang von der Honorarrentenpolitik des Kaiserreichs zur Berufspolitik der Weimarer und später Bundesrepublik statt, die bestimmten sozialen Milieus und Weltanschauungen verbunden bleibt, bei den politischen Eliten aber einen verbindenden professionellen Zug aufweist, die – ganz wichtig – demokratisch durch Wahlen und Abstimmungen legitimiert sein müssen und in der Regel über Parteien wirken. Das war bei der kommunalen Politik zuletzt der Fall, aber jetzt sind auch die Rathäuser fest in der Hand der großen Volksparteien.

Politik ist stets eingebettet in historisch-strukturelle Voraussetzungen, in Milieus und Strukturen. Gießen ist ab 1250 Stadt, ab 1370 hat diese einen Bürgermeister und Rat, sie ist lange Jahrzehnte Residenzstadt mit Universität (gegr. 1607), sie wird Garnisonsstadt ab 1867 und erlebt eine bürgerliche Modernisierung am Ende des 19. Jahrhunderts, die ein selbstbewusstes Bürgertum und eine nicht minder selbstbewusste Arbeiterbewegung hervorbringt. Die Stadt erlebt einen gewissen Niedergang in der Weimarer Republik, deren Nutznießer eine überdurchschnittlich starke NSDAP ist, die wiederum auf eine aktive NS-Studentenschaft zurückgreifen konnte. Die Katastrophe kommt mit der Totalbombardierung 1944, es folgt eine halbherzige Entnazifizierung und die Besetzung durch US-Truppen, die in dieser Region besonders zahlreich sind und lange bleiben. Der Wiederaufbau ist im Wesentlichen unter sozialdemokratischer Ägide erfolgt, Gießen erholt sich als Universitätsstadt und Oberzentrum der ländlich geprägten Region. Das gescheiterte Lahnstadt-Projekt soll nicht unerwähnt bleiben – eine große Fehlkalkulation der hiesigen Politik.

Die Liste der Landräte und Oberbürgermeister zeigt, dass in den fast siebzig Jahren nach dem Krieg die Sozialdemokraten mehr als 35 bzw. 45 Jahre die Oberhand behalten haben, es nur den Freien Wählern einmal gelungen ist, das Kondominium zu unterbrechen und den Christdemokraten im Wesentlichen in den Umbruchphasen der 1970er Jahre und zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Wir kommen auf die Gründe zurück.

Ich komme zum zweiten Teil mit einigen markanten Beispielen von Persönlichkeiten, die ihnen zum Teil noch vertraut sein dürften, zum Teil aber auch ganz unbekannt sein könnten.

2. Gießener Politik-Panoptikum: Politische Generationen 1610–2010 in Gießen (und um Gießen herum)

Beginnen möchte ich mit einer Randfigur: Johann Balthasar Schupp (1610 Gießen–1661 Hamburg), der lange vor der modernen Politik in der Residenzstadt geboren ist und uns zeigen soll, wie die kritische Rede des aufziehenden Bürgertums, nicht zufällig verkörpert durch einen Theologen und Prediger, moderne Politik durch Öffentlichkeit geprägt hat. Unter den schönen Alias-Namen Schuppius und Ambrosius Mellilambius wirkte er als Hofprediger in Braubach, hielt 1648 zum Abschluss des 30-jährigen Krieges (einer Art deutsch-europäischen Urkatastrophe) in Münster Friedenspredigten, wirkte weiter als scharfzüngiger Prediger, Satiriker, Lyriker und Religionskritiker in Hamburg, was ihm ein Publikationsverbot einbrachte.

Es war im Wesentlichen die Kraft der öffentlichen Rede und der Schriftstellerei, zum Teil auch das Wirken von Professoren und Intellektuellen, die arkane Macht-Verhältnisse zum Tanzen brachte, und hier haben sich Gießener in besonderem Maße rebellisch hervorgetan. Wir springen dazu in die Epoche des Vormärz, als das Heilige Römische Reich deutscher Nation niedergeht, mit ihm die Könige und Fürsten in Frage gestellt werden, soziales Elend und Ungleichheit zum Skandal werden, man den Palästen den Krieg erklärt – vor dem März, weil man damit umstürzlerische Aktivitäten zwischen der Französischen Revolution von 1789 und der

Märzrevolution 1848 bezeichnet. Gießen und Umgebung erleben hier radikal-demokratische und vor allem demokratisierende *homines politici*, die mit der Frage ringen, meist auch ganz existenziell, ob man die Verhältnisse illegitimer Herrschaft und sozialer Unterdrückung auf revolutionärem, gewaltsamem Wege auflöst oder friedlich, mit reformerischen Mitteln. Hier die radikale Version: „*Wir müssen die Volksfreiheit erlangen durch jedes Mittel, welches nur immer sich uns bietet. Aufruhr, Tyrannenmord und alles, was man im gewöhnlichen Leben als Verbrechen bezeichnet und mit Recht straft, muss man einfach nur zu den Mitteln zählen, ... zu den Waffen, welche gegen die Tyrannen allein uns übrig bleiben.*“ (Karl Follen)

Mit den Gebrüdern Karl, Adolph Ludwig und Paul Follen, den streitbaren Söhnen des Gießener Hofgerichtsadvokats Christoph Follenius, hat der Vormärz drei markante Vorkämpfer der Eroberung der Demokratie von unten in Gießen hervorgebracht, deren Leben und Wirken man im Kollektiv grob so beschreiben kann: gutbürgerliche Herkunft, christliche Erziehung, Studium der Jurisprudenz bzw. Theologie, Konflikt mit den universitären und politischen Autoritäten (Relegation, der Verweis von der Universität, war das mindeste), Leiden an den deutschen Verhältnissen und Organisation von Gegenmacht (z.B. in den Urburschenschaften, wo die Gießener Schwarzen gewissermaßen den autonomen Block bilden), Turnbewegung und „*Teutsche Lesegesellschaft zur Erreichung vaterländisch-sittlicher Zwecke*“, Zweifrontenkrieg gegen die französische Hegemonie und die deutschen Duodezfürsten, stets nach dem Motto „Nieder mit Thronen, Kronen, Frohnen, Drohnen und Baronen“, Landesverratsanklagen und Verfassungsentwürfe, Emigration in die Schweiz bzw. USA, wo der eine, Karl Theodor, Harvard-Professor und Kirchengründer wird, reich heiratet, aber bei einem Schiffsunglück ertrinkt, und der andere, Adolf Ludwig, sich verarmt der Seidenraupenzucht verschreibt und unbekannt verstirbt. Der Jüngste, Paul, nicht zu vergessen, gründet 1830 die Deutsche Auswanderungsgesellschaft für diejenigen, die den deutschen Verhältnissen entrinnen wollen wie er selbst später.

Eine pralle Geschichte, auf die man in Gießen stolz sein könnte und welche die historische Bifurkation des 19. Jahrhunderts: Reform oder/versus Revolution in fast allen Nuancen durchnimmt und auslebt, in den einzelnen Lebensgeschichten sehr gebrochen und widersprüchlich, der rückblickenden Bewertung ohne jede Teleologie und Determinismus.

Zum Kapitel „Reform“ könnte man hier auch den alles überragenden Gießener Justus Liebig als Quasi-Politiker einführen, hat er doch gegen das Aufstandsprogramm der Schwarzen und die Kriegserklärung von Weidig und Büchner die aus seiner Sicht probateste Alternative bereitet: die Melioration der Lebensverhältnisse armer Bauern und Volksschichten durch technisch-wissenschaftlichen Fortschritt und Steigerung der Agrarproduktivität.

Gerechtigkeit war damit im 19. Jahrhundert noch lange nicht eingezogen, und das Dauer-Skandalon dieser sozialen Frage war auch das Movers der deutschen und europäischen Arbeiterbewegung, für die wiederum ein Gießener steht: Wilhelm Liebknecht (29. März 1826 Gießen–7. August 1900 Charlottenburg), der von allen Politikern sicher den welthistorisch größten Rang beanspruchen darf. Liebknecht stammt aus einem bürgerlichen Elternhaus, besucht das Gymnasium und wird, als Großneffe Weidigs, ein Freidenker, der das Studium der Philologie und Theologie absolviert, der Burschenschaft Alemannia beitrifft, eine Zimmermann- und Büchsenmacherlehre anschließt und bei der seinerzeit berüchtigten „Studentenmeute in Gießen“ (auf der Burg Staufenberg) dabei ist. 1847/48 wird er Lehrer an einer Schule des Erziehungsreformers Fröbel, er nimmt als 1848er an der Revolution in Paris und in Baden, der Speerspitze der deutschen Revolution, teil. Das bringt ihm Verhaftung und Exil in die Schweiz ein, wo er wiederum ausgewiesen wird. Liebknecht zieht weiter nach England, wo er dem von Karl Marx und anderen geführten „Bund der Kommunisten“ angehört. 1862 kehrt er in das auf dem Wege seiner Vereinigung unter preußischer Führung befindliche Deutschland zurück, wirkt in den Arbeiterbildungsvereinen mit, aus denen sich der ADAV herausbildet. Liebknecht wird Redakteur des

Parteiblattes *Der Social-Democrat*, wo er eine Auseinandersetzung mit Ferdinand Lassalle hat und August Bebel begegnet. Beide betreiben die Gründung der SDAP in Eisenach, die Mitglied der Ersten Internationale wird; die anti-preußische und Anti-Kriegs-Position Liebknechts bringt ihm nach dem Leipziger Hochverratsprozess zwei Jahre Haft ein. Liebknecht wird Abgeordneter im Reichstag, nach dem Gothaer Vereinigungs-Parteitag wird die Sozialdemokratie die zahlenmäßig größte politische Macht im Kaiserreich.

Das Gothaer Programm ist ein revolutionäres, doch die Praxis der SPD ist keine umstürzlerische, vielmehr setzt die Parteiführung auf allmähliche Eroberung parlamentarischer Mehrheiten und der staatlichen Herrschaft. Das Sozialistengesetz und der „Belagerungszustand“ bringen Liebknecht zunächst aber wieder hinter Gitter, er reist durch Europa unter anderem mit dem Ziel der Gründung der Sozialistischen Internationale in Paris und wird Chefredakteur des *Vorwärts*, wo er sich gegen Eduard Bernstein und den Reformismus wendet. Eine letzte Haftstrafe ereilt ihn 1896 wegen „Majestätsbeleidigung“. Zu seinem Tod im Jahr 1900 soll der Trauerzug die größte politische Massenversammlung bis dato gewesen sein. Wilhelm Liebknechts Sohn Karl wird als Mit-Begründer der Spartakisten und der KPD in die Geschichte eingehen, die das Grunddilemma Reform oder Revolution als Binnenwiderspruch der Sozialdemokratie durch eine radikale Linksabspaltung aufzulösen versucht. Liebknecht war, wenn man sein Wirken zusammenfassen sollte, ein „Soldat der Revolution“, der intellektuell und organisatorisch durch andere Figuren der Linken überragt wurde, für die Entwicklung der Arbeiterbewegung jedoch eine kaum zu überschätzende Rolle gespielt hat.

Diese entwickelte sich auch in dem bis dahin sehr stark agrarisch geprägten Mittelhessen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, worauf hier aus Zeitgründen nicht näher eingegangen werden soll.

Einen anderen, bürgerlich-pazifistischen Typus von Sozialdemokraten verkörperte Reinhard Strecker (1876 Berlin–1951 Gießen): Er stammt aus einer Majorsfamilie, studierte Philosophie

und wurde SPD-Mitglied im Ersten Weltkrieg, dem zentralen Katastrophenerlebnis seiner Generation. Zwischen 1919 und 1921 wirkte er als hessischer Kultusminister, trat der pazifistisch orientierten Deutschen Friedensgesellschaft und dem Guttemplerorden bei, war im Widerstand gegen den Nationalsozialismus aktiv und wurde nach 1945 Stadtschulrat in Gießen, wo er auch eine Philosophie-Dozentur innehatte. Die SPD schloss ihn aus wegen seiner Mitarbeit im neutralistischen „Nauheimer Kreis“. Bei Strecken stehen zwei Motive im Vordergrund, die viele politische Figuren in Gießen ausgezeichnet haben: das Engagement für den Weltfrieden und eine pädagogische Orientierung, die durchaus in der Tradition von Liebknechts Motto „Wissen ist Macht“ anzusiedeln ist.

Nicht auslassen kann man in der Gießener Politiker-Geschichte jene Figuren, die sich als Politiker der Vernichtung betätigt haben. Beispielfähig sei hier der Kommunalpolitiker Heinrich Ritter (18. Februar 1891 Gau-Odernheim–15. März 1966 Rüsselsheim) hervorgehoben, der im April 1934 Oberbürgermeister von Gießen wird und ab 1935 als stellvertretender Kreisleiter der NSDAP fungiert; im März 1936 wird er für den Wahlkreis 33 (Hessen) Mitglied des braunen Reichstages. Ritter wirkt mit an der Zerschlagung der Arbeiterbewegung in Hessen, an der damaligen Stadtentwicklung, die unter anderem den Anschluss an die Reichsautobahn brachte; beteiligt war er auch an der Arierisierung jüdischen Eigentums nach 1933 bzw. 1938 und an der Deportation von über 1.000 Gießener Juden aus dem Zwischenlager Goetheschule in die Vernichtungslager. Verantwortlich gemacht wurde er dafür nicht: nach dem Krieg tauchte er als einer der vielen Namenswechsler unter dem Pseudonym „Heinz Möller“ unter, später profitierte er von der Amnestie der frühen Bundesrepublik Deutschland. Als Fußnote mag man hier anfügen, dass ein gewisser Johannes Nowara unter dem falschen Namen „Neumann“ im April 1947 Bürgermeister von Gießen und vom 1. bis 22. Juli 1948 Landrat werden konnte. Der NS-Funktionär im Sudetenland legte sich nach 1945 eine neue Identität als regimeverfolgtter „Johannes Neumann“ zu, doch flog der Schwandel auf. Wegen Urkundenfälschung, Fäl-

schung des Entnazifizierungsbogens, Urkundenvernichtung im Amt, Diebstahl und Gefängnismeuterei (nach einem Ausbruch) wurde er zu 2 Jahren und 3 Monaten Haft verurteilt.

Der Nationalsozialismus in Gießen war kein kurzes Intermezzo. Seine Stärke bezog er aus einer schon früh antisemitisch und revisionistisch gestimmten Studentenschaft, deren Ressentiment mit den Folgen der Weltwirtschaftskrise wuchs und rabiat wurde, und aus einer mittelständischen Wählerschaft, die Ende der 1920er Jahre im Verhältnis zum Durchschnitt der Weimarer Republik überproportional NSDAP wählte. Auch gab es 1945, wie die Beispiele Ritter und Nowara zeigen, keine „Stunde Null“. Ein typischer Vertreter des kommunalen Neuaufbaus war Berthold Martin (1913 Eisemroth/Dillkreis–1973 Gießen). Er hatte 1933 das Studium der evangelischen Theologie aufgenommen und wurde Mitglied der oppositionellen Bekennenden Kirche; da er keine Pfarrstelle bekam, studierte er Medizin und absolvierte seine klinische Ausbildung in Gießen. Nach dem Krieg wirkte er dort als Psychiater und Oberarzt an der Landesheilanstalt. Bekannt wurde er als Dezernent für das Jugend- und Gesundheitsamt der Stadt Gießen, der sich mit dem Wohnheim Berthold-Martin-Haus des Vereins für Jugendfürsorge und Jugendpflege e.V. ein Denkmal setzte. Martin war Gründungsmitglied der CDU in Gießen, wurde Mitglied des Stadtparlamentes und Fraktionsvorsitzender sowie ab 1948 ehrenamtliches Mitglied des Magistrates als Dezernent in verschiedenen Ämtern, zuletzt im Gesundheitsamt. 1954 bis 1957 war er Landtagsabgeordneter der CDU, 1957–1973 MdB im Wahlkreis Obertaunuskreis. Dort war er zwischen 1961 bis 1965 als Vorsitzender des Bundestagsausschusses für Kulturpolitik und Publizistik tätig und 1965 bis 1972 im Vorstand der CDU/CSU-Bundestagsfraktion als Vorsitzender des Fraktionsarbeitskreises für Wissenschaft und Publizistik tätig. 1971–1973 leitete er die Enquete-Kommissionen „Auswärtige Kulturpolitik“; Martin gilt als einer der Väter des Filmförderungsgesetzes 1967.

Der CDU-Mann machte eine für viele mittelhessische PolitikerInnen typische Karriere von der kommunalen auf die Landesebene. Das heraus-

ragende Beispiel ist hier der mittelhessische Sozialdemokrat Albert Osswald (16. Mai 1919 Gießen-Wieseck–15. August 1996 Schwan-gau), der das politische Geschäft von der Pleke auf lernte, als Oberbürgermeister der Stadt Gießen und als klassischer Landesvater in Erinnerung geblieben ist. Osswald war Sohn eines „roten“ Maurers aus Wieseck, machte als junger Mann eine kaufmännische Lehre und war zwischen 1939 bis 1945 Soldat. 1945 trat er in die SPD ein, saß im Rat der Stadt Gießen von 1949 bis 1954, war ab 1954 drei Jahre Kämmerer und von 1957 bis 1963 ein ausgesprochen beliebter Oberbürgermeister. Seine Amtszeit ist geprägt durch den Wiederaufbau Gießens (Gießener Ring, Kongresshalle), durch den (gescheiterten) Versuch, Gießen und Wetzlar zur „Lahnstadt“ zu verbinden und nicht zuletzt durch die Wiedereröffnung der Universität. Zu erwähnen ist auf der Haben-Seite die Partnerschaft mit der israelischen Stadt Netanya, deren Bürger Abraham Bar-Menachem (1912 als Alfred Gutmuth in Wieseck geboren) später zum Ehrenbürger Gießens ernannt wurde (vgl. seine Lebensgeschichte in „Bitterer Vergangenheit zum Trotz“ von 1992).

Die glänzende Karriere des populären Osswald ging zunächst auf der Landesebene unbeirrt weiter: seit 1963 war er Staatsminister für Wirtschaft und Verkehr, später für Finanzen (unter dem Kosenamen „Dukaten-Ossi“). 1969 war Osswald als Ministerpräsident einer SPD-Alleinregierung auf dem Höhepunkt seiner Macht, musste aber 1970 eine sozialliberale Koalition mit der FDP eingehen und sah sich einer zähen Opposition der SPD-Linken wie der von Alfred Dregger geführten Union gegenüber. Zu Fall brachte ihn die persönliche Verstrickung in den so genannten „Helaba-Skandal“; 1976 schaffte er noch einen knappen Wahlsieg, musste aber 1976 zurücktreten („Ich scheidet als ehrenwerter Mann“). Mit dem Namen Osswald, der sich verbittert zurückzog, verbindet sich ein typisches Profil der von Planungsdenken, Keynesianismus und Bildungsreform geprägten Sozialdemokratie der 1970er Jahre, die auf Verwaltungsrationalität setzte (wie mit der Gebietsreform und – „Hessen vorn“ – dem Großen Hessenplan), ferner auf Computerisierung, Bil-

dungsreformen und erste Anfänge der Umweltforschung. Die zugleich aber auch von einer gewissen Machtarroganz und Hybris geprägt war, wobei Osswald weniger der Technokrat war als der allseits beliebte „Oswaldo Osswaldini“, wie er sich im damals viel gesehenen, von Hessenkolorit bestimmten „Blauen Bock“ präsentierte, genau wie im stets jovialen Gespräch mit seinen Landeskinderen auf Straßen und Plätzen. Wir reden hier über den Abschnitt der westdeutschen Politik, als diese ihr höchstes Ansehen genoss und dem Interventions- und Umverteilungsstaat noch viel zugetraut wurde.

Die Ära Osswald wirkt heute schon wie aus einer anderen Zeit. Dennoch kann man Ende 2012 eines mit großer Sicherheit sagen: auch der nächste Ministerpräsident wird aus Gießen stammen, spitzt sich die politische Auseinandersetzung doch zu auf das Duell zwischen dem Gießener Rechtsanwalt Volker Bouffier, der als stellvertretender CDU-Vorsitzender die konservative Tradition der Hessen-Union von Alfred Dregger über Manfred Kanther bis Roland Koch hochhalten soll, und dem Gießener Sozialpolitiker Thorsten Schäfer-Gümbel, der das Amt als Landesvorsitzender der arg gerupften Hessen-SPD in einer tiefen Krise eher als Not- und Übergangslösung übernommen, die Landespartei seither aber in eine demoskopische Pole-Position hineingebracht hat.

Mag Gießen auch den Ministerpräsidenten des Landes Hessen stellen, so (noch) nicht den Bundeskanzler, das Amt, für das der Übergangsgießener Frank-Walter Steinmeier 2009 als damaliger Außenminister der Großen Koalition gegen Angela Merkel angetreten war und verloren hatte. Seine Berührung mit Gießen datiert auf seine Zeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Jura-Fachbereich der Justus-Liebig-Universität um 1990 herum. Seine überaus positive Würdigung der Stadt an der Lahn sei hier von seiner Webseite zitiert: „Nach dem Studium absolvierte ich mein Referendariat in Frankfurt, ging aber für Assistenzzeit und Promotion zurück an die Justus-Liebig-Universität in Gießen, der ich als Student, wissenschaftlicher Mitarbeiter, Assistent und Doktorand bis 1991 verbunden blieb. Es war eine Zeit der persönlichen und politischen Freiräume. Viele meiner Überzeu-

gungen bildeten sich während meines Studiums; intensives Lesen und Diskutieren schärfte meinen Blick auf Politik und Gesellschaft. Ohne die Möglichkeiten und die Begegnungen in Gießen wäre ich nicht der, der ich heute bin.“

Der persönliche Fall von Albert Osswald und das Ende der SPD-Hegemonie im „roten Hessen“ fiel schon in die Phase des Rückzugs des starken Staates und des Aufstiegs der neuen sozialen Bewegungen, die aus der außerparlamentarischen Opposition um 1968 hervorgegangen waren. Eine gewisse Studentenrevolte hat auch in der Universitätsstadt Gießen stattgefunden, wie vor allem der Zeitzeuge Heinrich Brinkmann uns übermittelt hat. Ein Ausfluss von 1968 war die Arbeit mit Randgruppen, exemplarisch in dem studentischen Inklusionsprojekt im sozialen Brennpunkt des Eulenkopfes/Margaretenhütte unter Supervision und Anleitung des Gießener Psychosomatikers Horst-Eberhard Richter, der auch friedenspolitisch von Gießen aus aktiv war. Eine Fernwirkung war die Landkommunen-Bewegung, die in den späten 1970er Jahren vom Frankfurter Sponti-Milieu aus in die Vogelsbergregion ausgriff. Ein literarisches Denkmal gesetzt hat diesem para-politischen Milieu Helmut Höge, der unter dem Kollektivnamen Agentur Standardtext den Endlosroman Vogelsberg vorlegte (Berlin 1984) und als Mitgründer (und heutiger „Aushilfschauspieler“) der tageszeitung auftrat. Der entscheidende Paradigmenwandel, den solche außerparlamentarischen Initiativen (bei aller Verschiedenheit) brachten, war die Selbstorganisation und Eigenständigkeit der Bürgergesellschaft gegenüber der staatlichen und parteipolitischen Politiker-Politik.

3. Fazit und Ausblick

Wie würden wir, die Bürgerinnen und Bürger, uns also heute „Politik als Beruf“ ausmalen? Die Vorstellungen Webers sind einigermäßen anachronistisch, aber doch im besten Sinne unzeitgemäß. Der Beruf der Politik ist verschüttet un-

ter einer Woge wohlfeiler, populistischer „Politikverdrossenheit“, einem im Grunde anti-politischen Reflex, der Politiker für alles schilt, was auch immer sie angeblich verkehrt machen, ohne selbst im Mindesten eine Alternative zu bieten. Sie ist zweitens verschüttet unter den Sachzwanglogik vermeintlicher Alternativlosigkeit, der Hektik eines durchdrehenden Medienbetriebs mit seinen 30-Sekunden-Statements für die Eurokrise, die Klimafrage – was auch immer, und der Neigung von Politikern, sich damit gemein zu machen. „Politische Kompetenz“, schreibt meine Kollegin Christine Landfried im Anklang an Max Weber, „als die Verbindung von Reformwillen, Folgenbewusstsein und Skeptizismus hat Seltenheitswert“.

Natürlich kann man mit Fingern auf Politiker zeigen, aber mindestens zwei Finger zeigen dann auf uns zurück, die wir für den besseren Zustand noch weniger tun und ständig Sachzwang, Weltanschauung und Faulheit vorschieben – genau das, was wir der „politischen Klasse“ ja vorwerfen. „Nicht die Schauspielerei, sondern die Kunst des Zweifels, nicht Hektik, sondern Gelassenheit und Folgenbewusstsein, nicht Sachzwang und Reformwillen sind für Politik als Beruf heute entscheidend,“ resümiert Landfried ihr Anforderungsprofil an Professionelle. In diesem Sinne können auch wir jetzt resümiieren:

1. „Wir in Gießen“ können auf eine stolze, ehrenhafte, bisweilen freilich auch mediokre Politik-Tradition zurückschauen.
2. Der Beruf zur Politik verdient unseren Respekt und unsere Unterstützung. Und damit
3. können wir die Diskussion eröffnen, wie Gießen für uns und unsere Kinder (2052) ein besserer Platz werden soll.

Kontakt:

Prof. Dr. Claus Leggewie
Kulturwissenschaftliches Institut Essen
Goethestraße 31
D-45128 Essen



Abb. 1: Die Historischen Frauen bei ihrem ersten Auftritt zum Stadtjubiläum 750/800 Jahre Gießen 1997 (Gießener Allgemeine Zeitung, 2. 7. 1997, Fotograf Stephan Rehor)

Dagmar Klein

Couragierte*

Der geschlechtsneutrale Titel „Couragierte“ für meinen Vortrag ließ mir die freie Wahl, aber auch die dazu gehörige Qual, denn couragiert waren alle Frauen, die ich in meinem ersten Buch „Frauen in der Gießener Geschichte“ (1997) versammelt habe. Dies gilt auch für all die Frauen und Männer, über deren Lebenswege ich im Laufe der Jahre seitdem geschrieben habe, sei es als Mitautorin an dem Buch „Es ist der Rede wert! Lebenswege Gießener Frauen im 20. Jahrhundert“ (2006) oder andernorts. Alle haben für ihre Zeit besonderen Mut bewiesen, haben Grenzen überschritten, die ihnen durch Geschlecht und/oder Herkunft gesetzt waren, und/oder die Erwartung an das ihnen zugedachte Rollenverhalten unterlaufen. Couragiert waren auch die vielen Gießenerinnen, die als Historische Frauen beim Stadtfest 1997 auftraten. Idee und Organisation lagen bei der damaligen Frauenbeauftragten Ulla Passarge, die Frauen aus verschiedenen Bereichen zusammen brachte und mit dieser Aktion für ein neues Identitätsgefühl mit der Heimatstadt sorgte (Abb. 1, linke Seite). Die Frauen, die ich nun vorstelle, lebten und wirkten im 20. Jahrhundert. Ihr Bezug zu Gießen ist höchst unterschiedlich. Die erste kommt aus der Welt des Sports:

Martha Mendel (1907–1975)

Sie schrieb als Sportlerin und Sportlehrerin Geschichte, aber auch aufgrund ihrer eigenständigen Lebensweise hob sie sich vom Üblichen ab. Sie war begeisterte Fliegerin und verdiente in den 1930er Jahren ihr Geld u.a. als Fallschirmspringerin auf Flugtagen. Die Kasseler Post veröffentlichte im April 1933 einen Bericht mit dem Titel „Die eiserne Martha am Fall-



Abb. 2: Martha Mendel übte viele Sportarten aus, liebte Autos und Motoren, Foto um 1935.

(Foto: Sammlung Dagmar Klein)

schirm“. Sie zeigte sich schon früh als Liebhaberin von Autos und Motoren, was Fotos belegen. Sie hatte einen Kurzhaarschnitt, trug fast immer Hosen und meist einen langen Ledermantel, was ihr eher männliches Auftreten noch betonte (Abb. 2).

Martha Mendel kam aus Düsseldorf, sie hatte in Bonn eine Ausbildung zur Hauswirtschafts- und Handarbeits- sowie zur technischen Lehrerin (Sportlehrerin) absolviert. Als es um ihre

* Dagmar Klein hielt ihren Vortrag am 3. Dezember 2012.



Abb. 3: Martha Mendel (links) und die erste Frauensegelfluggruppe der Welt (Mainz 1931) vor ihrem selbst gebauten Flugzeug „Boy“.
(Foto: Sammlung Dagmar Klein)

Festanstellung in Gießen ging, bat sie darum, nur für den Sportunterricht eingesetzt zu werden, weil sie für das andere nicht geeignet sei. Dem Wunsch wurde entsprochen.

Ihr Berufseinstieg begann 1929 stundenweise an den Frauenarbeitsschulen in Mainz und Gießen. Nachdem die hessischen Turnseminare 1935 geschlossen wurden, war sie kurzzeitig arbeitslos und konzentrierte sich aufs Segelfliegen. Sie unterrichtete andere Frauen, gründete immerhin die erste Frauensegelfluggruppe der Welt in Mainz, und nahm solo oder mit der Gruppe an Wettbewerben teil (Abb. 3).

1935 wurde sie bei einem Flugwettbewerb auf der Wasserkuppe Weltmeisterin im Dauersegelfliegen: 11,28 Stunden blieb sie in der Luft. Sie schlug damit die amtierende Weltmeisterin Hanna Reitsch, die zu ihrer Freundin wurde. Den Titel hielt sie nur kurze Zeit, was in der damaligen Zeit üblich war. Ihr Sieg führte dazu, dass sie eine Festanstellung als Sportlehrerin an der Gießener Schillerschule

bekam. Nach Kriegsende musste auch sie sich dem Entnazifizierungsverfahren stellen. Für ihre anti-nationalsozialistische Haltung verbürgte sich Heinrich Bitsch, der spätere Kulturreferent der Stadt Gießen. Dieser schrieb auch den Nachruf für die Tageszeitung, in dem erwähnt ist, dass Hanna Reitsch Ehrenrunden über dem Klinikum flog, als Martha Mendel starb. Reitsch hielt auch die Trauerrede an der Familiengrabstätte in Düsseldorf. Seit 1999 ist die Zufahrtsstraße zum Segelflugplatz in der Wieseckau nach Martha Mendel benannt. Den Flugverein hatte sie 1950 mitbegründet, war allerdings im Streit gegangen. Sie schloss sich dem Flugverein in Lützellinden an und wechselte in dieser Zeit zum Motorflug.

„Gießener Köpfe – weiblich“

Die Sichtbarkeit von Frauen im öffentlichen Raum musste ich bei meinen Stadtführungen anfangs noch mühsam suchen. Straßennamen



Abb. 4: Die „Gießener Köpfe – weiblich“ in der Plockstraße (von links): Agnes von Zahn-Harnack, Margarete Bieber und Hedwig Burgheim. (Foto: Dagmar Klein, 2010)

befinden sich in den Randbereichen der Stadt und sind daher für Rundgänge wenig geeignet. 2009 wurden in der Plockstraße die ersten „Gießener Köpfe – weiblich“ enthüllt. Mit dieser Initiative des Kulturamts Gießen werden seit 2006 historische Persönlichkeiten der Stadt im öffentlichen Raum geehrt. Die Plockstraße ist ein guter Ort für die drei Frauenköpfe. Viele Menschen bleiben dort stehen und lesen die Informationstafeln unter den Bronzeköpfen (Abb. 4).

Margarete Bieber (1879–1978)

Archäologin, erste Habilitandin und Professorin der Gießener Universität wird im Beitrag von Dr. Felschow vorgestellt. Das brauche ich an dieser Stelle nicht zu tun. Nur der Hinweis sei ergänzt, dass an Prof. Bieber seit 1983 mit einem Straßennamen gedacht wird, im Gebiet „Am Sandfeld“, wo auf Initiative des damaligen Stadtarchivars Prof. Erwin Knauß noch an weitere Frauen erinnert wird, so auch an:

Hedwig Burgheim (1887–1943)

Sie ist in der öffentlichen Wahrnehmung relativ präsent durch die nach ihr benannte Medaille, die von der Stadt Gießen seit 1981 verliehen wird an „Personen, die sich um das menschliche Miteinander“ verdient gemacht haben. Im vergangenen August an die Sintezza Anna Mettbach. Auch diese ist eine couragierte Frau, die sich in ihrer bewegenden Dankesrede als Schwester von Hedwig Burgheim bezeichnete.

An dieser Stelle seien kurz die Lebensdaten von Hedwig Burgheim genannt¹: Nach ihrer Ausbildung zur Lehrerin an der ersten privaten Frauenhochschule in Leipzig (gegr. von Henriette Goldschmidt 1911), kam sie 1918 nach Gießen an das (noch) private Fröbel-Seminar, dessen Leitung sie 1920 übernahm (Abb. 5). 1933 wurde sie wegen ihrer jüdischen Herkunft entlassen, sie ging bald zurück nach Leipzig und engagierte sich dort weiter für jüdische Kinder und alte Menschen. Zu spät



Abb. 5: Hedwig Burgheim (Mitte sitzend) im Kreis des Fröbel-Seminar-Teams.

(Foto: Stadtarchiv Gießen)

stellte sie einen Antrag auf Auswanderung, sie wurde deportiert und im Konzentrationslager ermordet.

Ihrer wird nicht nur mit dem Bronzekopf, dem Straßennamen und durch die Medaillen-Verleihung gedacht, sondern seit Oktober 2009 auch mit einem *Stolperstein*² und seit 2010 mit einer Informationstafel³ in der Gartenstraße 30, wo sich einst das Fröbel-Seminar befand.

Agnes von Zahn-Harnack (1884–1950)

Die Dritte im Bunde der weiblichen Bronzeköpfe dürfte am wenigsten bekannt sein. Da ich dank der Großnichte Ute Felgenhauer schönes Fotomaterial habe (das in der Druckversion nicht gezeigt werden kann), stelle ich sie ausführlicher vor. An ihrem Beispiel wird die Bedeutung der Universität für die relativ kleine Stadt Gießen deutlich: Sie wurde hier „nur“ geboren und verbrachte einige Jahre ihrer Kindheit hier, weil ihr Vater Professor an der Ludoviciana war.

Der Theologe Adolf Harnack trat 1878/79 in Gießen seine erste Professorenstelle an, offenbar zum Entsetzen seiner Leipziger Kollegen.

Doch, wie Agnes Harnack später in der Biografie ihres Vaters formulierte, fand er in Gießen „die Verhältnisse kleiner, aber die Aufgaben größer.“⁴ Hier war er „der Kirchenhistoriker des Großherzogtums Hessen“, der als Gelehrter und Lehrer mit jugendlicher Ausstrahlung beeindruckte. Er vollendete in Gießen 1885 den ersten Band seiner Dogmengeschichte, in der erstmals die Kirchengeschichte mit der profanen Geschichte zusammengebracht wurde, was ihm konservative Theologen übel nahmen. Die Freundschaften zu Gießen hielten teils ein Leben lang, etwa mit seinem einstigen Schüler und Nachfolger Gustav Krüger.

Adolf Harnack kam als Junggeselle nach Gießen, heiratete im Dezember 1879 in Leipzig Amalie Thiersch, die aus einer berühmten Familie stammte. Ihr Vater war der Chirurg Carl Thiersch, ihre Mutter Johanna Liebig war eine Enkelin des Chemikers Justus von Liebig; womit sich der Kreis nach Gießen ein weiteres Mal schließt. In den sieben Gießener Jahren der Familie Harnack wurden vier Kinder geboren: Anna (1881), Margarete (1882), Agnes (1884) und Karl (1886–1922). Die beiden Marburger

Jahre (1886–1888) waren für die Eltern von der Krankheit des Jungen überschattet, er wurde durch eine Gehirninfection behindert und in Pflege gegeben; auf Fotos taucht er nicht auf.

Die größte preußische Universität, die Berliner, warb heftig um den Theologen. Schon 1888 zog die Familie dorthin, hier wurde er berühmt, zwei weitere Kinder (Axel und Ernst) wurden geboren (Abb. 6). Die Familie lebte in Wilmersdorf, in der Nachbarschaft großbürgerlicher Familien, die die Kulturgeschichte Deutschlands mitprägten.

Die gute Ausbildung der Töchter war selbstverständlich, der Vater stand der Frauenbewegung positiv gegenüber. Er lud bereits um 1900 führende Vertreterinnen zu Evangelisch-Sozialen Kongressen (z.B. Elisabeth Gnauck-Kühne, Helene Lange). Alle Harnack-Töchter waren früh an der Frauenfrage interessiert und engagierten sich ihr Leben lang im sozialen Bereich.

Der Ausbildungsweg von Agnes Harnack verlief entsprechend den damaligen Möglichkeiten für Frauen: Besuch eines privaten Lehrerinnen-Seminars und -Examen, 1908 Externen-Abitur, Studium Deutsch, Englisch, Philosophie an der Berliner Universität, 1912 Promotion an der Universität Greifswald, Arbeit als Lehrerin und Sozialpädagogin. Während des Ersten Weltkriegs leitete sie die Frauenarbeitszentrale des Kriegsamtes Berlin – in der Nachfolge ihrer Studienfreundin, der Staatswissenschaftlerin Dr. Marie Elisabeth Lüders, die später zu den ersten weiblichen Reichstagsabgeordneten gehörte.



Abb. 6: Die Geschwister Harnack in Berlin 1904 (von links): Anna, Elisabeth, Ernst, Agnes, Axel. (Foto: © Dr. J. v. Zahn)

Ein Jahr nach Kriegsende heiratete sie den Juristen Dr. Karl von Zahn (1877–1944) aus Leipzig. Er arbeitete im Reichsministerium des Innern in der Abteilung Bildung und Schule, u.a. auch mit Dr. Gertrud Bäumer zusammen. Der Frauenbewegung stand auch er offen gegenüber. Auch für Agnes von Zahn-Harnack galt das „Beamtinnenzölibat“, eine Verordnung aus dem Kaiserreich, wonach Frauen mit ihrer Verheiratung automatisch aus dem öffentlichen Dienst ausscheiden mussten. Verheiratete Frauen galten als versorgt, nur für Ledige war Berufstätigkeit gesellschaftlich akzeptiert; dies entsprach auch den Forderungen der bürgerlichen Frauenbewegung.



Abb. 7: Agnes von Zahn-Harnack und ihre Tochter Margarete, gen. Gritli, ca. 1948. (Foto: © Dr. J. v. Zahn)

Agnes von Zahn-Harnack gebar drei Kinder, von denen das erste früh starb, Sohn Edward ein Sorgenkind blieb, während Tochter Margarete „Gritli“ lebensfroh, robust und eigenständig war; mit ihr lebte sie bis zu ihrem Tod zusammen (Abb. 7). Parallel wirkte sie unermüdlich weiter als Historikerin und Schriftstellerin, auch als praktische Organisatorin. Sie stellte sich, wie viele andere engagierte Frauen, mit dem neuen Wahlrecht für Frauen 1918/19 zur Wahl für die DDP, in der auch Theodor Heuss und Gertrud Bäumer wirkten. Außerdem entstanden literaturhistorische und frauenpolitische Schriften, ihr erstes Standardwerk war: *Die Frauenbewegung. Geschichte, Probleme, Ziele* (1928).

Ihr Engagement in der bürgerlichen Frauenbewegung richtete sich im Schwerpunkt auf die Situation von Akademikerinnen. Dies führte 1926 zur Gründung des Deutschen Akademi-

kerinnenbundes (DAB), dessen Vorsitzende sie wurde. Schon zu diesem Zeitpunkt hatte der Bund fast 4000 Mitglieder aus verschiedenen Akademikerinnenverbänden, weniger von Einzelpersonen. Zu den Aufgaben gehörte insbesondere der Anschluss an die International Federation of University Women (IFUW), die Auslandsstipendien vergab. In diesem Auswahlgremium waren neben Agnes von Zahn-Harnack auch die ersten Professorinnen Deutschlands: die Physikerin Lise Meitner (Berlin), die Agrikulturchemikerin Margarete von Wrangel (Hohenheim) und die Wirtschaftswissenschaftlerin Elisabeth Altmann-Gottheiner (Mannheim). Ein prägnantes Zitat von ihr aus diesem Zusammenhang lautet:

„Was wir brauchen ist nicht social charme, sondern scientific significance.“

Für die vom DAB anvisierte Überblicksbibliographie zur Frauenliteratur konnte sie die Preußische Staatsbibliothek interessieren, Bibliotheksrat Prof. Hans Sveistrup unterstützte sie nach Kräften. Das Werk war 1933 fertig, konnte jedoch nicht mehr gedruckt werden, weil die neuen Machthaber Anstoß daran nahmen. Agnes von Zahn-Harnack finanzierte den Druck selbst, 1934 erschien die Bibliographie und Quellenkunde unter dem Titel: *„Die Frauenfrage in Deutschland. Strömungen und Gegenströmungen 1790–1930“*.

Als letzte Vorsitzende des Bundes deutscher Frauenvereine (BdF) sorgte sie dafür, dass der Verein sich 1933 auflöste. Auf diese Weise gelang es Vermögen, Archiv und Bibliothek vor dem Zugriff der Nationalsozialisten zu bewahren. Die Unterlagen wurden nach Kriegsende

aufgeteilt unter dem Berliner Frauenbund (später wieder Akademikerinnenbund) und dem Deutschen Staatsbürgerinnenverband, der die Nachfolge des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (ADF) antrat und das Helene-Lange-Archiv einrichtete.

Die Kriegszeit verlangte ihr persönlich einiges ab: Ihr Ehemann starb, ihr Sohn kehrte an Tbc erkrankt aus dem Krieg zurück, ihr Cousin Arvid Harnack und seine Frau Mildred (siehe nächste Couragierte) sowie ihr jüngster Bruder Ernst wurden als Mitglieder der Widerstandsgruppe

„Rote Kapelle“ hingerichtet, ihr Wohnhaus wurde durch Bombardierung zerstört. Bei Kriegsende war sie krank und geschwächt durch Entbehrung, sie lebte mit ihrer Schwester Elisabeth und ihrer Tochter Gritli auf beengtem Raum. Dennoch war sie sofort wieder dabei, als es in der Nachkriegszeit um die neu aufzubauende Demokratie ging. Ihr Ziel war eine Frauenpolitik jenseits parteipolitischer Grenzen unter dem Motto „Vom Nähfaden bis zur Atombombe ist alles Politik“. Gemeinsam mit Theanolte Bähnisch, die ebenfalls zum Umfeld der „Roten Kapelle“ gehört hatte und bald erste Regierungspräsidentin von Hannover wurde (1946–1958), zählte sie 1946 zu den ersten, die von den vier Siegermächten eine Ausreiseerlaubnis ins Ausland erhielten. Die beiden fuhren zu einer Tagung des National Council of Women in Großbritannien (Abb. 8).

Agnes von Zahn-Harnack wurde zu ihrer „fast bestürzenden Überraschung“⁵ hoch geehrt mit der Verleihung des Dr. theol. h. c. an ihrem 65. Geburtstag (19.6.1949), jedoch nicht für ihr frauenpolitisches Engagement, sondern für die Biografie ihres Vaters. Und leider auch nicht von der Universität Gießen, die kämpfte in dieser Zeit um ihre Existenz, sondern von der Theologischen Fakultät der Marburger Universität. Mit



Abb. 8: Agnes von Zahn-Harnack und Theanolte Bähnisch bei der Tagung des National Council of Women in Großbritannien 1946. (Foto: © Dr. J. v. Zahn)

der Überreichung der Urkunde wurde sie gebeten, eine Gastvorlesung in Marburg zu halten. Diesem Wunsch konnte sie aufgrund gesundheitlicher Probleme erst am 9.2.1950 nachkommen. Ihr Thema lautete: „Der Apostolikumstreit des Jahres 1892 und seine Bedeutung für die Gegenwart“. Sie starb am 22.5.1950 in Berlin und wurde auf dem Friedhof in Berlin-Zehlendorf beigesetzt. Es folgten zahlreiche Ehrungen und Nachrufe in Publikationen der akademischen Frauenbewegung.

Mildred Harnack-Fish (1902–1943)

Die Schwägerin von Agnes von Zahn-Harnack gehörte zur Widerstandsgruppe Schultze-Boysen-Harnack in Berlin. Die Gruppe wurde bekannt unter dem Namen, den die Nazis ihr gaben: die „Rote Kapelle“. Mildred Harnack-Fish erlangte posthume Bekanntheit als „einzige Amerikanerin, die von den Nazis hingerichtet wurde“ (in Berlin-Plötzensee). Bei ihr ist auch die Rezeptionsgeschichte interessant, weil sie die Nachkriegsgeschichte spiegelt. Jahrzehntlang galt sie als „Unrecognized Heroine“, zumindest war das auf der Homepage der nach ihr benannten Schule in ihrer Heimatstadt Milwaukee zu lesen. Unbekannt war sie vor allem



Abb. 9: Mildred und Arvid Harnack, 1941
(Foto: Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin)

in den USA. Bedingt durch den „Kalten Krieg“ wurde ihr Wirken lange verschwiegen, denn sie und ihr Mann waren, wie so viele fortschrittlich denkende Menschen dieser Zeit, den neuen kommunistischen Ideen gegenüber aufgeschlossen, mehr noch, sie planten eine Reise in die Sowjetunion.

In Deutschland wird der Nachlass des Ehepaars Harnack im Archiv der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin aufbewahrt und ist in Teilen publiziert. Kürzlich wurde in Gießen der Film gezeigt, der auf der Grundlage dieses Materials entstand. In den USA erschien vor Jahren Mildreds Biografie, die seit 2004 auch in deutscher Übersetzung vorliegt (Shareen Blair Brysac: Mildred Harnack und die „Die Rote Kapelle“) (Abb. 9).

Und was verbindet sie nun mit Gießen? Darüber hat erstmals Andreas Anderhub 1980 geschrieben.⁶ Mildred Fish lehrte an der Universität von Wisconsin in Madison, als sie dort den Rockefeller-Stipendiaten Arvid Harnack durch Zufall kennenlernte. Die beiden verliebten sich und heirateten 1926. Sie folgte ihm mittels eines DAAD-Stipendiums nach Deutschland. Gemeinsam studierten sie 1929 an der Gießener Universität Staatswissenschaften bei Fried-

rich Lenz. Dann gingen sie nach Berlin. Mildred hielt den Kontakt nach Gießen, erlangte hier 1941 ihre Promotion in Anglistik mit dem Thema: Die Entwicklung der amerikanischen Literatur der Gegenwart in einigen Hauptvertretern des Romans und der Kurzgeschichte. Diese war Teil ihres Vorhabens, eine Literaturgeschichte der Amerikanischen Romans zu schreiben. Sie gilt daher als Begründerin der Amerikanistik, was übrigens in einer DDR-Publikation erstmals gewürdigt wurde (Variationen über das Thema Amerika, 1988).

Die „Rote Kapelle“ wurde zerschlagen, alle Mitglieder verhaftet, die Männer sofort zum Tode verurteilt, die Frauen zu Gefängnisstrafen. Der Befehl zur Hinrichtung von Mildred Harnack-Fish kam direkt aus dem Führer-Hauptquartier und sehr kurzfristig. Warum, ließ sich auch durch die neuen Recherchen nicht klären. Mildred Harnack wird in Gießen seit 1983 mit einem Straßennamen im Gebiet „Am Sandfeld“ geehrt.

Ich möchte den angedeuteten Stadtpaziergang am Rathaus beenden, dem zentralen Ort lokalpolitischen Handelns. Nochmals sei daran erinnert, dass den Frauen das aktive und passive Wahlrecht erst mit der Revolution 1918 zugestanden wurde. Zu den ersten politisch aktiven Frauen Gießens gehörten:

Minna Naumann (1853–1932) (Abb. 10)

Leiterin der Ortsgruppe Gießen (gegr. 1908) des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (Bundesvorsitzende Helene Lange), der vom bürgerlichen Standpunkt aus Frauenthemen voranbrachte, auch seine „vaterländische Pflicht“ im Ersten Weltkrieg erfüllte, sich relativ spät für das Frauenwahlrecht einsetzte. Fast alle aktiven Gie-



Abb. 10: Minna Naumann, 1923
(Foto: Stadtarchiv Gießen)



Abb. 11: Maria Birnbaum, 1921
(Foto: Stadtarchiv Gießen)



Abb. 12: Illa Andreae, 1959
(Foto: Sammlung Dagmar Klein)



Abb. 13: Therese Kalbfleisch, 1970
(Foto: Sammlung Dagmar Klein)



Abb. 14: Ria Deeg, ca. 1980 (privat)

Benennungen dieser Zeit übernahmen Verantwortung und stellten sich 1918/19 zur Wahl (Bürgerliche Liste von DVP und DNV). Minna Nauemann zählte zu den Gewählten und engagierte sich einige Jahre als Stadtverordnete.

Maria Birnbaum (1872–1959)

(Abb. 11)

aus einer angesehenen Gießener Professorenfamilie⁷ stammend, musste einen langen Ausbildungsweg absolvieren, bevor sie Lehrerin am hiesigen Mädchenrealgymnasium (später Ricarda-Huch-Schule) wurde. Sie war katholisch und kaisertreu, was ihr in der Weimarer Republik Probleme brachte, sie quittierte ihren Dienst und wurde erste weibliche Landtagsabgeordnete aus Gießen 1922–1932 (DVP); dieser residierte in der Zeit des Volksstaats Hessen in Darmstadt.

Seit 2007 wird die Erinnerung an beide Frauen mit Straßennamen wach gehalten, im Neubaugebiet an der Grenze zu Heuchelheim.

Für die Nachkriegszeit, als es um den demokratischen Neuanfang ging, nenne ich beispielhaft einige Politikerinnen. An keine wird bislang öffentlich erinnert.

Illa Andreae (1902–1992)

(Abb. 12)

Mutter von sieben Kindern, wurde eine erfolgreiche Schriftstellerin von Romanen, die in ihrer Geburtsheimat Münsterland spielen; dort wurde sie mehrfach geehrt. Sie begann mit dem Schreiben, als ihr Mann, der Finanzwissenschaftler Prof. Dr. Wilhelm Andreae, zu den 1933 entlassenen Universitätsprofessoren gehörte. 1949 war sie Mitbegründerin der Ortsgruppe Gießen der neuen Partei CDU, doch blieb sie parteipolitisch im Hintergrund.

Therese Kalbfleisch (1902–1991)

(Abb. 13)

kam ebenfalls aus dem Bildungsbürgertum, ihr Vater Wilhelm war Direktor der Hessischen Studienanstalt (Mädchengymnasium) in Gießen. Sie wurde 1950 Direktorin der städtischen Frauenarbeitsschule, sorgte für die Benennung mit dem Traditionsnamen Alice-Schule und engagierte sich für einen Schulneubau, wozu sicher ihr Amt als FDP-Stadtverordnete beitrug. 1968 erhielt sie das Bundesverdienstkreuz auf Antrag der Arbeitsgemeinschaft Gießener Frauenverbände (AGGF).

Ria Deeg (1907–2000)

(Abb. 14)

geb. Maria Baitz, kam aus armen Verhältnissen. Sie arbeitete nach der Schule als Dienstmädchen wie es damals üblich war, sie engagierte sich zunächst in der Jugendgruppe der SPD, wechselte jedoch bald zur KPD. In der NS-Zeit war sie im aktiven politischen Widerstand, wurde inhaftiert und durch Gefängnisshaft krank. Nach ihrer Entlassung hatte sie schwierige Jahre zu bewältigen, da die Genossen aus konspirativen Gründen den Kontakt zu ihr meiden mussten. Nach Kriegsende wurde sie Leiterin der Wiedergutmachungsstelle für NS-Opfer,



Abb. 15: WIR IN AMAZONIEN ... – „Amazonien ist ein Land, dessen Gesellschaftsform durch das Matriarchat gekennzeichnet ist. Die führenden Positionen in Politik, Wirtschaft und Sozialwesen sind sämtlich von Frauen besetzt“, heißt es in der Selbstdefinition über ein virtuelles Land im Internet. Gießen würde sich da neuerdings als Hauptstadt anbieten, denn eine Regierung, besetzt ausschließlich mit Frauen, gibt's nur hier. Am Donnerstag hatte das Trio Premiere im Stadtparlament. Von links auf der Bank des hauptamtlichen Magistrats: Stadträtin Astrid Eibelshäuser (SPD), Bürgermeisterin Gerda Weigel-Greilich (Grüne) und Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz (SPD). (Gießener Allgemeine Zeitung, 8. 10. 2011, Foto: Schepp)

engagierte sich als Stadtverordnete der KPD bis zu deren Verbot 1956. Ihre politischen Erinnerungen hat sie zusammen mit ihrem Mann Walter Deeg publiziert in einer Zeit, als über die NS-Zeit noch geschwiegen wurde („Signale aus der Zelle. Antifaschistischer Widerstand in Gießen 1933–1945“, 3. Auflage 1983). Sie war kompromisslos in ihrer politischen Haltung, herzlich in der persönlichen Begegnung, unermüdlich im Einsatz gegen Krieg und Faschismus, und sie mutete sich den Job der Zeitzeugin in Schulklassen und Uni-Seminaren zu. 1987 erhielt sie die Goldene Ehrennadel der Stadt Gießen.

Triumfemat heute

Für die heutige Zeit hat die Gießener Allgemeine Zeitung am 8. 10. 2011 konstatiert, dass wir in Amazonien leben, mit einem schönen Foto von den drei Dezernentinnen: Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz (SPD), Bürgermeisterin Gerda Weigel-Greilich (Grüne) und Astrid Eibelshäuser (SPD) (Abb. 15). Die Stadt Gießen wird als einzige weit und breit von einem weiblichen Triumvirat geleitet. Vielleicht sollten wir

sprachlich folgen und von Triumfemat sprechen. Mal ganz abgesehen von den anderen Frauen in leitenden Positionen: bei beiden Volkshochschulen, bei Stadttheater und Landratsamt, und kürzlich wurde eine der letzten Männerbastionen erobert, die Feuerwehr. Martina Berger ist die erste Feuerwehrchefin Deutschlands, was mit einem Comicstrip im Gießener Anzeiger liebevoll kommentiert wurde (Abb. 16).

Zum Schluss noch ein Vorschlag: Wir sollten ein Personenlexikon erstellen wie es andere Städte schon längst haben, oder auch ein wiki-Gießen. Es wäre schön, wenn sich das aus dieser Vortragsreihe entwickeln würde.

Anmerkungen:

- ¹ Neue Publikation: Andrea Dilsner-Herfurth, Hedwig Burgheim – Leben und Wirken, Passage-Verlag, Leipzig 2008.
- ² Stolpersteine in Gießen. Dokumentation 2012 nach vier Verlegungen 2008–2010, Hg. Buseck/Graulich/Klein/Schroeter/Weißgerber, Gießen 2012.
- ³ Ergänzend zum „Gießen historisch“-Info-System; Broschüre „Gießen Historisch – Epochen. Personen. Orte“, Hg. Kulturamt und Tourist-Information, Gießen 2007.
- ⁴ Agnes von Zahn-Harnack: Adolf von Harnack, Berlin 1936; Kapitel zu Gießen S. 112–148.



Abb. 16: Humorvoller Kommentar zur ersten Feuerwehrchefin Deutschlands in Gießen.
(Gießener Anzeiger, 2. 2. 2012, Comicstrip von Andreas Eikenroth/A.E.)

⁵ Gisa Bauer: Kulturprotestantismus und frühe bürgerliche Frauenbewegung in Deutschland. Agnes von Zahn-Harnack (1884–1950), Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte, Bd. 17, Leipzig 2006.

⁶ In Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins (MOHG), Bd. 65, Gießen 1980.

⁷ Siehe Vortrag „Juristen“ von Heinhard Steiger in diesem Band.

Literaturhinweise:

- Zu den Biografien der hier vorgestellten Frauen (außer Ria Deeg) ist nachzulesen in: Dagmar Klein, Frauen in der Gießener Geschichte, 52 Biografien und sozio-kulturelle Hintergründe, Hg. Magistrat der Stadt Gießen, Frauenbeauftragte Ursula Passarge, Gießen 1997.
- Zu Frauennamen bei Straßen u.a. sowie „Die Ersten Frauen in ...“ eine erste Bestandsaufnahme in: Dag-

mar Klein, 101 Jahre Frauengeschichte in Gießen – Eine Chronik, Hg. Dezernat für Frauen, Umwelt und Stadtplanung, 2. Auflage 2001.

- Zur Ortsgruppe Gießen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins und andere Vereine in: Dagmar Klein, Von der Wohltätigkeit zum politischen Engagement. Die Gießener Frauenvereine 1850–1933, Hrsg. v. Magistrat der Stadt Gießen, Frauenbeauftragte Ursula Passarge, Gießen 2006.
- Weitere Gießenerinnen in: Es ist der Rede wert! Lebenswege Gießener Frauen im 20. Jahrhundert, Passarge (Hg.), Gießen 2006.

Kontakt:

E-Mail: dkl35435@web.de

Heinhard Steiger

Gießener, die Geschichte schrieben – Juristen*

1. Zur Auswahl

Gießener Juristen, die Geschichte schrieben oder doch daran mitschrieben, gibt es gewiß viele. Zur ersten Einschränkung der Auswahl habe ich daher keine lebenden Personen aufgenommen. Damit scheidet der gegenwärtige hessische Ministerpräsident Volker Bouffier ebenso aus wie der frühere Außenminister Frank-Walter Steinmeier, die frühere Bundesjustizministerin Brigitte Zypries, die hier studiert und Examen gemacht haben die Richter des Bundesverfassungsgerichts Gabriele Britz und Brun-Otto Bryde, sowie der frühere Präsident des Hessischen Staatsgerichtshofs, Klaus Lange, die hier Professuren für Öffentliches Recht innehaben oder hatten.

Was die Bedeutung in der Geschichte angeht, so mag zwar für alle sechs Juristen aus vier Jahrhunderten, die ich im Folgenden vorstellen werde, mehr oder weniger gelten, was Karl Gareis, selbst für eine Weile Professor an der Rechtsfakultät der Ludoviciana am Ende des 19. Jahrhunderts, in seiner Biographie über Johann Michael Birnbaum ausgeführt hat: *„Das Leben eines Mannes zu beschreiben, der keine entscheidende Rolle in dem großen Drama der Weltgeschichte spielte, eines Mannes, von dessen Tätigkeit auch nicht gesagt werden kann, daß sich an sie eine großartige Epoche, ein gewaltiger Fortschritt in irgend einer Wissenschaft, Kunst oder Technik knüpfte, kann als großes Wagnis oder mindestens als eine sehr gleichgiltige Un-*

*ternehmung erscheinen.“*¹ Aber alle sechs waren für die Geschichte Gießens, seiner Universität und Hessens durch ihre Tätigkeit in ihrer Zeit, aber auch darüber hinaus bedeutsam. Eine weltweite Ausstrahlung kommt wohl dem Zivilrechtler und Rechtstheoretiker Rudolf von Jhering zu, der 15 Jahre von 1852 bis 1868 in Gießen lehrte.² Aber sie liegt auf streng wissenschaftlichem Gebiet. Denn er leitete mit seinen Schriften zur juristischen Methode in der Tat eine neue Epoche der deutschen Rechtswissenschaft, einen Paradigmenwechsel ein, indem er anders als die zu seiner Zeit herrschende Lehre, die von den Rechtsbegriffen ausging, den Zweck des Rechts und der Gesetze zur Grundlage des Rechtsver-



Abb. 1: Rudolf von Jhering (1818–1892)

* Überarbeitet und um Anmerkungen ergänzter Text meines Vortrages vom 17. Dezember 2012. Der Vortragsstil wurde durchgängig beibehalten. Ich danke der Leiterin des Universitätsarchivs, Frau Dr. Eva-Marie Felschow, für vielfache Unterstützung bei der Recherche im Archiv wie bei anderen Quellen. Zudem danke ich Herrn Florian Greiner, Historisches Institut der Universität, für die Bereitstellung und technische Präsentation der Bilder sowohl für den Vortrag als auch für diesen Text.

ständnisses machte. Ich glaube, es ist nicht der Zweck dieser Reihe und entspricht nicht unbedingt Ihrem Interesse, hier ein juristisches Seminar zur Methodenlehre abzuhalten. Also fällt der wohl berühmteste Rechtswissenschaftler Gießens aus dem Raster.

Letzten Endes war für meine Auswahl das persönliche Interesse an den ausgewählten sechs Männern und ihrem Wirken für die Gießener Universität einerseits und für Hessen und darüber hinaus andererseits entscheidend. Ich werde Ihnen vorstellen Gottfried Antonius, Professor, Mitgründer, erster Rektor und erster Kanzler der Ludoviciana; Julius Höpfner, Professor hier und Geheimer Tribunalarat in Darmstadt; Johann Michael Franz Birnbaum, Professor, Rektor, Kanzler der hiesigen Universität und u.a. Mitglied der ersten Kammer der hessischen Landstände; Wolfgang Mittermaier, Professor an der hiesigen Universität; Erwin Stein, Anwalt, Abgeordneter der hessischen verfassungsgebenden Versammlung und des 1. Landtages, hessischer Kultus- und Justizminister und Honorarprofessor; Helmut Ridder, Professor an der neu gegründeten Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät unserer Universität. Die einzige Frau, die hierzu einzureihen gewesen wäre, die Professorin für Strafrecht und Kriminologie, Eva-Maria Brauneck, hat bereits Frau Felschow in ihrem Vortrag behandelt.³

2. Die Personen

2.1 Gottfried Antonius

Mit unserem ersten Gießener Jurist Gottfried Antonius geraten wir mitten in die religiösen/konfessionellen Auseinandersetzungen des 16./17. Jahrhunderts, die einen Strang von Dreißigjährigen Krieg bildeten, für Jahrhunderte ein geschichtliches Trauma in Deutschland.⁴ Hessen stand im Zentrum dieser Auseinandersetzungen wie des Krieges. Die Entstehung der Universität in Gießen 1604 bis 1607 war eine der sehr wenigen guten Früchte dieser Auseinandersetzungen. Antonius war maßgebend daran beteiligt. Die Gründung der Universität Gießen und ihre allgemeine Bedeutung ist zwar schon häufig beschrieben worden, von Peter Moraw vor allem, auf den ich mich weithin stütze.⁵ Aber sie ist immer wieder spannend.

Lassen Sie mich kurz die Lage skizzieren. 1604 verstarb kinderlos Landgraf Ludwig IV. von Marburg, fünftes Kind Philipps des Großmütigen. Er hatte seine Landgrafschaft, das Oberfürstentum, zu der auch die Landesfestung Gießen gehörte, seinen beiden Neffen, den Landgrafen Moritz dem Gelehrten von Hessen-Kassel und Ludwig V. von Hessen-Darmstadt vererbt, die Teilung allerdings der Übereinkunft zwischen den Erben überlassen. Marburg fiel schließlich an Moritz und Gießen an Ludwig. Mit Marburg erhielt Moritz auch die Universität in Marburg. Sie war 1527 von Philipp dem Großmütigen gegründet worden.

Diese Erbteilung stand von Anfang an in den religiösen Auseinandersetzungen zwischen Lutheranern und Reformierten oder Calvinisten, die schon länger die Religionspolitik in Hessen, aber auch im Reich bestimmten. Auf der Synode in Homberg an der Efze 1526 war das lutherische Bekenntnis in der Landgrafschaft Hessen eingeführt worden. Der verstorbene Landgraf Ludwig IV. von Marburg war dem lutherischen Bekenntnis treu geblieben und hatte in seinem Testament festgelegt, dass dieses im Marburger Erbe bewahrt werden müsse. Sollte einer der Erben in seinem Erbteil einen Bekenntniswechsel zu den Reformierten durchführen, sollte er seines Erbteils verlustig gehen, der an den lutherischen Erben fallen sollte. Gerade auch die Universität in Marburg, die weiterhin als Samtuniversität für ganz Hessen die Geistlichen und auch Staatsdiener ausbilden sollte, sollte lutherisch bleiben. Der Landgraf von Hessen-Kassel, Moritz der Gelehrte, führte 1604 das calvinistische Bekenntnis in seiner Landgrafschaft ein, obwohl dieses nach dem Augsburger Religionsfrieden zwischen Katholiken und Lutheranern von 1555 eigentlich eine nicht zugelassene Sekte war.⁶ Entgegen den Bestimmungen des Testamentes setzte er dieses auch in dem ihm zugefallenen Teil des Marburger Erbes und in der Universität Marburg durch. Das nun rief nicht nur den streng lutherisch gesonnenen Darmstädter Landgrafen Ludwig V. auf den Plan, der seine Ansprüche auf den an Kassel gefallenen Marburger Erbteil vor dem Reichshofrat in Wien geltend machte, sondern auch die Marburger Pro-

fessoren, die am lutherischen Bekenntnis festhalten wollten. Da sie aber in Marburg selbst keinen Erfolg hatten, wanderten sie unter Führung der Theologen Balthasar Mentzer und Johannes Winkelmann nach Gießen auf dem Darmstädter Territorium aus. Das kam den Plänen Ludwigs für eine eigene lutherische Hochschule entgegen, nachdem klar wurde, dass er Marburg nicht erhalten werde. Nach einigem Zögern folgte 1605 Gottfried Antonius, obwohl Moritz ihm persönlich Gewissensfreiheit für sein lutherisches Bekenntnis zugesagt hatte. Aber das war ihm wohl nicht genug, da es kein öffentliches Bekenntnis u.a. in einem öffentlichen lutherischen Gottesdienst ermöglichte. Er gründete die juristische Fakultät der neuen Universität, die 1607 die kaiserlichen Privilegien erhielt.

Antonius wurde 1571 in Freudenberg im Siegerland geboren, hatte sich 1594 in Marburg immatrikuliert und stieg dort nach der Promotion 1596 zum Doctor iuris zum Professor für Pandekten, also Römisches Recht, auf. In Gießen wurde er Professor für Institutionen und Lehnrecht und Primarius der Fakultät. Da in Marburg sein früherer Lehrer Hermann Vultejus auf dieser Position saß, mag das auch ein Motiv für seinen Wechsel gewesen sein. Antonius hatte ein weitverbreitetes Ansehen und trug dadurch wesentlich zu den Anfangerfolgen der jungen Universität bei; denn er lockte Studenten aus dem gesamten Reich und darüber hinaus an. Als das Gymnasium Illustre im Jahre 1607 die kaiserlichen Privilegien als Universität erhielt, wurde er deren erster Rektor und dann bis zu seinem Lebensende 1618 deren erster Kanzler. Diese Ernennung zeigt seine Nähe zum Landgrafen, denn als solcher hatte er erhebliche Aufgaben zwischen Universität und Landesherrn zu erfüllen, die anderswo von einem Landesbeamten von außen wahrgenommen wurden. Er steht immer wieder für die Universität gegenüber Ludwig V. ein, der sich die Universität unmittelbar zugeordnet hat. Das war in der Anfangsphase gewiss von erheblicher Bedeutung. Leider haben wir keine durch Akten gesicherten Zeugnisse für die Einzelheiten seiner Tätigkeiten. Antonius war auch als Rechtsberater des Darmstädter Land-



Abb. 2: Gottfried Antonius (1571–1618)

grafen in dem genannten Erbstreit mit dem Kasseler Landgrafen um das Marburger Erbe und mehrfach als Gesandter seines Landesherrn an anderen Höfen tätig. Dieser betraute ihn in vielen, auch politischen Bereichen als einen ihm persönlich nahestehenden Mann mit heiklen Aufträgen.

Als Gelehrter war Antonius einer der führenden Spezialisten des Lehnrechtes, das die Beziehungen zwischen den verschiedenen Ebenen innerhalb des Reiches, aber auch die Besitzverhältnisse und -rechte in den Territorien bestimmte. So regelte es auch die „eigentumsrechtlichen“ Beziehungen zwischen Privaten im Hinblick auf die Rechte an den Ländereien etc. Antonius ist darüber hinaus insbesondere dadurch hervorgetreten, dass er in dem Streit um die Verfassung des Reiches die Position des Kaisers gegenüber den Territorialfürsten zu stärken suchte. Der Kaiser sei, so seine These, souverän im Sinne der Souveränitätslehre Jean Bodins, er habe das erste wie das letzte ent-



Abb. 3: Ludwig Julius Friedrich Höpfner (1743–1797)

scheidende Wort. Den Habsburger Kaisern der Zeit kam seine These sehr entgegen. Er lieferte sich dazu eine heftige Auseinandersetzung mit dem bereits erwähnten Hermann Vultejus in Marburg.⁷ Der Dreißigjährige Krieg entschied jedoch gegen die Souveränität des Kaisers im Reich und damit auch gegen die Auffassung des Antonius.

1625 schien das Werk des Antonius wieder zu verschwinden, denn in diesem Jahr wurde die Gießener Universität wieder mit der Marburger Universität vereinigt. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt hatte den Rechtsstreit um das Marburger Erbe gegen seinen Kasseler Vetter vor dem Reichshofrat in Wien gewonnen. So erhielt er das gesamte Marburger Erbe mit der Universität zugesprochen und der Spruch wurde auch durch Reichsexekution durchgesetzt. Schon bei der Gründung der Universität Gießen hatte er zusagen müssen, dass die beiden Universitäten wieder vereinigt würden, wenn Marburg an ihn falle. Dieser Fall war nun, sieben Jahre nach Antonius' Tod eingetreten.

Aber auch hier entschied nicht das Recht, sondern der Krieg im sog. Hessen-Krieg von 1645–1648. Der Darmstädter Landgraf war auf der falschen Seite, der kaiserlichen, die Kasseler Landgräfin auf der richtigen, der schwedischen. So wurde im Westfälischen Frieden 1648 Marburg samt Universität wieder Kassel zugesprochen, und die Universitäten wurden wieder getrennt und die Ludoviciana war ab 1650 wieder lebendig. So setzte sich das Erbe Gottfried Antonius dann doch durch und wir bauen heute auf seinem Werk auf. Die Universität blühte danach auf, hatte bedeutende Gelehrte in vielen Fächern.

2.2 Ludwig Julius Friedrich Höpfner

Zu ihnen gehörten am Ende des 18. Jahrhunderts die beiden Juristen Johannes Ernst Höpfner und sein Sohn Ludwig Julius Friedrich Höpfner.⁸ Dieser wurde also als einziger aus meiner Auswahl in Gießen geboren, am 2. November 1743. Er starb in Darmstadt am 2. April 1797.⁹ Der jüngere Höpfner bezog nach häuslicher Ausbildung durch seine Mutter (sein Vater war früh gestorben) und dem Besuch des Pädagogiums die Universität im Alter von 13 Jahren, um Rechtswissenschaft zu studieren. Nach ersten Tätigkeiten in Kassel, u.a. ab 1767 als Professor am Carolinum, wurde er wohl 1771 an der hiesigen Rechtsfakultät promoviert und erhielt, wie schon sein Vater, eine ordentliche Professur für Naturrecht, Institutionen und Rechtsaltertümer an unserer Universität. Das entsprach der damaligen „Familiuniversität“. 1781 wurde er zum Oberappellationsgerichtsrat und später zum Geheimen Tribunalrat in Darmstadt berufen. Jedoch hatte er kein Richteramt inne. Vielmehr sollte er die Kodifikation des Landrechts in Hessen-Darmstadt vorantreiben und die Landesgesetzgebung vereinheitlichen.

Höpfner gehörte, wie der Rechtshistoriker Diethelm Klippel in seiner Gießener Dissertation dargelegt hat, in der Naturrechtslehre des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu der Schule, die liberale politische Theorien vor allem aus England im Anschluss u. a. an John Locke und aus Frankreich im Anschluss u.a. an Charles de

Montesquieu aufnahm und damit den Weg von der staatsorientierten älteren deutschen Naturrechtslehre zu einer stärker am Bürger und seinen Freiheitsrechten orientierten Rechtslehre beschritt.¹⁰ Höpfner galt über Gießen hinaus als ein interessanter Vertreter seines Fachs, auch als guter Lehrer. So erhielt er bereits zu Beginn seiner Gießener Zeit am 18. August 1772 den Besuch eines auswärtiger Studenten der Jurisprudenz auf Anregung zweier Freunde, Johann Heinrich Merck und Johann Georg Schlosser, die auch Höpfner kannten und sich mit ihm für den Tag verabredet hatten, in dessen Privatwohnung an der „Neuen Bäue“ Nr. 1. Das Haus steht zwar nicht mehr, aber an dem Nachkriegsneubau befindet sich eine Gedenktafel. Der Besucher schilderte später den Verlauf des Besuches und des anschließenden Mittagessens im Gasthaus zum Löwen, zu dem auch die Freunde stießen, sehr eingehend. Die Gespräche zwischen dem Studiosus beim auch noch jungen Professor und beim gemeinsamen Essen mit den anderen Teilnehmern und dem Professor waren offenbar recht angeregt. Sie betrafen sowohl juristische als auch literarische Gegenstände, in denen sich Höpfner durchaus auskannte. Der junge Mann brachte dabei lebhaft eigene Thesen zum Stand der Literatur vor und vertrat sie mit Nachdruck. Nach dem Essen bekundete der Studiosus dem Professor seine große Sympathie und gab sich zu erkennen. Es handelte sich um einen Praktikanten des Reichskammergerichts in Wetzlar, einen gewissen Johann Wolfgang Goethe, dessen Vater zwar 1739 in Gießen zum Doctor iuris promoviert worden war, aber auf die Geschichte über die Zeugung des Sohnes hinaus keinen bemerkenswerten Einfluss ausübte. Der Sohn kam so intensiv ins Gespräch mit Höpfner, dass er diesen, wie er sich ausdrückte, „lieb“ gewann und in ihm „der Wunsch entstand, in Gießen bei ihm zu verweilen, um mich an ihm zu unterrichten, ohne mich doch von meinen Wetzlarer Neigungen allzu weit zu entfernen. Gegen diesen Wunsch arbeiteten die beiden Freunde (Merck und Schlosser) zunächst unwissend, sodann wissentlich ... beide hatten ein Interesse, mich aus dieser Gegend wegzubringen“.¹¹ Der Grund lag wohl in dem unglücklichen Liebes-



Abb. 4: Johann Wolfgang von Goethe (Wetzlar, 1772)

verhältnis Goethes zu Charlotte Buff. So konnte ich also weder Vater noch Sohn Goethe, obwohl dieser nicht nur literarische Weltgeschichte schrieb, in unsere Liste der Gießener Juristen, die Geschichte schrieben, aufnehmen. Die Freundschaft zwischen Goethe-Sohn und Höpfner dauerte fort. Jedoch lehnte dieser zweimal Rufe Goethes nach Jena ab. Die Kodifikation des geltenden Rechts, für die Höpfner nach Darmstadt geholt wurde, d.h. die Zusammenfassung und gleichzeitige Verbesserung des geltenden, aber in vielen Einzelschriften, Herkommen, lokalen oder regionalen Rechten zersplitterten Rechts, war ein zentrales Anliegen der aufgeklärten Herrscher in vielen deutschen Staaten der Zeit.¹² Wie die Gießener Rechtshistorikerin Barbara Dölemeyer darlegt, hatte der spätere leitende Minister des Landgrafen Ludwig IX., Friedrich Carl Moser, bereits in seinem Reformprogramm für Hessen-Darmstadt von 1762 u.a. die Schaffung eines „Codex Lodovicianus“, d.h. ein „Landrecht in Justiz und Prozeßsachen“ vorgeschlagen.¹³ Der Landgraf selbst erklärte, schreibt sie: „Damit aber auch alle Gelegenheit unter der Larve des Gesezes zu chicaniren, so viel wie möglich benommen werden möge, so soll demnächst



Abb. 5: Johann Michael Franz Birnbaum (1792–1877)

ein Neues LandRecht, worinnen alle bisher emanirte Verordnungen enthalten und die causae arduae, und dubiae zu entscheiden sind, auf eine leichte begreifliche und NB jedem gemeinen Mann in den gewöhnlichen Fällen verständige Art verfasst, und dem Druck übergeben werden.“ Auch die Landstände forderten 1776 ein solches gemeinsames Landrecht. Zunächst wurde eine Kommission eingesetzt. Deren Plan erschien Friedrich Karl von Moser jedoch als zu „colossal“. So wurde Höpfner von Gießen nach Darmstadt geholt, um „... das in Unseren Fürstl. Landen übliche Privatrecht auszuarbeiten, und solches in ein ordentliches System zu bringen.“ Vorbild sollte das von Friedrich dem Großen geschaffene preußische Allgemeine Landrecht sein. Höpfner stellte wohl das Material zusammen, aber zu einem Entwurf geschweige denn zu einem Gesetz kam es für Hessen-Darmstadt nicht. Jedoch wird in dem Auftrag an Höpfner deutlich, dass auch die damals recht kleine Landgraf-

schaft Hessen-Darmstadt bemüht war, sich den modernen, durch die Aufklärung ausgelösten Bestrebungen nach Reformen des Staates und des Rechts und damit der Gesellschaft zu öffnen.

2.3 Johann Michael Franz Birnbaum

Als Höpfner 1797 starb, stand die alteuropäische Welt vor dem Zusammenbruch. Die folgenden Entwicklungen veränderten auch die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt und mit ihr ihre Landesuniversität, die Ludoviciana, von Grund auf. Aus der Landgrafschaft wurde das um erhebliche Gebiete vor allem um das weiterhin katholische Rheinhessen erweiterte Großherzogtum. Aus der lutherisch ausgerichteten Landesuniversität in Gießen wurde eine moderne, neuen Wissenschaften offene, konfessionsungebundene Hochschule. Viele ihrer Mitglieder auch der juristischen Fakultät waren in die neuen politischen und staatsrechtlichen Entwicklungen der nachnapoleonischen Zeit nach 1814 eingebunden und wirkten auf diese ein. Ich hatte eine breite Auswahl: Karl Ludwig Grolmann, geb. 1775 in Gießen, Professor der Rechte ab 1798, ab 1819 Innenminister und Ministerpräsident bis zu seinem Tod 1829, Vater der hessisch-darmstädtischen Verfassung von 1820, der vor allem die Zusammenfügung des aus vielen unterschiedlichen Territorien bestehenden Großherzogtums zu verantworten hatte;¹⁴ Heinrich Karl Jaup, geb. 1781 in Gießen, von 1804 bis 1815 zunächst Privatdozent und später Professor der Rechte in Gießen, in den dreißiger Jahren Mitglied der Darmstädter Gesetzgebungskommission, Mitglied des Frankfurter Vorparlamentes und der Nationalversammlung, ebenfalls Innenminister und Ministerpräsident 1848 bis 1850;¹⁵ Justin Timotheus Balthasar Linde, geb. 1797 in Brilon, Habilitation in Bonn, 1823 Ruf nach Gießen als Professor für Zivilprozessrecht etc., Kanzler, später gleichzeitig Ministerialbeamter in Darmstadt ab den zwanziger Jahren, vor allem Initiator der katholisch-theologischen Fakultät in Gießen.¹⁶ Ich habe mich für einen Vierten, Johann Michael Franz Birnbaum, entschieden. Er ist gewissermaßen der weltläufigste unter die-

sen sehr bedeutenden und einflussreichen Gießener Professoren. Grolmann und Jaup entsprachen wie auch Höpfner noch dem Typus der alten Familienuniversität. Schon ihre Väter waren Rechtsprofessoren in Gießen gewesen. Zwar war auch bereits Linde, wie Birnbaum Katholik, von auswärts berufen worden. Aber Birnbaum war zudem zunächst fast zwei Jahrzehnte im Ausland in Belgien und den Niederlanden tätig gewesen. Das prägte ihn auch in seiner rechtswissenschaftlichen wie politischen Tätigkeit.

Geboren 1792 in Bamberg, mußte Birnbaum sich, wie Karl Gareis in seinem kleinen Lebensbild schreibt, höhere Schulausbildung und Studium der Rechtswissenschaften ab dem 15. Lebensjahr zu einem großen Teil durch Unterricht verdienen, bis er ein Stipendium erhielt.¹⁷ Nach Abschluss des Studiums mit der Promotion zum Doktor beider Rechte, des allgemeinen wie des kirchlichen Rechts in Würzburg 1815, widmete er sich allerdings zunächst der Literatur als Dramatiker und Herausgeber der Zeitschrift „Deutsche Dichterkränze“. Aber anders als Goethe reüssierte er darin nicht. Er wurde zunächst Hofmeister, erhielt aber 1817 einen Ruf an die Universität Löwen (Leuven), wo er bis zur – vorübergehenden – Schließung der juristischen Fakultät 1830 im Zuge der Loslösung Belgiens von den Niederlanden als Rechtsprofessor tätig war. Die weiteren Stationen danach waren Professuren der Rechte in Bonn, Freiburg und Utrecht. Nach Gießen wurde er 1840 berufen. 1844/45 war er Rektor und ab 1847 bis zu seinem Ausscheiden 1875 Kanzler als Nachfolger von Justin von Linde. 1847/49 und 1851 bis 1875 war er kraft seines Amtes als Universitätskanzler Mitglied der 1. Kammer des hessisch-darmstädtischen Landtages. 1848 wurde er Mitglied des Frankfurter Vorparlamentes, das die Frankfurter Nationalversammlung vorbereitete. 1850 ernannte der Großherzog ihn zum Mitglied des Staatenhauses des Erfurter Parlamentes, das der Nationalversammlung nachfolgte. Birnbaum nahm also neben seinen wissenschaftlichen und universitären Tätigkeiten auch wichtige politische Ämter in der zentralen Umbruchszeit der

späten vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts wahr.

Führende Männer der bürgerlichen Revolution, die sich ab dem März 1848 in ganz Deutschland Bahn brach, kamen aus Hessen-Darmstadt, u. a. Heinrich von Gagern, der im März 1848 zunächst Ministerpräsident in Darmstadt und später Präsident der Nationalversammlung in Frankfurt wurde. Der ab März 1848 zunächst als Mitregent und dann als Großherzog die Herrschaft antretende Großherzog Ludwig III. war zu liberalen Reformen bereit und bereits am 6. März wurden durch landesherrliches Edikt zentrale Grundfreiheiten eingeführt bzw. verheißen.¹⁸ Einheitlich war die Forderung nach einem deutschen Nationalstaat, die Wege dahin aber waren zwischen den verschiedenen Strömungen der Revolutionäre, den Regierungen der Mitgliedstaaten des Deutschen Bundes und dem Bundestag als deren Gesamtorgan umstritten. Verschiedene politische Initiativen liefen parallel.¹⁹ Vom 31. März bis zum 3. April 1848 tagte, einberufen von den „Revolutionären“ in Frankfurt, das so genannte Vorparlament.²⁰ Es bestand aus 574 Personen zur Vorbereitung der Frankfurter Nationalversammlung. Die Mitglieder waren nicht gewählt oder von den Staaten entsandt, sondern waren Mitglieder der Landtage etc. der deutschen Staaten, die die „Revolutionäre“ eingeladen hatten. Das Großherzogtum Hessen-Darmstadt war mit 84 Personen besonders stark vertreten, unter ihnen Birnbaum. Das Vorparlament war grob gesprochen politisch in Liberale, Demokraten und Radikale gegliedert, die verschiedene Konzeptionen zur Umgestaltung Deutschlands und der deutschen Staaten hatten. Sie reichten hinsichtlich der Staatsform von der konstitutionellen föderalen Monarchie bis hin zu einer demokratischen parlamentarischen unitarischen deutschen Republik. Birnbaum gehörte zum liberalen, aber auch föderalen Lager. Keine Konzeption konnte sich im Vorparlament definitiv durchsetzen. So beschränkte es sich letztlich auf die Entscheidungen über das Wahlrecht und andere Fragen der Wahlen zur Nationalversammlung, die bereits vom Bundestag, d.h. der Vertretung der deutschen Einzelstaaten, beschlossen worden waren und in den

Staaten vorbereitet wurden. Die Nationalversammlung war also nicht durch irgendwelche Vorgaben festgelegt.

Am 28. März 1849 beschloss die Nationalversammlung die Verfassung für ein gesamtdeutsches Reich, in das der Deutsche Bund umgewandelt werden sollte.²¹ An der Spitze sollte ein Kaiser stehen. Sein Amt sollte in der Dynastie erblich sein, die die Nationalversammlung durch Wahl des ersten Kaisers bestimmte. Die Gesetzgebung sollte gemeinsam beim Kaiser und dem Reichstag liegen, der aus einem volksgewählten Volkshaus und einem Staatenhaus aus Vertretern der Gliedstaaten, zu denen auch noch Österreich gehörte, gebildet wurde. Die Mitglieder des Staatenhauses sollten je zur Hälfte aus den Volksvertretungen und den Regierungen der Gliedstaaten kommen. Die Reichsminister wurden vom Kaiser berufen, aber es bestand das Recht der Ministeranklage. Zudem entwickelte sich in der Praxis die Abhängigkeit der Regierung vom Vertrauen der Nationalversammlung.²² Außerdem enthielt die Verfassung einen umfassenden Grundrechtskatalog. 28 Regierungen, unter ihnen die von Hessen-Darmstadt, nahmen die Reichsverfassung in einer Kollektivklärung an. Aber der preußische König Friedrich-Wilhelm IV., den die Nationalversammlung zum Kaiser gewählt hatte, lehnte diese Wahl wie die Reichsverfassung insgesamt trotz des positiven Votums der beiden Kammern des preußischen Landtages ab. Damit war der Versuch, die nationale Einheit Deutschlands auf diesem demokratisch-parlamentarischen Wege herzustellen, gescheitert. Der preußische König ergriff noch im Mai 1849 die Initiative zur Gründung eines deutschen Bundesstaates nunmehr über die Monarchen und Regierungen der deutschen Staaten und ohne Österreich. Hessen-Darmstadt schloss sich dieser beschränkten sog. Erfurter Union an, die auch ein Parlament erhielt, das am 20. März 1850 in Erfurt zusammentrat.²³ Es bestand aus einem Staatenhaus und einem gewählten Volkshaus, wie es die Frankfurter Reichsverfassung vorgesehen hatte. Die Mitglieder des Staatenhauses wurden ebenfalls nach der Regelung der Reichsverfassung zur Hälfte von den Regierungen, zur Hälfte von

den Landständen entsandt. Birnbaum gehörte zu den von der Darmstädter Regierung entsandten Mitgliedern des Staatenhauses. Er wirkte u.a. als Berichterstatter für ein zukünftiges Reichsgericht, das auch in der Frankfurter Verfassung enthalten war. Aber wieder verweigerte Friedrich-Wilhelm IV. die Annahme der am 29. April beschlossenen Verfassung. Birnbauers politische Tätigkeit auf nationaler Ebene war beendet. Zwar hatte er an der deutschen Geschichte mitzuschreiben versucht, aber ohne Erfolg.

Erfolgreicher war Birnbaum als Mitglied der 1. Kammer des Großherzogtums bei deren Beratungen zur Gesetzgebung beteiligt. In der Sitzung vom 29. Mai 1848 setzte er sich nachdrücklich für das Gesetz zur Religionsfreiheit und die Gleichstellung der Juden und in der Sitzung vom 5. Juli für die Zivilehe ein.²⁴ In beiden Fällen berief er sich u.a. auf seine Erfahrungen in Belgien und Holland, wo beides schon lange gelte und keinen Nachteil hervorgebracht habe, im Gegenteil. Einfluss nahm er, als Strafrechtler dazu prädestiniert, auf die Strafgesetzgebung in den späten vierziger Jahren, in der es u.a. darum ging, eine Rechtseinheit zwischen den älteren Gebietsteilen, den Provinzen Starkenburg und Oberhessen, und dem nach 1814 erworbenen Rheinhessen herzustellen, in dem aus der Zugehörigkeit zu Frankreich nach 1797 bis 1814 noch napoleonisches Recht galt. Auch hier brachte er stets seine Kenntnisse ausländischer Verhältnisse und ausländischen Rechts ein. Nachdrücklich setzte er sich als Vertreter der Landesuniversität Gießen immer wieder für deren hinreichende finanzielle Ausstattung in den Haushaltsberatungen ein, die offenbar auch damals im Argen lag.

Birnbaum blieb bis zu seinem 83. Lebensjahr 1875 in seinen Ämtern. Er starb 1877 in Gießen. Zwei Nachfahren wurden ebenfalls politisch tätig. Sein ältester Sohn Karl studierte hier Landwirtschaft, wurde später Professor in Leipzig und war von 1871 bis 1873 Mitglied des ersten Reichstages des gerade gegründeten Deutschen Reiches für die Nationalliberale Partei. Die Enkelin Karoline Friederike Maria Theresia Birnbaum, Tochter des zweiten Sohnes, des Gießener Medizinprofessors Karl Friedrich

Joseph Birnbaum, hat Frau Klein in ihrem Vortrag vorgestellt. Sie wurde Lehrerin und war von 1921 bis 1931 drei Wahlperioden lang Landtagsabgeordnete der DVP-Fraktion. Als eine von nur zwölf Frauen im Landtag setzte sie sich für Frauenrechte und das Schulwesens ein.

2.4 Wolfgang Mittermaier

Das 20. Jahrhundert war durch drei Umbrüche gekennzeichnet, die auch die Universität und ihre Juristen erfassten: Der Zusammenbruch des Kaiserreiches und die Gründung der Weimarer Republik 1918/19, deren Zusammenbruch und die Entstehung des Dritten Reiches 1933 und dessen Zusammenbruch 1945.

Zu Beginn des Dritten Reiches stand Wolfgang Mittermaier im Kreuzfeuer.²⁵ Er war 1903 von Bern als Professor für Strafrecht und Strafprozessrecht nach Gießen berufen worden. Er war 1862 in Heidelberg geboren und starb dort über 90-jährig im Jahre 1954. Sein Schüler Karl Engisch nennt ihn „liberal und demokratisch gesonnen“.²⁶ Es war diese Gesinnung, die 1933 zu seiner Emeritierung führte. Das Staats-

ministerium in Darmstadt wollte ihn wohl nicht nach dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ entlassen, das für viele Beamte, die dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüberstanden, das Ende ihrer Berufstätigkeit bedeutete. Aber es richtete im Mai ein Schreiben an die Universität, in dem sie diese aufforderte, Mittermaier zu veranlassen, um seine Emeritierung nachzusuchen. Auf das entsprechende Gesuch wurde er zum 1. Oktober 1933, dem Beginn des Wintersemesters, emeritiert. Das Sommersemester 1933 war für Mittermaier von zwei Entwicklungen geprägt. Nationalsozialistische Studenten warfen ihm mehrfach vor, er habe Jurastudenten der Fakultät wegen ihrer nationalen Gesinnung in der Abschlussprüfung durchfallen oder gar nicht erst zur Prüfung kommen lassen. Obwohl der OLG-Präsident als Präsident des Prüfungsamtes in eingehenden Untersuchungen der angeblichen Fälle nachwies, dass diese Anschuldigungen nicht den Tatsachen entsprachen, wurden die Beschuldigungen z.T. auch von außen immer wieder erneuert. Zum anderen aber

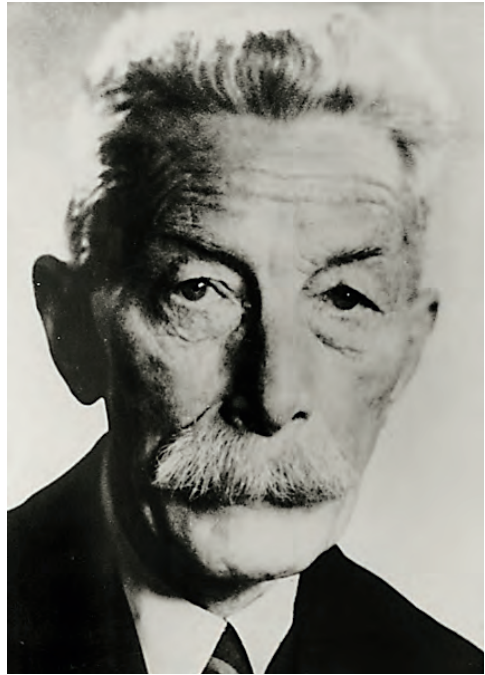


Abb. 6: Wolfgang Mittermaier

übernahm es Mittermaier, die strafrechtliche Dissertation zum Erwerb des juristischen Doktorgrades des jüdischen Studenten Alfred Gutmuth zu betreuen. Dieser wurde am 16. Mai 1912 in Wiesack geboren und studierte Rechtswissenschaft in Gießen. Als Jude durfte er sein Studium ab dem Sommersemester 1933 an der Universität nicht mehr fortsetzen und wurde nicht zum Juristischen Staatsexamen zugelassen. So blieb nur die Promotion als formeller Abschluss des Studiums. Die Fakultät war bereit, diese zu vollziehen, da Mittermaier das Gutachten schrieb. Offenbar war auch das Ministerium einverstanden. So wurde Gutmuth im Dezember 1933 nach den entsprechenden schriftlichen Arbeiten und der mündlichen Prüfung promoviert.

Mittermaier zog nach der Emeritierung nach Heidelberg, 1934 verweigerte ihm die Fakultät die Erlaubnis, an einem Kongress in Budapest teilzunehmen, da er wegen seiner politischen Überzeugungen nicht dazu geeignet sei, das „neue Deutschland“ dort gegen mögliche Angriffe von jüdischer Seite und von Emigranten



Abb. 7: Abraham Bar Menachem (bei der ersten Verleihung des Wolfgang-Mittemaier-Preises 1996)

zu verteidigen. Trotzdem blieb er der Fakultät als Emeritus verbunden. Gutmuth konnte in die Niederlande auswandern. Er erlernte dort das Tischlerhandwerk und zog dann weiter nach Palästina. Er nahm den Namen Abraham Bar Menachem an. In den sechziger Jahren nahm er den Kontakt mit Deutschland und seiner alten Universität wieder auf und wirkt seitdem, inzwischen hundertjährig, für das deutsch-jüdisch/israelische Verständnis.

Über die Juristische Fakultät und ihre Professoren im weiteren Verlauf des Dritten Reiches liegen bisher keine zusammenhängenden Studien vor. Engisch hat in dem erwähnten Aufsatz über alle in der Zeit zwischen 1933 und 1945 Lehrenden kurze Porträts geliefert, geht aber auf die politischen Verhältnisse nicht ein.²⁷ Einzelstudien wurden zu Hans Gmelin, Karl Fröhlich und Otto Eger verfaßt.²⁸ Besonders dessen Bild schwankt in der Geschichte. Insgesamt litt die Fakultät in dieser Zeit wie die Universität insgesamt an Auszehrung.²⁹

2.5 Erwin Stein

Deutschland hatte 1945 seine totale Niederlage erlitten. Die Grundlagen seiner Wirtschaft, die Infrastruktur waren zerstört, die Städte waren verwüstet, die geistigen, moralischen und

sozialen Grundlagen in den Grundfesten erschüttert, unsicher und umstritten. Die Menschen waren nicht nur in ihrer schieren materiellen Existenz, sondern in ihren Hoffnungen und Erwartungen auf dem Nullpunkt. Woran sollte man sich halten? Die Niederlage führte politisch zunächst zu einer Neuordnung Deutschlands in Besatzungszonen und neue Länder. Aus den östlich des Rheins gelegenen Teilen Hessen-Darmstadts und Teilen preußisch-hessischer Provinzen entstand bereits 1945 unter

amerikanischer Ägide Groß-Hessen, später Hessen. Dieses neue Land hatte nunmehr drei Universitäten in Marburg, Gießen und Frankfurt und eine Technische Hochschule in Darmstadt. Nur die Marburger Universität war einigermaßen funktionsfähig. Alle anderen, vor allem aber die Ludoviciana, waren weitgehend zerstört. Was sollte werden in Hessen wie in Gießen? Eng mit der Geschichte dieser Zeit ist als fünfter Gießener Jurist verbunden: Erwin Stein.³⁰

Dieser wurde 1907 in Grünberg geboren, studierte Rechtswissenschaft u.a. in Gießen, wo er 1927 zum Doktor juris promoviert wurde. Nach beiden Staatsexamina war er zunächst Aushilfsrichter am Landgericht in Gießen. Aber Stein hatte sich als Strafrichter geweigert, politisch opportune Strafurteile gegen Täter zu fällen, die der NSDAP angehörten. Zudem hatte er 1931 Hedwig Herz, eine Jüdin, geheiratet. So wurde er 1933 weder in den Justizdienst noch in den öffentlichen Dienst endgültig übernommen. Er wich wie viele andere in den Anwaltsberuf aus. Seine Frau und er blieben jedoch weiteren ständigen Angriffe ausgesetzt. 1943 sollte Hedwig Stein „abgeholt“ werden. Da Auswanderungspläne sich nicht mehr realisieren ließen, brachte sie sich, wie so viele bedrohte Juden, am 23. März um.

Offenbar haben die NS-Zeit und seine persönlichen Erfahrungen Stein gezeigt, dass öffentliches, auch politisches Engagement notwendig ist. 1946 wurde er Mitglied der „Verfassungberatenden Groß-Hessischen Landesversammlung“ und ihres Verfassungsausschusses für die CDU, dann auch Abgeordneter des ersten hessischen Landtages (1946 bis 1951). Von 1946 bis 1951 war er erster hessischer Kultusminister und ab 1949 zugleich Justizminister. 1951 zum Richter am Bundesgerichtshof berufen, wurde er als solcher noch in demselben Jahr zum Richter des Bundesverfassungsgerichts auf Lebenszeit gewählt. Er gehörte dem Gericht bis zur Erreichung der Altersgrenze 1971 an. Nebenher verfolgte er eine akademische Tätigkeit an der von ihm mit gegründeten Hochschule für Internationale Pädagogische Forschung, heute Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung in Frankfurt, als Honorarprofessor der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main ab 1963, und als Lehrbeauftragter und Honorarprofessor unserer Universität im Fachbereich Rechtswissenschaft ab 1975. In einem Vortrag 1982 vor der ebenfalls von ihm mit ins Leben gerufenen Humboldtgesellschaft mit dem bezeichnenden Titel „Menschlichkeit, Toleranz und Erziehung“ sagte er „... es reicht nicht aus, die Welt zu interpretieren. Es kommt darauf an, sie zu verändern“. Das war gewissermaßen – rückblickend – die Devise seines Handelns in diesen Ämtern, aber nicht irgendeine Veränderung, sondern im Sinne von Menschlichkeit und Toleranz.

Die Ausarbeitung der Hessischen Verfassung war in zentralen Punkten zwischen SPD und KPD einerseits und CDU und LDP andererseits heftig umstritten, insbesondere in Bezug auf die Sozialverfassung und die Religionsverfassung. Zusammen mit anderen Abgeordneten hatte Stein einen eigenen Entwurf vorgelegt, der als ein Gegenentwurf zum Entwurf des Verfassungsausschusses, der sehr stark von SPD und KPD geprägt war, gedacht war. Steins Entwurf begnügte sich weitgehend mit einer Art Organisationsstatut oder Staatsgrundgesetz und verzichtete auf die besonders umstrittenen sozialen Grundrechte und die Religionsverfassung. Das aber lehnte die SPD ab. Es kam danach zu Verhandlungen zwischen SPD und CDU, die zu einem Kompromiss und damit zur Hessischen Verfassung vom 1. Dezember 1946 führten.

Zu diesem Verfassungskompromiss gehörte auch ein Schulkompromiss. Zu seiner Umsetzung legte Stein im Oktober 1947 als erstes deutsches Land einen Gesetzentwurf zur Schulgeld- und Lernmittelfreiheit vor. Sie sollte



Abb. 8: Erwin Stein in seiner Zeit als Kultusminister (1947–1950)

nicht nur in den Volksschulen, sondern auch in den Höheren Schulen, Berufsschulen und Berufsfachschulen greifen, wobei auch Erziehungsbeihilfen für begabte Kinder vorgesehen wurden, um ihnen den Zugang zu höherer Bildung zu verschaffen. Außerdem wurde der Besuch der Hochschulen für Landeskinder gebührenfrei. Stein bezeichnete dieses Gesetz in seiner Rede zur Einbringung des Gesetzes im Landtag am 23. Oktober 1947 als „den bedeutsamsten Fortschritt auf dem Gebiet der Schulreform“.³¹ Stein verband damit große grundlegende gesellschaftliche Erwartungen und Ziele: *„Innerhalb des Erziehungswesens werden durch dieses Gesetz alle Vorrechte der Geburt, des Standes und des Besitzes beseitigt werden. Allen Kindern wird in einem freien Wettbewerb der Kräfte die gleiche Chance gegeben. So wird eine wahrhaft demokratische Volksordnung vorbereitet, in der es keinen Kastengeist und keine Klassengegensätze mehr geben wird.“* Leider ist, wie wir wissen und täglich erfahren, dieses Ziel immer noch nicht erreicht. Denn es bedurfte und bedarf auch anderer Reformen und weiterreichender Schritte, um zu erreichen, was Stein anstrebte, dass *„allen die Wege offenstehen sollen und jeder auf den Weg gebracht werden kann, der ihn oder sie nach Art und Grad seiner Leistungsfähigkeit zu seiner höchstmöglichen Vollendung und bestmöglichen Leistung in der Gesellschaft führt“*. Wir ringen noch heute um den besten Weg dorthin. Stein ging auch auf die finanziellen Belastungen ein, die dieses Gesetz mit sich brachte. Wir dürfen nicht vergessen, dass Hessen damals wie ganz Deutschland in jeder Hinsicht völlig am Boden lag. Die Aufgaben des Wiederaufbaus waren unüberschaubar. Finanzmittel standen kaum zur Verfügung, da die Wirtschaft darnieder lag. Man rechnete mit Jahrzehnten. Den späteren schnellen Aufschwung des „Wirtschaftswunders“ stellte sich niemand auch nur in den kühnsten Träumen vor. Vielleicht sollten wir uns immer wieder einmal zurück besinnen, unter welchen Verhältnissen die Anfänge standen und was trotzdem gewagt wurde, und daraus Schlüsse für unsere Einstellungen zu unseren Problemen ziehen.

Als Kultusminister war Erwin Stein auch für die Neugestaltung des Hochschulwesens verantwortlich. Er verfolgte das Ziel, einen Beitrag zur *„demokratischen Erneuerung unseres Volkes“* zu gestalten.³² Es sollten hier ebenfalls die *„geistigen Fähigkeiten und die Charaktereigenschaften, nicht aber die soziale Herkunft den Bildungsweg unserer Jugend“* bestimmen. Die Hochschulen sollten *„zum wirklichen Besitz des gesamten Volkes“* werden. Er wollte *„die Volksuniversität“*. Das hatte auch Konsequenzen für die Organisation der Hochschulen. Konkreter wurden diese Ansätze zunächst für die Hochschule in Gießen. Zwar hatte die Ludoviciana schon vor dem Krieg einen erheblichen Bedeutungsverlust hinnehmen müssen, der zu Schließungsplänen führte.³³ Mit den Bombenangriffen vom 6. und 11. Dezember 1944 wurde mit der Stadt auch die Universitätsinfrastruktur zerstört. Von 1945 bis 1946 war das weitere Schicksal der Universität ungewiss, Moraw nennt es eine *„gespenstische Situation“*. Im Frühjahr 1946 stand dann die Entscheidung fest. Die Universität wird anders als die Hochschulen in Marburg, Darmstadt und Frankfurt nicht wieder eröffnet. Denn nicht nur Stein war der Auffassung, dass sich das neugebildete Land Hessen den Wiederaufbau der Ludoviciana als Volluniversität nicht leisten könne. Aber er suchte nach einem tragfähigen Ausweg, um den Hochschulstandort Gießen zu erhalten. Er fand dafür nicht nur die Unterstützung des hessischen Kabinetts und des gesamten Landtages einschließlich der Opposition aus KPD und LDP, sondern vor allem auch der in allem maßgebenden Amerikaner und natürlich der Stadt Gießen. In Gießen selbst hatte sich schon im Mai 1946 eine neue *„Hochschule für Bodenkultur und Veterinärmedizin“* gebildet. Diesen beiden Fakultäten waren fünf naturwissenschaftliche Institute zugeordnet, die aber keine selbständige Ausbildungsfunktion hatten und daher keine eigenen akademischen Grade verleihen konnten. Dies betraf auch die Kliniken. Stein bemühte sich, aus diesen Trümmern der alten Universität eine neue Hochschule mit eigenem Profil und eigener spezifischer Ausrichtung in der hessischen, wenn nicht deutschen Universitätslandschaft zu formen. Nach Steins

Konzeption sollte sich die Gießener Hochschule vor allem den Ernährungswissenschaften widmen, die in der damaligen Situation in Deutschland von besonderer Bedeutung waren. Daher sollte die weiterentwickelte Hochschule eine agrarwissenschaftliche, eine veterinärwissenschaftliche, und eine auf diese Fächer ausgerichtete naturwissenschaftliche Fakultät umfassen. Hinzu trat eine medizinische Fakultät, die aber auf die klinische Forschung und Ausbildung beschränkt blieb. Eine solche Akademie war bereits früher in Anträgen der CDU und der KPD gefordert worden. Organisatorisch wollte Stein die neue Hochschule einerseits in den Verwaltungsangelegenheiten stärker an den Staat binden, andererseits neue Elemente der studentischen und gesellschaftlichen Mitwirkung durch einen Hochschulbeirat einfügen. Dieses Konzept war nicht unumstritten. Die Naturwissenschaftler in Gießen wollten mehr, eine breite und volle naturwissenschaftliche Ausrichtung. Die anderen Universitäten fürchteten um ihre akademische Selbstverwaltung. So war der Weg mühsam und langwierig. Stein aber war zäh. Kurz vor Ende der ersten Legislaturperiode gelang es im Jahr 1950 mit dem Gesetz zur Gründung der Justus-Liebig-Hochschule ein einheitliches gesetzliches Fundament zu schaffen.³⁴ Eine zunächst vorgesehene forstwissenschaftliche Fakultät, die die alte Gießener Tradition fortgesetzt hätte, entfiel. Die neue Hochschule erhielt jedoch als fünfte Fakultät eine „Allgemeine Abteilung“, die die Studierenden über die Fachausbildung hinaus in ihrer „*sittlichen und sozialen Lebensauffassung*“ festigen sollte, ein damals selbstverständliches, heute für viele ein eher altbackenes, aber meines Erachtens nach wie vor höchst notwendiges Element universitärer Bildung, die immer mehr zur bloßen auf Effizienz und Kompetenz ausgerichteten Ausbildung degeneriert. Zwar war diese neue Hochschule keine Volluniversität mehr, keine *universitas litterarum*, wie Erwin Stein in seiner Begründung bei der Ersten Lesung des Gesetzentwurfes darlegte, weshalb sie nicht den Namen einer „Universität“ erhielt. Aber sie hatte universitären Status mit all den dazugehörigen Rechten auch zur Promotion und Habilitation.

Den weiteren Gang der Entwicklung der Justus-Liebig-Hochschule zur Volluniversität durch das Gesetz von 1957 verfolgte Stein von außen, aber wohl mit verschwiegenem Einfluss. 1957 wurde er ihr Ehrensensator. Die Wiederaufnahme rechtswissenschaftlicher Lehre und Forschung in Gießen ab 1964/65 erfüllte ihn, wie ich aus persönlichen Gesprächen weiß, mit Genugtuung. Ab 1975 übernahm er Lehraufgaben auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Rechts. Auch hier war er innovativ. Er war schon Anfang der siebziger Jahre einer der ersten Protagonisten des Umweltrechts, das sich damals als eigenes, aber keineswegs unumstrittenes Rechtsgebiet zu entwickeln begann. Heute bildet dieses inzwischen weit entfaltete Rechtsgebiet einen Schwerpunkt in unserem Fachbereich in Forschung und Lehre.

2.6 Helmut Ridder

Die Erneuerung der Rechtswissenschaften in Gießen erfolgte zunächst in der rechtswissenschaftlichen Abteilung der 1965 neu gegründeten „Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät“, die 1971 in zwei Fachbereiche Rechtswissenschaft und Wirtschaftswissenschaften aufgegliedert wurde. Das Jahr 1965 ist nicht ohne allgemeine Bedeutung. Es beginnt, nicht zuletzt nach dem Rücktritt Konrad Adenauers, die gesellschaftlich und politisch vielleicht bewegteste Zeit der „alten Bundesrepublik“, in der sich diese unter dem Druck reformatorischer bis revolutionärer gesellschaftlicher, vor allem studentischer Bewegungen neuen Entwicklungen öffnete, sich von vielen „Selbstverständlichkeiten“ ihrer Gründungsphase löste und Prozesse eingeleitet wurden, die die Gesellschaft, den Staat, die Institutionen einschließlich der Universitäten, die internationalen Beziehungen der Bundesrepublik insbesondere nach Osteuropa auf die Dauer erheblich verändern sollten. In diese Entwicklungen war der letzte Gießener Jurist, über den ich heute Abend berichten will, mitbewegend involviert, Helmut Ridder.³⁵ Er gehörte zur ersten Professoren-Generation der neuen rechtswissenschaftlichen Abteilung. Da der umfangreiche Nachlass noch nicht aufgearbeitet ist,



Abb. 9: Helmut Ridder (1919–2007)

auch von mir für diesen Vortrag nicht aufgearbeitet werden konnte, beschränke ich mich auf skizzenhafte Hinweise.

Da, wie erwähnt, Anne-Eva Brauneck, die einzige Frau dieser Gründergeneration und erste Professorin unseres Fachs in Gießen überhaupt, bereits von Frau Felschow vorgestellt wurde, beschränkte sich meine Auswahl auf die Gründungsväter, Spiros Simitis, Thilo Ramm, Walter Mallmann und eben Helmut Ridder. Dieser wurde 1919 in Bocholt geboren. Er promovierte 1947 in Münster und habilitierte sich dort 1950 im öffentlichen Recht einschließlich Völkerrecht. Er hatte Professuren in Frankfurt und Bonn inne, bevor er 1965 von dort den Ruf nach Gießen annahm.

Ridder war innerhalb der Universität an der Erarbeitung des Gießener Modells des rechtswissenschaftlichen Studiums beteiligt.³⁶ Darüber hinaus hat er sich auf seine Weise vielfach in Gesellschaft und Staat nachdrücklich und in gewisser Weise „rücksichtslos“ gegenüber seinem „Ruf“ in der in ihrer Mehrheit eher liberalen bis konservativen, aber bestimmt nicht linken Zunft der Staatsrechtslehrer, ja der Professorenschaft überhaupt engagiert. Er focht gegen die Notstandsgesetzgebung der sechziger Jahre, gegen die nach seiner Auffassung reine Fiktion eines nach 1945 oder 1949 fort-

bestehenden „Deutschland als Ganzes“, für die volle Anerkennung und den Ausgleich mit der DDR auf Augenhöhe, und ganz zentral für ein tragbares Verhältnis mit Polen. Gerade dazu füllen die Unterlagen im Universitätsarchiv zahlreiche Kartons.

Ridders Wirken für die Normalisierung und Verbesserung der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der Volksrepublik Polen vollzog sich vor allem in der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Bundesre-

publik Deutschland e.V., deren Vorsitzender er ab 1977 war. Die Gesellschaft bestand seit 1950. Auftrieb erhielt sie durch den deutsch-polnischen Vertrag von 1970, der zwar kein Friedensvertrag war und die Streitfragen nicht endgültig regelte, der aber doch die Beziehungen zwischen beiden Staaten auf eine gegenseitig anerkannte Grundlage stellte, die Aufnahme diplomatischer Beziehungen ermöglichte und damit auch den wissenschaftlichen und persönlichen Austausch wesentlich verbesserte. Ridder folgte nicht den damals üblichen und offiziellen politischen Wegen der Bundesregierungen von Willy Brandt über Helmut Schmidt zu Helmut Kohl, sondern war der Auffassung, dass nur radikale politische Änderungen der deutschen Polenpolitik eine tragfähige Basis für eine Normalisierung des Verhältnisses schaffen könnten. Er verlangte u.a. die endgültige und eindeutige Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als polnische Westgrenze und damit die Aufgabe aller Ansprüche auf die so genannten ehemaligen deutschen Ostgebiete, die Aufgabe der deutschen Staatsangehörigkeit für die in Polen verbliebenen Deutschen, die inzwischen die polnische Staatsangehörigkeit erhalten hatten, die Anerkennung der DDR als zweiten deutschen Staat u.a. mehr. Er kritisierte in seinen öffent-

lichen Reden die deutsche Regierungspolitik gegenüber Polen immer wieder heftig wegen ihrer Zögerlichkeit zu wirklichen Verbesserungen. Da Polen damals ein kommunistischer Staat war, blieb es nicht aus, dass ihm prokommunistische, wenn nicht gar kommunistische Neigungen vorgeworfen wurden. Damit aber hatte er nach meinem Eindruck nichts im Sinn. Polen stand zwar damals unter kommunistischer Herrschaft. Aber die polnischen Vorbehalte, ja Ablehnungen gegenüber Deutschland sowie die Forderungen an die Politik der Bundesregierungen waren allgemein verbreitet und wurden auch von der damaligen polnischen Opposition geteilt und nachdrücklich vertreten. Ridder war bereit, den geforderten hohen, radikalen Preis für die endgültige Normalisierung und vielleicht sogar Aussöhnung zu zahlen, weil er aus der Geschichte wusste, dass das seit zweihundert Jahren gerade durch die preußische und später deutsche Politik gegenüber Polen vergiftete und zerstörte deutsch-polnische Verhältnis in der Wurzel saniert werden musste, nichts anderes heißt ja radikal, von unten her, aus der Tiefe, wenn die Versöhnung gelingen sollte. Aber er ging auch die ganz konkreten Wege, um Verständnis füreinander herzustellen, insbesondere den wissenschaftlichen und persönlichen Austausch, zu dem u.a. deutsch-polnische Juristenkolloquien, Seminare etc. gehörten und auch die Begründung der Partnerschaft unserer Universität mit der Universität Lodz, die ihn für seine Verdienste mit der Würde eines Ehrendoktors auszeichnete. *„Ridder stand“*, ich zitiere aus meiner Würdigung im Uni-Forum nach seinem Tode, *„als ‚politischer Professor‘ in der Tradition der Göttinger Sieben und der Professoren des Paulskirchenparlaments und setzte seine wissenschaftliche Kompetenz für die Sicherung und Fortentwicklung der demokratischen, freiheitlichen Republik und deren friedensorientierter Politik ein. (...) Bahnbrechend war sein sehr frühes Engagement für eine Versöhnung mit Polen als praktische Friedensarbeit.“* Er war in seinem wissenschaftlichen Tun zweifellos auch von einem sehr starken moralischen Engagement getragen.

3. Schluss

Ich habe versucht, Ihnen, wenn auch oberflächlich, zu zeigen, wie sechs Gießener Juristen auf verschiedene Weise grundlegende Entwicklungen in der Universität Gießen, in Hessen und darüber hinaus kräftig beeinflusst, also Geschichte geschrieben haben. Beides hing und hängt eng zusammen. Die Universität ist kein elfenbeinerer Turm der weltfremden Wissenschaft. Sie und ihre Professoren, Mitarbeiter und Studierenden sind Teil der jeweiligen Gesellschaft von Anfang an. Dabei hat sich unsere Universität mit der Gesellschaft in diesen vierhundert Jahren immer wieder grundlegend verändert. Sie begann als konfessionsgebundene lutherische Universität. Die Erweiterung der alten Landgrafschaft Hessen-Darmstadt um katholische Gebiete des alten Erzbistums Mainz und der Aufstieg zum Großherzogtum haben zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein multikonfessionelles Staatswesen herbeigeführt. Das wirkte sich auch auf die Universität aus. So wurden katholische Professoren wie Linde und Birnbaum berufen. Es wurde die bereits erwähnte katholisch-theologische Fakultät neben der traditionellen evangelisch-theologischen Fakultät begründet. Zwar ging sie nach zwanzig Jahren wieder ein, aber heute hat die Universität wiederum zwei Institute für katholische und evangelische – gesamt-evangelische – Theologie und als eine von vier deutschen Universitäten seit kurzem gemeinsam mit Frankfurt auch ein Islamisches Studium eingerichtet. Leider fehlt – noch – ein Jüdisches Studium.³⁷ Heute ist Hessen ein säkularer, liberaler und demokratischer Staat und mit ihr unsere Universität eine säkulare, liberale, weltoffene und durch viele Partnerschaften mit der Welt verbundene Universität, an der anders als bis weit ins zwanzigste Jahrhundert Männer und Frauen und zudem viele Menschen aus anderen, weit entfernten Ländern studieren und wissenschaftlich arbeiten. Die damit gegebene inhaltliche und multikulturelle Offenheit bestimmt ihr geistiges und wissenschaftliches Profil wesentlich, auch in der Rechtswissenschaft, die viele internationale Verbindungen und Programme unterhält. Alle Juristen, die ich

Ihnen heute vorgestellt oder auch nur genannt habe, hatten eine feste Verankerung in den geistigen Grundlagen über die Fachkenntnisse hinaus, die sie erst zu ihren weitreichenden Tätigkeiten befähigte. Um das auch für künftige Juristen aus Gießen zu gewährleisten, bedarf es der Einbettung ihres Studiums in eine Universität, die *universitas litterarum*, mit den anderen Geisteswissenschaften, den Sozialwissenschaften und den Naturwissenschaften. Sie bedarf aber auch wie zu Birnbaums und Steins Zeiten der nachhaltigen finanziellen Landesmittel, die nicht in andere zweifelhafte und prekäre Experimente der Juristenausbildung vergeudet werden dürfen.

Anmerkungen:

- ¹ Carl Gareis, Joh. Michael Franz Birnbaum, Ein Cultur- und Lebensbild, Gießen 1878, S. 1.
- ² Geb. 1818 in Aurich, gest. 1892 in Göttingen, Professor für Zivilrecht in Gießen von 1852 bis 1868; Martin Lipp, Rudolf Ihering – Die Begründung der modernen Rechtswissenschaft in Gießen, in: Panorama, 400 Jahre Universität Giessen, Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, hrsg. im Auftrag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität v. Horst Carl, Eva-Marie Felschow, Jürgen Reulecke, Volker Roelke, Corina Sargk, Frankfurt a. M., 2007, S. 92–96, mit weiteren Literaturangaben.
- ³ Eva-Marie Felschow: Kämpferinnen (in dieser Ausgabe, S. 41–55)
- ⁴ Heinhard Steiger, Gottfried Antonius, Die Anfänge der Juristischen Fakultät, in: Panorama, (Anm. 2), S. 34–39 mit weiteren Literaturangaben.
- ⁵ Peter Moraw, Kleine Geschichte der Universität Gießen von den Anfängen bis zur Gegenwart, 2. Aufl., Gießen 1990, S. 9ff.; Eva-Marie Felschow, Carsten Lind, Ein hochnutz, nötig und christlich Werk, Die Anfänge der Universität vor 400 Jahren, Ausstellungsband der Justus-Liebig-Universität zum 400-jährigen Jubiläum, Gießen 2007.
- ⁶ Menk, Gerhard (Hg.): Landgraf Moritz der Gelehrte. Ein Kalvinist zwischen Wissenschaft und Politik, Marburg 2000.
- ⁷ Dazu: Heinhard Steiger, Zur Kontroverse zwischen Hermann Vultejus und Gottfried Antonius aus der Perspektive der politischen Theorie des Johannes Althusius, in: Politische Theorie des Johannes Althusius, hrsg. v. Karl-Wilhelm Dahm, Werner Krawietz, Dieter Wyduckel, Berlin 1988, S. 333–367. Heute hängen die Porträts beider Professoren-Gegner nebeneinander in der Professorengalerie unserer Universität im Senatsaal. Denn Vultejus lebte bei der Wiedervereinigung beider Universitäten 1625 noch und wurde gemäß dem Erlass Georgs II. von Hessen-Darmstadt 1631 als Professor der einheitlichen Universität porträtiert. Das Bild verblieb nicht in Marburg, sondern wanderte bei der Neugründung wie viele andere mit nach Gießen.

Das Porträt des Antonius entstand laut Inschrift 1631, also nach seinem Tode.

- ⁸ Von dem Vater hängt ein Porträt in der Professorengalerie, wohingegen von dem Sohn kein Bild vorhanden ist.
- ⁹ Alfred Söllner, Ludwig Julius Friedrich Höpfner – ein Mitglied der Gießener Juristenfakultät im 18. Jahrhundert, in: Otto Triffterer, Friedrich v. Zezschwitz (Hrsg.) Festschrift für Walter Mallmann, Baden-Baden 1978, S. 281–292.
- ¹⁰ Diethelm Klippel, Politische Freiheit und Freiheitsrechte im deutschen Naturrecht des 19. Jahrhunderts, Paderborn 1976, erwähnt ihn mehrfach.
- ¹¹ Johann Wolfgang v. Goethe, Dichtung und Wahrheit, III. Teil, 12. Buch, Sophienausgabe/Weimarer Ausgabe I.28, S. 158ff, DTV Nachdruck 1987, Bd. 32. Er bringt den Besuch bei Höpfner selbst damit in Beziehung. Er leitet den Bericht darüber so ein: „Damit der so süß Leidende aus diesen Zuständen gerissen und ihm zu neuer Unruhe neue Verhältnisse bereitet würden, so ergab sich Folgendes. In Gießen befand sich Höpfner, Professor der Rechte. ...“
- ¹² Barbara Dölemeyer, Art. Kodifizierung/Kodifikation, in: Der Neue Pauly, Enzyklopädie der Antike, Bd. 14, Stuttgart Weimar, 2000, Sp. 1003–1009.
- ¹³ Barbara Dölemeyer, Kodifikationspläne in deutschen Territorien des 18. Jahrhunderts, in: Gesetz und Gesetzgebung im Europa der Frühen Neuzeit, hrsg. v. Barbara Dölemeyer und Diethelm Klippel, Berlin 1998, S. 201–233, S. 201ff.; dies. Zwei Staatsreformprogramme des 18. Jahrhunderts: Thomas von Fritsch für Kursachsen – Friedrich Carl von Moser für Hessen-Darmstadt, in: Heiner Lück, Bernd Schildt (Hg.) Recht – Idee – Geschichte, Beiträge zur Rechts- und Ideengeschichte für Rolf Lieberwirth anlässlich seines 80. Geburtstages, Köln Weimar Wien 2000, S. 469–492, S. 489ff.
- ¹⁴ Albert Teichmann, Grolmann, Carl Ludwig von, in: Allgemeine Deutsche Biographie (ADB), Bd. 9, Leipzig 1879, S. 713f.
- ¹⁵ Karl Wippermann, Jaup, Heinrich Karl, in: Allgemeine deutsche Biographie (ADB), Bd. 13, Leipzig 1881, S. 733–736.
- ¹⁶ Johann Friedrich von Schulte, Linde, Justinus Freiherr von, in: Allgemeine Deutsche Biographie (ADB). Bd. 18, Leipzig 1883, S. 665–672; Hugo Stumm, Staatsrat Justin Freiherr von Linde. Ein Beitrag zur Geschichte des Staatskirchentums im Vormärz, in: Jahrbuch des Bistums Mainz 6, 1951/54, Seite 62–81; Eva-Marie Felschow/Emil Heuser (Bearb.), Universität und Ministerium im Vormärz: Justus Liebig's Briefwechsel mit Justin von Linde, Giessen, 1992.
- ¹⁷ Gareis, Johann Michael Franz Birnbaum (Anm. 1), dem ich hier weitgehend folge; Hannelore Götz, Klaus-Dieter Rack: Hessische Abgeordnete 1820–1933, Ergänzungsband: Biographische Nachweise für die Erste Kammer der Landstände des Großherzogtums Hessen (Darmstädter Archivschriften 10), Darmstadt 1995, S. 40; Eva-Maria Lohse, Johann Michael Franz Birnbaum (1792–1877) als Strafrechtslehrer, Diss. iur., Dortmund 1966; Schlack Andreas, Johann Michael Franz Birnbaum – Über das Erforderniß einer Rechtsgutsverletzung, Münster 2010.

- ¹⁸ Ernst Rudolf Huber, Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. 2, Stuttgart 1960, S. 514ff.
- ¹⁹ Ibd. S. 587ff.
- ²⁰ Ibd. S. 595ff.
- ²¹ Ibd. S. 767ff.
- ²² Ibd. S. 628ff.
- ²³ Jochen Lengemann, Das Deutsche Parlament (Erfurter Unionsparlament) von 1850, München, Jena 2000, zu Birnbaum S. 80ff.; Huber, Verfassungsgeschichte (Anm. 18), S. 885ff.
- ²⁴ Verhandlungen der ersten Kammer der Landstände des Großherzogtums Hessen-Darmstadt in den Jahren 1847 und 1848, Protokolle, I. Band, 1. bis 70. Sitzung, Darmstadt 1849, S. 204, und II. Band, S. 489.
- ²⁵ Ich habe diesen Abschnitt gegenüber dem Vortrag erweitert, da in der Diskussion Nachfragen kamen. Ich stütze mich zu Mittermaier auf Akten im Universitätsarchiv.
- ²⁶ Karl Engisch, Gießener Juristen der letzten 100 Jahre, in: Ludwigs-Universität Justus Liebig-Hochschule 1607–1957, Festschrift zur 350. Jahrfest, Gießen 1957, S. 17–30, S. 23.
- ²⁷ Engisch, Gießener Juristen (Anm. 26).
- ²⁸ Heinhard Steiger, Gmelin, Hans, Jurist, in: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hrsg. v. Hans Georg Gundel, Peter Moraw und Volker Press, Erster Teil, Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen in Verbindung mit der Justus-Liebig-Universität Gießen, 34, Lebensbilder aus Hessen Zweiter Band, Marburg 1982, S. 309–317; Barbara Dölemeyer, Karl Fröhlich und das Institut für Rechtsgeschichte, in: Rechtswissenschaft im Wandel, Festschrift des Fachbereichs Rechtswissenschaft zum 400-jährigen Gründungsjubiläum der Justus-Liebig-Universität Gießen, hrsg. v. Walter Gropp, Martin Lipp, Heinhard Steiger, Tübingen 2007, S. 1–22; Peter Grunhe, Otto Eger: „herzenguter Mensch“, Mitläufer oder „Nazi“? Zur Kontroverse um den Gießener Juristen, in: Mitteilungen des Oberhessischen Juristenvereins, 93 (2008), S. 267–328, mit weiterer Literatur.
- ²⁹ Moraw, Kleine Geschichte (Anm. 5), S. 223ff. Nach der Emeritierung Mittermaiers gab es zeitweise nur noch vier aktive ordentliche Professoren, am Ende 1944/45 waren es nur noch drei. Hinzu traten 1–2 außerplanmäßige Professoren, einige Privatdozenten, die sich hier habilitiert hatten, und eine schwankende Zahl von Lehrbeauftragten, die im weiteren Verlauf zunahm, da vakante Lehrstühle nach Ausbruch des Krieges zunächst nur vertreten und dann nicht mehr besetzt wurden. Gerhard Köbler, Gießener juristische Vorlesungen, Arbeiten zur Rechts- und Sprachwissenschaft, Gießen 1982, S. 383ff.
- ³⁰ Ernst Benda, Geleitwort, in: Festschrift für Erwin Stein, zum 80. Geburtstag hrsg. v. Hermann Avenarius, Hanns Engelhardt, Hermann Heussner, Friedrich v. Zezschwitz, Bad Homburg v. d. Höhe, 1983, S. IX–XI; Andreas Hedwig/Gerhard Menk (Hrsg.), Erwin Stein (1903–1992). Politisches Wirken und Ideale eines hessischen Nachkriegspolitikers, Marburg 2004; Walter Gropp und Stefan Hormuth (Hrsg.), Erwin Stein zum Gedächtnis, Godesberg 2003, mit Beiträgen von Walter Gropp, Stefan Hormuth, Brun-Otto Bryde, Heinhard Steiger, Hartmut Holzapfel.
- ³¹ Drucksachen des Hessischen Landtages, I. Wahlperiode, Abt. III, Stenographische Berichte, Bd. 1, Wiesba-

den 1950, 25. Sitzung v. 23. Oktober 1948, S. 811ff.; auch in: Entnazifizierung – Mitbestimmung – Schulgeldfreiheit, Hessische Landtagsdebatten 1947–1950, Eine Dokumentation, bearb. v. Wolf-Arno Propat, Wiesbaden 2004, Politische und parlamentarische Geschichte des Landes Hessen 31, hrsg. im Auftrag des Hessischen Landtages, S. 91ff.

- ³² Rede vor dem Landtag in der 5. Sitzung v. 19. März 1947, Drucksachen des Hessischen Landtages (Anm. 31), S. 52; auch in: Entnazifizierung (Anm. 31); S. 123ff.
- ³³ Moraw, Kleine Geschichte (Anm. 5), S. 223ff.
- ³⁴ Einbringungsrede, Erste Lesung im Landtag, 82. Sitzung 12. Juli 1950, Drucksachen (Anm. 31), III. Abt., Bd. 4, S. 2879ff. Die dritte Lesung fand in der 85. Sitzung am 6. September 1950 statt, ibd. S. 2964ff. Sie verlief noch einmal sehr streitig, endete aber mit der Annahme durch den Landtag.
- ³⁵ Auf einem Dritten Weg, Festschrift für Helmut Ridder zum siebzigsten Geburtstag, hrsg. v. Ekkehart Stein, Heiko Faber, Neuwied und Frankfurt 1989, Zueignung, S. IX–XI; Heinhard Steiger: Prof. Helmut Ridder. In: unforum, Nr. 2 vom 16. Mai 2007, S. 12; Einleitung in: Helmut Ridder, Gesammelte Schriften hrsg. von Dieter Deiseroth, Christoph Koch, Frank-Walter Steinmeier, Baden-Baden, 2010; Christoph Koch (Hrsg.) Politik ist die Praxis der Wissenschaft vom Notwendigen: Helmut Ridder; (1919–2007), München 2010.
- ³⁶ Heinhard Steiger, Das „Gießener Modell“ – Was es war und was daraus wurde, in: Rechtswissenschaft im Wandel (Anm. 28), S. 65–85.
- ³⁷ Bereits Anfang des 19. Jahrhunderts legte der evangelische Pfarrer Johann Georg Diefenbach eine Schrift mit dem Titel: Jüdischer Professor der Theologie auf christlicher Universität, vor, Gießen 1821–1823, in der er die Errichtung eines „Lehrstuhles für jüdische Theologie an einer christlichen Universität für notwendig“ erklärte und begründete. Die Schrift ist in der UB Frankfurt vorhanden (Freimann-Sammlung) und inzwischen digitalisiert im Internet mit Fortsetzungen zu lesen. Der Verfasser (1757–1831) war Schwager von Prof. med. Wilhelm Vogt und Onkel von dessen Sohn Carl Vogt. Ich danke für diese Hinweise Herrn Pädagogischen Leiter Dieter Steil, Gießen.

Bildnachweis:

- Abb. 1: <http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Rudolfvonlhering2.jpg>
- Abb. 2: Bildarchiv der UB und des Universitätsarchivs
- Abb. 3: <http://commons.wikimedia.org/wiki/File:LudwigJuliusFriedrichHoepfner.jpg>
- Abb. 4: http://www.aski.org/kb1_99/kb199rkg.htm
- Abb. 5: <http://www.lagis-hessen.de/pnd/118851764>
- Abb. 6: <http://www.recht.uni-giessen.de/wps/fb01/home/Bannenberg/geschichte/>
- Abb. 7: http://www.uni-giessen.de/cms/fbz/zentren/zfbk/alumni/News_al/Menachem
- Abb. 8: Nachlass Stein, Erwin-Stein-Stiftung in Annerod
- Abb. 9: <http://www.mona-lisa.org/Helmut-Ridder.jpg>

Bezahlbarer Luxus für 365 Tage Urlaubsgefühl

Auf diesem Boxspringbett thronen Sie förmlich, denn zwei Matratzen übereinander wachsen schnell auf über 50 cm Höhe. Vorteil: Der bequeme Ein- und Ausstieg. Exquisites Design, Materialien und Farben erzeugen ein extravagantes, glamouröses Ambiente. Wobei sich Bezugsstoffe, Kopfteile und Füße individuell bestimmen lassen.



vito®
Möbel zum Leben

Alle Größen zum gleichen Preis

140 cm
160 cm
180 cm

~~1699,-~~
999,-

Boxspringbetten,
Vito Fine in den Größen 140x200 –
180x200 cm, Preisbeispiel mit
Standardkopfteil. 17430029-00-02



Perfektes Liegeverhalten durch 2-fache Stützkraft, Federkern kombiniert mit softem Komfort (Topper).

Entdecken Sie **neue Dimensionen** der gehobenen **Schlafkultur.**

Wenn's einer hat...
MÖBELSTADT
Sommerlad
www.sommerlad.com

35394 Gießen/Schiffenberger Tal
Pistorstraße 2 · Tel. (06 41) 70 03-0

Öffnungszeiten:
Montag bis Freitag 10–20 Uhr
und Samstag 9:30–20 Uhr



Rolf Haaser

Zwischen Mittelmaß und Erstklassigkeit: die Gießener Literaten*

Meine Damen und Herren, in der Vorbereitungsphase meines Vortragskonzepts habe ich hin und her überlegt, ob ich an dieser Stelle eine Art Publikumsbeschimpfung folgen lassen soll. Ich hätte Sie alle und mich selbst, die gesamte Veranstaltungsreihe, ja letztlich die gesamte Stadt Gießen schlechthin in unverblümter Sprache und mit deutlichen Worten – ganz im Sinne des Horaz – wegen ihrer Mittelmäßigkeit gegeißelt.

Denn unter literarischem Blickwinkel betrachtet, erschöpft sich das gesamte Getriebe und Gewebe der Stadt in der Hervorbringung einer nachgerade symbolhaften Mittelmäßigkeit. So will uns wenigstens das Metzler Lexikon literarischer Symbole glauben machen, das in der zweiten, erweiterten Auflage 2012 ein neues Lemma „Gießen“ aufgenommen hat. Danach ist „Gießen“ das „Symbol der Mittelmäßigkeit und kleinbürgerl(icher) Engstirnigkeit, der Trost- und Hoffnungslosigkeit, des Hässlichen und der verlorenen Erinnerung, aber auch des Erfindungsreichtums und der Ambiguität“.

Als relevant für die Symbolbildung ist nach Auffassung des Artikelverfassers – der sich übrigens humoriger Weise hinter dem Kürzel GI verbirgt –, „(a) die Lage der Stadt an einer sumpfigen Lahnau, (b) der provinzielle ‚Charme‘ einer mittelgroßen Universitätsstadt, (c) die fast vollständige Zerstörung der Stadt im Zweiten Weltkrieg sowie (d) die Prägekraft einiger markanter Bauwerke (Bahnhof, Elefantenklo) und Straßenzüge (Seltersweg, Teufelslustgärtchen).“ Sie ahnen es bereits: Georg Büchners so genannter „Fatalismus-Brief“, Justus von Liebig's Erfindung des Suppenwürfels und Peter Kurzecks auf die Gießener Nachkriegszeit bezogene Erinnerungsromane stecken den Referenzhorizont für diese Symbolzuschreibung ab.

* Vortrag, gehalten am 7. Januar 2013 in der Reihe „Gießener, die Geschichte schrieben“.

Mediocribus esse poetis
Non homines, non dii,
non concessere columnae.
(Weder Menschen, noch Götter,
und erst recht nicht die Buchläden
gestatten es den Dichtern,
mittelmäßig zu sein.)

Horaz: *Ars Poetica*

Ich halte die Etikettierung Gießens als eine Stadt der Mittelmäßigkeit, besonders wenn es sich dabei um Selbstzuschreibung handelt, für fatal und unter dem Blickwinkel der Kulturtopologie nachgerade für falsch. Ich bin gerne bereit, das Thema kontrovers zu diskutieren, allerdings sähe ich gerne alle Anteile in einer solchen Diskussion ausgeschlossen, die auf Unkenntnis der literarischen Kultur der Stadt beruhen. Denn ich bin weit davon entfernt, Autoren wie Balthasar Schupp, Kaspar Stieler, Friedrich Maximilian Klinger, Ludwig Börne, Karl Wolfskehl, Peter Kurzeck, Michael Köhlmeier, Guntram Vesper, Friederike Kretzen, Thomas Hettche, Gerald Zschorsch, Ulrich Horstmann, René Pollesch, Tim Staffel oder Moritz Rinke als Protagonisten Gießener Mediokrität zu stigmatisieren. Schon gar nicht Georg Büchner, der uns die Suppe mehr oder weniger eingebracht hat.

Leider fehlt es an einer grundlegenden Geschichte der literarischen Kultur in Gießen, die ein besseres Licht auf das literarische Leben in den letzten, sagen wir, vier Jahrhunderten werfen könnte. Die Konturen einer noch ausstehenden Gießener Literaturgeschichte möchte ich im Schnelldurchlauf skizzieren.

Während der Zeit vor und nach dem Dreißigjährigen Kriege steht die Literaturproduktion in Gießen unter dem Zeichen eines kämpfe-

rischen orthodoxen Luthertums. Wir finden zahlreiche religiös motivierte Streitschriften, die nicht selten in literarisch frühneuzeitlichem oder barockem Gewande einher kommen. Zwei große Namen der Barockliteratur sind mit Gießen verbunden: Balthasar Schupp und Kaspar Stieler. Diese Literatur der Polemik, aber auch der Aussöhnung, wird um 1700 abgelöst durch eine pietistisch geprägte Bekenntnisliteratur, für die vor allem die Namen Gottfried Arnold und Konrad Dippel stehen. Im weiteren Verlauf des Jahrhunderts, etwa ab 1770, finden wir dann in Gießen prominente und teilweise berüchtigte Vertreter der radikalen Spätaufklärung, allen voran der Professor der Theologie Karl Friedrich Bahrdt und der Universitätsbibliothekar Christian Heinrich Schmid. Auch Friedrich Christian Lauckhard, der übel beleumundete Magister Lauckhard, gehört in diese Gruppe von Männern, die durch ihr Lebenswerk Literaturgeschichte schrieben. Parallel dazu bricht in der Person Friedrich Maximilian Klingers für eine kurze Zeit der Sturm und Drang nach Gießen ein. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts bringt die mit der Vertreibung Napoleons einhergehende Euphorie der nationalen Wiedergeburt die Lyrik der Brüder August und Karl Follen ins Rampenlicht der politischen Romantik, aus der sich dann die Vormärzautoren Ludwig Börne und Georg Büchner herausarbeiten. Parallel zu dieser Literatur der politischen Avantgarde verzeichnen wir für Gießen eine starke konservative Gegenströmung, die in der Person Rudolf Oesers (bekannter unter seinem Pseudonym O. Glaubrecht) ihren leitenden Kopf hat und unter dessen Anhängern Wilhelm Baur der namhafteste ist. Über das evangelische Pfarrhaus nahm diese überwiegend staatstragend ausgerichtete Literatur starken Einfluss auf eine breite Öffentlichkeit. Auf ganz andere Weise, nämlich im Sinne der reinen Unterhaltungskultur, nahmen im Nachmärz, d.h. in der Zeit nach 1848, Ernst Eckstein und Julius Stinde (der Verfasser der „Familie Buchholz“) Einfluss auf den Massengeschmack. Aufgrund der Auflagenstärke ihrer Romane überrascht es nicht, dass diese Autoren später auch von der Film- und Fernsehindustrie verwertet wurden.

Am Rande sei darauf hingewiesen, dass auch die bedeutendsten Begründer des Mundartstückes eine Zeitlang ihren Lebensmittelpunkt in Gießen hatten. Die Rede ist von dem Darmstädter Ernst Elias Niebergall, dem Verfasser des „Datterich“, und dem Frankfurter Carl Malss, dem Autor des „Bürgerkapitän“. Das facettenreiche literarische Leben um 1900 ist in Gießen mit Karl Wolfskehl, als einem markanten Vertreter des Symbolismus, und mit Kasimir Edschmid, dem Gründervater des literarischen Expressionismus, vertreten. Mit dem in Gießen geborenen jüdischen Schriftsteller Alfred Bock weist die Stadt nicht nur einen der ersten Bühnenpreisträger auf, sondern auch der Akt der Preisverleihung fand zu diesem Anlass in Gießen, nämlich im Stadttheater, statt. Für die Zeit des Nationalsozialismus verweise ich auf die in Laubach angesiedelte Romanautorin Editha Klipstein, deren ethischer und ästhetischer Rigorismus sie ebenso zu den Machthabern auf Distanz hielt wie ihre ebenfalls mit Gießen eng verbundenen Zeitgenossen Fritz Usinger und Henry Benrath. Über das Verhältnis des letzteren zum Nationalsozialismus ist die Fachwelt freilich zerstritten. Die Aufbruchstimmung der Nachkriegszeit allgemein und der 68er-Bewegung im Besonderen begegnet uns in Personen wie Peter Kurzeck, Friederike Kretzen und Michael Köhlmeier, die alle drei auch gegenwärtig im Zenit ihrer Schaffenskraft stehen. Sistriert werden sie von einer jüngeren Generation von Gießener Autoren. Einer der markantesten Vertreter ist sicher Thomas Hettche. Die Experimentierfreudigkeit des Lehrstuhls der Angewandten Theaterwissenschaft hat eine ganze Reihe von inzwischen namhaften Dramatikern und Textern nach Gießen gezogen. Ich nenne hier nur René Pollesch, Tim Staffel, Moritz Rinke, Stefan Kaege sowie die Formationen She She Pop und Rimini Protokoll. Zum Schluss dieses Abrisses möchte ich noch darauf hinweisen, dass auch in der Kriminalliteratur sowie der Kinder- und Jugendliteratur Gießen namhafte Vertreter vorweisen kann. Im Sinne eines erweiterten Literaturbegriffs ist mit Blick auf Gießen die Memoirliteratur sehr stark vertreten. Eine ganze Reihe von gattungs-

geschichtlich bedeutsamen Selbstbiographien sind hier angesiedelt. Mit diesen in der Hand kann man von etwa 1770 an einen kurzweiligen und bequemen Spaziergang durch die Stadtgeschichte machen und, indem man immer rechtzeitig von der einen in die andere Autobiographie wechselt, ohne Unterbrechung in der Gegenwart ankommen, wobei man häufig sogar die Auswahl zwischen mehreren Gleisen hat.

Was die technische Seite des Gießener Literaturbetriebs anbelangt, so beschränke ich mich an dieser Stelle auf die Erwähnung dreier Namen. Erstens erinnere ich daran, dass der renommierte Anabas-Verlag eine Zeitlang in Gießen angesiedelt war. Zweitens nenne ich den Gießener Buchhändler und Verleger Dieter Schormann, dessen als Vorsitzender des Börsenvereines gehaltene Reden zur Verleihung des Börsenpreises des deutschen Buchhandels im deutschen Fernsehen live ausgestrahlt wurden. Drittens verweise ich darauf, dass auch das Elternhaus der in diesen Tagen Schlagzeilen produzierenden Witwe des Suhrkampverlegers Unseld, Ulla Berkéwicz, in der Gießener Liebigstraße steht.

Als Einstieg in die nähere Vorstellung einzelner Persönlichkeiten des literarischen Lebens in Gießen möchte ich mich dem Goethekreis in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts zuwenden. In jedem Gießener Stadtbuch, wenn es sich auf kulturhistorische Zusammenhänge einlässt, kann man nachlesen, dass Goethe im 12. Buch von Dichtung und Wahrheit auf eine amüsante Weise von einem Besuch bei dem Gießener Professor der Rechtswissenschaften Julius Höpfner berichtet, in dessen Verlauf er sich über dessen von Goethe wenig geschätzten Kollegen – er bezeichnete ihn einmal in einem Brief als den „Scheißkerl“ von Gießen –, Christian Heinrich Schmid, lustig machte. Höpfner und Schmid gehören zu einer langen Liste von Gießener Universitätsprofessoren seit 1607 bis zur Gegenwart, die sich in ihren Nebenstunden mit, wie man damals sagte, schöngestigen, d.h. literarischen Arbeiten beschäftigten und eine gewisse Rolle in der literarischen Welt spielten. Höpfners Wohnhaus an der Ecke Sonnenstraße/Neuen Bäume war Anlaufpunkt zahlreicher literarischer Größen,

denn außer Goethe klopften hier auch Friedrich Gottlieb Klopstock, Matthias Claudius und Johann Heinrich Merck an, der selbst zwischen 1757 und 1759 in Gießen studiert hatte.

In den oberen Geschossen des Höpfnerschen Wohnhauses waren einzelne Zimmer an Studenten vermietet – zur Zeit des Sturm und Drang an den späteren Darmstädter Kabinettssekretär Schleiermacher und, wohl auf Vermittlung Goethes, an dessen Frankfurter Jugendfreund Friedrich Maximilian Klinger, von dem im Folgenden die Rede sein soll. Ich möchte Ihnen nämlich einen der merkwürdigsten Dichterbriefe der deutschen Literaturgeschichte im Wortlaut vorstellen, der in der Gießener Studentenbude Klingers abgefasst, oder in diesem Fall besser gesagt, fabriziert wurde. Anlass war der Besuch des Dichterfreundes Johann Martin Miller, der mit seinem im selben Jahr erschienenen Kultroman „Siegwart. Eine Klostergeschichte“ einer der meistgelesenen Autoren der Werther-Zeit war. Man kann sich das so vorstellen, dass die beiden ungestümen Brauseköpfe, pfeifeschmauchend und offensichtlich auch angeheitert, den Wisch, auf dem man an den in der Schweiz weilenden Freund Philipp Christoph Kayser, den als „Goethe-Kayser“ in die Literaturgeschichte eingegangenen Komponisten und Dichter, gerichteten Brief geschrieben wird, sich gegenseitig aus der Hand reißen und sich in wechselseitigen Ergänzungen, Widersprüchen, Richtigstellungen etc. ergehen. Der Brief tauchte erstmals 1870 in der Zeitschrift „Die Grenzboten“ auf, deren Wortlaut ich hier übernehme:

Friedrich Maximilian Klinger und Johann Martin Miller an Philipp Christian Kayser:

[MILLER:] „Zwey Barden und Ritter, Namens F. M. Klinger u. J. M. Miller p. t. in Gießen sich aufhaltende an den Mannvesten, ehrsamem und laut seines Porträts sehr Ehrwürdigen Herrn Philipsen Kayser Dichter [KLINGER:] Musicus, bald im Olymp, bald unter niedern Würmern sein Wesen habend, [MILLER:] auch sehr edlen und zärtlichen Freund, der uns nah am Herzen liegt, und daß wir aus Ritterproben wissen und gemerkt haben.“

[MILLER:] Die ungeheure Hundstagshitze erlaubt Uns nicht, wie wir wol anfangs willens waren, unsre weltberühmte Poetische Ader schlagen zu lassen und [KLINGER:] Euch in dem Epistelston zu antworten, der uns so wohl behagte. Angefangen haben wir zwar und das mit ziemlicher Lauge und Bitterkeit, da aber nun das Coordium fertig ist [MILLER:] und wir die vorige und einige vorhergegangene Nächte auf der bewußten Schulzischen Pferddecke sehr viel ausgestanden haben, so ... [KLINGER:] Ja da bey dem Teufel ihr Volks lermt nicht! Kayser ich bitt Dich, wie viel Uhr ists! Wir sind zum Schmauß gebeten und wackere Ritter versäumen ungern, wo die Tafel so aussieht. [An dieser Stelle befindet sich die Skizze einer Tafel mit acht Männern. – Anm. R. H.] [MILLER:] Das Auditorium ist für Gießen wirklich viel zu groß und die Pferde nach Marburg haben wir auf Morgen auch nicht bekommen können – die verhenkerte Pfeiffe ist schon wieder aus – [KLINGER:] Komm Junge, laß Dich an Deinem lieben Starrkopf kriegen und Dir ein Mäulgen geben. Ritter Miller ist ein herzlichster Junge, Ganz für uns der mich liebt, der Dich liebt, Dich erwünscht. Wir haben viel von Dir gesprochen und eben Dein Portrait verkehrt gestellt, weils zweymal herunter fiel, darob wir sehr erschrecken. Du stehst doch gut? [MILLER:] Es ist auch kein Geringes, neben Klinger, Stolbergs, Göthe und Haugwitz zu paradiren. Aber Klingers Pyrrhus [Gemeint ist das in diesem Jahr in Gießen geschriebene Schauspiel „Szenen aus Pyrrhus Leben und Tod.“ – Anm. R. H.] wird die Welt erstaunen machen und wenn Kayser noch viel solche Lieder macht, so magst der Satan mit ihm aufnehmen! – [KLINGER:] Das Platt muß drucken, denn mehr. Schmidten [Christian Heinrich Schmid; – Anm. R. H.] haben wir einmal tüchtig abgesoffen. Ich sag Dir Schatz in Gießen hab ich so herrliche Tage noch nicht gelebt als mit dem lieben Miller. Wir sind schon länger als 8 Tage beysammen, leben wie die Götter. Du mußst – halt doch – Dank für die Epistel. Komm und friß den Kohl, der Pudel düngt gut. [MILLER:] Wer das Scheiden erfunden hat, war ein rotharigter krausköpfiger Junge, der den Kindern Nüsse stahl, wenn sie damit spielen wolten. Denk Dir einmal liebster Klinger, über

Morgen – Mich deucht, ich höre den verdammten Postillon schon blasen. Was ich Euch eigentlich sagen wolte, liebster Kayser, ist weiter nichts als das: daß Klinger ein gar herrlicher Kerl ist, der sich sogleich in die Seele einnistet und daß ich Euch auch herzlich gut bin, wenn Ihr mir nur auch so wärt. – [KLINGER:] Bonnen blut hat ein schönes roth. Dort schlich sich eben ein Mädchen durchs Gärtchen, ich küß ihr unsichtbar die Hand und die Frösche fürcht ich gewaltig. Es ist noch nicht lange, daß sie mich aus einem bach jagten, was sehr angenehm war, ich auch meinen ritterlichen leib badete, Miller mich durchs Gesträuch glänzen sah und auch schleichen. Eine Erle ist ein schöner baum, besonders wenn ihrer drey beysammen stehn und wieder drey. Auch das Abendroth vom hohern Berg. Und bey Nacht die Trümmer eines Schlosses zu besuchen, an den Quell im Buchhain, Wein zu trinken. [Klinger wanderte häufig auf den Schiftenberg. – Anm. R. H.] Gestern schickten wir einen Ritter zum Diterich nach Wezlar [Millers Vetter Gottlob Dieterich Miller in Wetzlar; – Anm. R. H.], er kam marode zurück. [MILLER:] Und die Johannismwürmer, die ich damals auf dem Hut hatte, waren doch auch nicht übel. Aber so ein Freiheitsgesang, wie der Fritz gemacht hat, muß einen doch recht müde machen. Sollt ich aber ewig drauf schlafen, ich würd ihn doch machen, wenn ich könnte. Und die Donna Viola, so neben der Quelle sie kennen zu lernen, wo die Namen in die Buchen eingeschnitten sind – ja Kayser, das war ein herrlicher Abend, wo man Euch wol auch hätte dabey brauchen können. Ihr trinkt doch auch Wein? Je nun, dann ists schon gut und wir sind wieder Freunde. Prosit liebster Klinger! Auf's Wohl des Offenbacher Mädchens und die 3 Erlen am Bach bey der Amtmannsmühle! Dum valra! valra! [KLINGER:] Ich weiß lieber Junge, lieber Wurm, du wirst Dich um Miller winden mit Kopf und Schwanz. Die Lehre vom Contract ist sehr schwer, überhaupt die Pandecten. Stell mir die Nativität. [Deute mir die Zukunft aus den Sternen. – Anm. R. H.] Miller hat mir guten Zunder geschenkt. Stolbergs Gesang ist ein Götter Gesang. Du mußst Millers Lieder schön componiren und schicken. Wir haben Deine Gesundheit in Wetzlar ge-

trunken. Ich bin letzthin ausgepiffen worden.
Dum valra!

[MILLER:] Ja du allmächtige Freundschaft –
Stopf mir doch eine Pfeiffe! – wer Dich einmal
fest ans Herz gedrückt hat, dem ists immer
wohl bei Sonnenschein und Regen. Möcht wol
ewig bey dem guten Klinger leben und mich
dann einmal auf ein Jahrhundert lang von Kay-
ser besuchen lassen. Aber so ehrenvest, wie
sein Portrait, dürfte er mir nicht aussehen. Lu-
stig eingeschunkt! Der Mond geht schon auf
und die Eulen singen. – Narr, warum läßt Du
Dich auspfeifen? schlag sie um die Ohren und
gieb mir Feuer, nicht vom Ulmerzunder, nur
vom gelben. Vivat Münden! [Miller war von
Münden, wo er Johann Heinrich Voss besucht
und sich außerdem Hals über Kopf in ein jun-
ges Mädchen verliebt hatte, nach Gießen ge-
kommen. – Anm. R. H.]. [KLINGER:] Diesen
Mittag hatten wir Sauerfleisch, es schmeckte
nicht so gut, als es roch. Deinert schrieb mir ge-
stern. Der Wein gieng noch. Der Saalat welcher
geschoßt hat, taugt nicht zum Essen. Man
zieht Saamen. Wezlar hat eine schöne Gegend.
Lavater ist ein herrlicher Mensch [Goethe hatte
Kayser als Komponisten zu Lavater nach Zürich
geschickt, in dessen Haus dieser jetzt wohnte.
– Anm. R. H.] – Was hältst Du davon, daß michs
eben jetzt p-t. Deine Kinder finden erstau-
nenden Beifall. Der Almanach ist ein kleines
Büchelchen. Meine Papierscher rostet.
[MILLER:] Aber der Bourbon stinkt gewaltig, jag
ihn raus! [Klingers Hund; Anspielung auf einen
bekannten Ausspruch der Königin von Frank-
reich, die in einem Wutausbruch alle Bourbonen
als Hunde bezeichnet hatte. – Anm. R. H.].
Siehst Du Klinger, wenn wir so einmal in der
Schweiz zu sammen leben könnten, all auf
Einem Berge und Du uns dann Trauerspiele vor-
lässest und Kayser uns ein Stücklein vorspielte
– Meinst Do wol? Aber mit dem ewigen Plan-
machen geht Zeit und Papier verloren. Lustig
umgewendet! [KLINGER:] Der Pudel schläft gar
zu gut, liebster Miller und ich möchte den ar-
men Narren nicht ärgern. Kätchen ist ein
braunes Dinglein und Lischen hat das blaue ih-
rer Augen vom reinsten Aether gestohlen. Lie-
ber Miller, wenn wir doch ewig so zusammen
wären, so angeschlossen, wie wir jezo sind, ich

wollt Dich für Kält und Hitze schützen. Den
großen Mann Lavater möcht ich wohl einmal
sehen und mich an seiner Sonne wärmen,
wenn ich auch noch so weit von ihm säße, wie
ich höre, solls eine große Wollust seyn, um so
einen Menschen zu existiren. Diesen Morgen
waren viele Prinzen hier. Es regnete stark, wir
schwizten. Mit den stinkenden Gassen ists ein
garstig Ding. Die Lehre de servitutibus ist ein
nährisch Ding, hat mich manche Stunde gekost.
[MILLER:] Hört lieber Kayser, der Schmid [Chri-
stian Heinrich Schmid; – Anm. R. H.] ist ein Erz-
schuft, hat uns gestern keinen Wein gegeben
und wir waren doch so durstig. Der arme
Schleyermacher ritt gestern auf meinem Pferd
nach Wezlar und brachte einen Wolf mit, der
die ganze Nacht durch bellte, daß kein Mensch
schlafen konnte. Nun will er auch ein Gyps-
händler werden. Eure Kompositionen hab ich
noch nicht gesehen, aber sie sind gewiß gut,
darauf wolt ich schwören. Ich lieb Euch schon
herzlich, denn Klinger sagt mir, daß Ihrs wehrt
seyd und was Klinger sagt, ist wahr, ja gewiß-
lich wahr. Lavater ist freylich so ein Mann, den
unser einer auch kennen möchte; aber laßt
mich nur erst nach Schwaben kommen. Hui
und ich bin in der Schweiz. Nun müssen wir
wol bald zum Schmaus, Klinger zieh die Hosen
an! [KLINGER:] Miller wer wird so nackend da
sitzen, die Magd kommt. Die Physiognomik
möcht ich wol sehen. Die Praxis Juridica soll viel
Geld bringen, wer das sein gethan hat. Wie viel
Blut ließt Du Dir abzapfen, eh du die Epistel
schriebst? Jüngst bekam ich die Sainte Concep-
tion von einem Mädchen geschenkt. Ein altes
Haus soll gut auf einer Landschaft stehen,
wenns ein braver Kerl zeichnet. Um ein höflich
Maidel ist's ein garstig ding, um schlechten
Wein gar derbes ding. Ich liebe Dich [MILLER:]
Bin ut supra Euer guter Freund Miller.
Gießen den 28 Juli 1775.“

Aus der Phalanx der Gießener Literaten nach
1800 greife ich exemplarisch den Erfolgs-
schriftsteller des 19. Jahrhunderts, Ernst Eck-
stein, heraus. Er war ein waschechter Gieße-
ner, wurde 1845 in Gießen als Sohn des Hof-
gerichtsrates und Meisters vom Stuhl der Gie-
bener Freimaurerloge, Franz Eckstein, gebo-

ren. Das Elternhaus stand im Südostviertel der Stadt, etwa im Bereich der Buchhandlung Holderer oder des Gasthauses zum Löwen. Die Arbeitsstelle des Vaters, das Hofgericht, befand sich am Brandplatz, gegenüber dem Alten Schloss, und das Gymnasium, das Ernst Eckstein besuchte, nur einen Katzensprung davon entfernt, gegenüber dem Neuen Schloss, ebenfalls am Brandplatz. Schulkarriere und Studium verliefen nicht ohne markante Brüche. Trotz erfolgter Promotion verzichtete der hochintelligente junge Mann auf eine akademische Laufbahn. Stattdessen leistete er sich die Existenz eines freien Schriftstellers mit wechselnden Aufenthalten in Frankreich, Spanien, Italien und Österreich, bevor es ihn endgültig nach Sachsen verschlug. Er starb 1900 in Dresden.

Eckstein war literarischer Mitarbeiter der Wiener Freien Presse, dann Redakteur der Leipziger Literaturzeitschrift „Deutsche Dichterhalle“; nebenher redigierte er außerdem die ebenfalls in Leipzig erscheinende satirische Zeitschrift „Schalk“. Die Initialzündung für seine äußerst erfolgreiche Literaturproduktion ging von seiner im Gießener Gymnasium angesiedelten Schulhumoreske „Der Besuch im Carcer“ aus, die zwischen 1872 und 1878 allein 85 Auflagen erlebte; die Auflagen bis heute sind ungezählt. Der Inhalt der Humoreske ist Ihnen geläufig, wenn Sie die „Feuerzangenbowle“ kennen, denn Heinrich Spoerl hat den Besuch im Karzer dafür als Vorlage benutzt. Vor allem aber schrieb Eckstein zahlreiche Romane, darunter stark rezipierte historische Romane mit Themen aus der römischen Antike. Dass die Literatur manchmal auch Quellencharakter für die Geschichtswissenschaften annehmen kann, beweist Ecksteins in der römischen Kaiserzeit angesiedelter Roman „Nero“.

Bislang sind die Stadthistoriker der Meinung, Gießen sei 1152 als Wasserburg gegründet und als Siedlung 1197 erstmals urkundlich erwähnt worden. Dabei hätte ein Blick in das 8. Kapitel des „Nero“ eines Besseren belehren können. Dort taucht der Chattenführer Lollarius an der Spitze einer Delegation von Chatten auf, um mit dem Kaiser Nero einen Friedens-

vertrag abzuschließen. Nachdem das Geschäftliche in trockene Tücher gebracht ist, entspinnt sich folgender Dialog:

„Morgen noch empfängst du die Urkunden zur Unterzeichnung,“ versetzte der Imperator. „Nun aber, nachdem das alles erledigt ist, erzähle mir doch, ich bitte dich, einiges von dir und deinen Genossen. Wer sind die Männer, die dich begleiten? Du könntest sie wohl heranzuführen.“

Lollarius erhob sich.

Der Kaiser hielt ihn zurück.

„Zuvörderst du,“ sagte er huldvoll. „Du heißest Lollarius. Der Name klingt ja beinahe lateinisch?“ „Er ist nach lateinischer Weise umgebildet – für euch; dieweil ihr die rauheren Laute des Nordens minder beherrschen würdet. Ich heiße in germanischer Sprache Lautharto, das ist verdolmetscht: ‚das große Herz‘. Mein Edelsitz erhebt sich am Ufer der Lahn, die ihr Logana nennt, unweit der Stelle, wo die reißende Wisacha in den Fluß mündet. Weiterhin erhebt sich der waldüberkleidete Vogelsberg, so genannt um seiner unzähligen Urhähne willen, deren Balzen wie das wunderbare Gekreische der Wotansrabben durch den dämmernden Forst klingt. O, es ist ein herrliches Land, unser Chattenland!“

„Seltsam,“ erwiderte Nero. „Wir Römer lieben weder die Bergwälder noch die Felsengeklüfte. Uns verlangt es nach lieblich blühenden Auen, nach Lorbeerhainen, vornehmlich aber nach dem Gestade des Meeres. Du hast kein Meer, selbst keinen See in der Nähe?“

„Nein, Imperator. Die Lahn und die Wisacha müssen uns schadlos halten. Eure gewaltigen Brandungen kennen wir nicht. Doch, daß ich's gestehe: hundert Schritte nur von meinem Gehöft strömt die Wisacha über steiles Geröll so schroff in die Tiefe hinab, daß ihr Gebrause schier an den Wellenschlag des Tyrrhenischen Meeres erinnert. ‚Den Guß‘ oder ‚die Gießen‘ nennt man diesen Strudel im Volke, und mein Edelsitz heißt danach die Burg an den Gießen.“

Eine Weile noch plauderte so der Cäsar mit dem bärtigen Chattenführer, als ob der Beherrscher des Römerreichs nahezu willens sei, demnächst während der Sommermonde in den Wäldern der Logana als Gast zu erscheinen.

Nun, sei dem wie es sei. Vermutlich erschien eine Reise in das germanische Gießen dem römischen Weltherrscher denn doch nach reichlicher Überlegung als eine zu mittelmäßige Angelegenheit, um sie weiter zu verfolgen. Das Beispiel zeigt, dass es Eckstein nichts ausmachte, auf dem schlüpfrigen Boden der Historie wie auf dem sumpfigen Untergrund der Stadt Gießen forsch und augenzwinkernd voranzuschreiten.

Ernst Eckstein, der im Jahr 1900 in Dresden starb, lebte noch, als ein Dichter von ganz anderer Couleur die Bühne des literarischen Lebens in Gießen betrat. Als Karl Wolfskehl Ende des 19. Jahrhunderts zum Studium nach Gießen zog, kam er sogleich in Berührung mit dem einheimischen Schriftsteller Alfred Bock, der damals die literarische Autorität in Gießen schlechthin war. Bock, der wie Wolfskehl jüdischer Herkunft und bereits mit Wolfskehls Vater bekannt war, besaß eine Zigarrenfabrik und pflegte in seiner Villa in der Marburger Straße 5 eine gastfreie Geselligkeit, in der Literatur und Musik eine große Rolle spielten. Der Zufall wollte es, dass Wolfskehl in diesen Kreisen dem Gießener Romancier Georg Edward begegnete, der ihn auf Stefan George aufmerksam machte. Die Begebenheit war für Wolfskehl lebensbestimmend, denn er trat daraufhin mit George in Verbindung und wurde nach und nach das bedeutendste und exponierteste Mitglied des Stefan-George-Kreises. Es trifft allerdings nicht zu, was gelegentlich durch den Blätterwald geistert, dass Wolfskehl George im Hause Bocks in Gießen erstmals persönlich begegnet sei – dieses Ereignis fand im Oktober 1893 in München statt. Auch nach seinem Wegzug von Gießen hielt Wolfskehl Kontakt zu seinen Gießener Freunden und gewann neue hinzu – nach dem Tode Alfred Bocks verstärkt zu dessen Sohn Werner, der als Essayist und Lyriker ebenfalls literarisch tätig war. Auch zu dem Gießener Germanisten Karl Viëtor und dem Lyriker und Essayisten Fritz Usinger, der in Gießen studiert hatte, knüpfte er freundschaftliche Bande. Die beiden letzteren gehörten zu dem engen Personenkreis, dem Wolfskehl die Erstfassung seines wohl bedeutendsten Gedichtes „An die Deutschen“

zusandte, die im Exil in der Schweiz entstand und in dem er sein Selbstverständnis als deutscher Jude nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten reflektierte. Wolfskehl wehrte sich damit gegen seine rassistisch motivierte Ausgrenzung als Jude und versuchte, gegen den Zeitgeist seine Zugehörigkeit zur kulturschaffenden Elite Deutschlands, das „Geheime Deutschland“, wie er es an anderer Stelle nannte, zu behaupten. Wolfskehl arbeitete an dem Gedicht über zehn Jahre hinweg, und es zirkulierte in verschiedenen Fassungen im Freundeskreis. Auf diese Weise versuchte er noch aus dem Exil nach Deutschland hinein zu wirken und die kleine Schar der ihm nahe stehenden zu erreichen. Auch als Werner Bock und Karl Viëtor selbst ins Exil gingen, riss der Kontakt zu den Gießener Freunden nicht ab. Karl Viëtor, mit dem er sich noch zu einem letzten Mal in Meran getroffen hatte, emigrierte 1937 in die USA, wo er in Harvard einen Lehrstuhl erhielt. Von dort aus unterstützte er Wolfskehls Auswanderung nach Neuseeland, indem er ihm ein dafür notwendiges Leumundsgutachten stellte. Werner Bock emigrierte 1939 nach Buenos Aires und wurde 1946 Professor für deutsche Literatur in Montevideo. Von Argentinien aus versuchte Werner Bock durch Aufsätze über Wolfskehl diesen aus dessen, wie er es selbst nannte, „exilischen Verschollenheit“ herauszuhelfen. Auch als dann 1947 endlich das Gedicht „An die Deutschen“ als schmale Broschüre von 24 Seiten in Zürich erschien, maß er ihm in einer Besprechung in dem in Buenos Aires erscheinenden Argentinischen Tagblatt singuläre Bedeutung zu.

Wenden wir uns nun denjenigen Literaten zu, die in der Gegenwart Literaturgeschichte schreiben. An dieser Stelle möchte ich zunächst daran erinnern, dass der Gießener Sonderforschungsbereich „Erinnerungskulturen“ und das Institut für Neuere deutsche Literatur der Justus-Liebig-Universität Gießen in den Jahren 2002 und 2003 Poetikvorlesungen mit Gießener Literaten durchführten. Die Veranstaltungen fanden im Margarete-Bieber-Saal statt und bestanden neben den eigentlichen Vorlesungen aus einer ganztägigen Schreibakade-

mie und einem literarischen Stadtgang mit dem jeweiligen Gastdozenten.

Ich möchte in meinen Ausführungen mit der zweiten dieser Veranstaltungen beginnen, die im Oktober und November 2003 stattfand. Die eingeladene Schriftstellerin Friederike Kretzen wählte für ihre Vorlesungsreihe den Titel „Lamia Giessen perduta“. Sie hatte sich für diese Vorlesung u.a. dadurch empfohlen, dass sie kurz zuvor einen Roman veröffentlicht hatte, „Übungen zu einem Aufstand“, der in der Zeit der Hausbesetzungen spielt und dessen handelnde Personen aus den Mitgliedern der „Theatergruppe Gutenbergstraße 6“ besteht. Die Autorin, die 1998 bereits mit dem Deutschen Kritikerpreis ausgezeichnet worden war, hatte für ihren Gießenroman das Arno-Schmidt-Stipendium für die Jahre 2002/2003 bekommen.

Die aus Leverkusen stammende Friederike Kretzen studierte in den wilden 1968er Jahren Soziologie, Ethnologie und Politikwissenschaft an der Justus-Liebig-Universität in Gießen und war Regieassistentin am Stadttheater Gießen, bevor sie als Dramaturgin am Bayerischen Staatsschauspiel tätig war. Danach trat sie bei der TU Zürich eine Dozentin an und war nebenher eine Zeitlang Mitglied der Jury des Klagenfurter Ingeborg-Bachmann-Preises. Seit 1983 lebt sie in Basel und Venedig.

Den Anfang der Gießener Poetikvorlesungen machte aber im Juni 2002 Peter Kurzeck, der 1946 als dreijähriges Flüchtlingskind aus Böhmen mit seiner Mutter und Schwester nach Gießen kam und in Staufenberg aufgewachsen ist.

In der Vorlesung befasste sich Peter Kurzeck unter dem Thema „Erinnerung einer Region: Mittelhessen aus der Perspektive eines Schriftstellers“ mit der Not des Schreibens, der Suche nach Einzigartigkeit, der Erfahrung des Fremden und der Wahrnehmung der Menschen auf dem Lande und in der Großstadt.

Kurzecks Beziehungen zu Gießen sind vielfältig (stichpunktartig nenne ich: Schulbesuch in der Liebigsschule, ausgedehnte Lektüreerfahrungen in der Bibliothek des Amerikahauses in der Ludwigstraße, Arbeiter im amerikanischen Depot, Angestellter bei der Ferber'schen Buchhandlung im Seltersweg). Da sein literarisches Werk

im Grunde als ein gewaltiger Erinnerungsmarathon aufgefasst werden kann, überrascht es nicht, dass die literarischen Reflexionen auch um die Menschen der Stadt Gießen kreisen. Als Beispiel möchte ich eine kurze Passage aus „Keiner“ stirbt aus dem Jahr 1990 zitieren:

„Damals. Damals in Gießen die meisten Leute hast du jeden Tag wiedergesehen. Einzelheiten. Zwei Häuser weiter haben Kinder eine Ladentreppe besetzt und spielen auf einem silbernen Xylofon, ding ding, die Tonleiter blinkt in der Sonne. Diesen langen sonnigen Samstag lang, wohl vom Morgen an schon: aus allen Ecken und Winkeln kamen Kinder herbei. Aus der Katharinengasse, der Wolkengasse, der Löwengasse. Aus dem Teufelslustgärtchen, da gab es allzeit die meisten Kinder. Jetzt sind das nur noch Namen.“

Nicht das Teufelslustgärtchen, sondern einen Gießener Straßenzug von ganz anderer Art finden wir bei einem anderen Autor literarisch verarbeitet, in einem Erzählwerk aus dem Jahre 2004, das den Titel „Roman von Montag bis Freitag“ trägt. Ich lese daraus zunächst einen kurzen Passus vor:

„Franka, die Kinder und ich wohnten in Gießen in einer Straße, die an der amerikanischen Kaserne vorbei und durch die amerikanischen Wohngebiete führte, Lincoln Street. Vierzehntausend Amerikaner, Soldaten mit ihren Angehörigen, lebten zu dieser Zeit in Gießen. Überall in der Lincoln Street wehten schwarze Fahnen. Deutsche, die in den amerikanischen Supermärkten und den amerikanischen Kinos arbeiteten, hatten die Fahnen in unserem Viertel aufgezogen. Sie wollten bei der Besatzungsmacht Eindruck schinden. Für deutsche Staatsbürger ohne Sondererlaubnis war der Zutritt zu diesem Gebiet verboten. Ich war Österreicher, wenn ich meinen Paß vorlegte, ließ man mich im amerikanischen Supermarkt einkaufen, ich durfte das amerikanische Kino besuchen und in die Wohnungen amerikanischer Soldaten eingeladen werden.

Ich hatte einen Freund, der hieß Hiram [...]. Er war Soldat und stammte aus einer kleinen Stadt in Idaho, er wusste nicht, warum die Deutschen diese schwarzen Fahnen an die Bäu-

me vor der Kaserne und an das Tor und über die Garage mit den Mannschaftswagen und neben den Eingang zum Supermarkt gehängt hatten.

„Wegen Elvis“, sagte ich.

„Aber der gehört euch doch gar nicht“, sagte er.

„Die Leute meinen, er gehört ihnen doch ein wenig, weil er Muß i denn zum Städtele hinaus gesungen hat“, sagte ich.

„Ich habe Elvis nie besonders gemocht“, gestand er mir und sprach dabei leise und blickte sich um.

„Ich auch nicht“, sagte ich.“

Das Erzähltalent und die schier unbändige Erzählfreude, die Peter Kurzeck auf so charakteristische Weise auszeichnet, finden wir auf nicht minder hohem Niveau bei diesem Autor, der aber im Gegensatz zu Kurzeck als Gießener Autor hier vollkommen unbekannt geblieben ist. Seine eingeschworene Fangemeinde befindet sich nicht in Gießen, sondern in Österreich, wo er einer der bekanntesten und beliebtesten Gegenwartsauteuren ist.

Michael Köhlmeier wurde 1949 in Hard am Bodensee geboren und wuchs in Hohenems in Vorarlberg auf. Im Alter von zehn Jahren kam er in ein Internat, wo er schon als Jugendlicher begann, eigene Songs zu schreiben und als Liedermacher aufzutreten. Nach der Matura studierte er von 1970 bis 1976 zunächst Germanistik und Politologie in Marburg, danach von 1977 bis 1980 in Gießen Mathematik und Philosophie. Es gibt Hinweise in seinen späteren Texten, dass er Odo Marquard gehört hat. Die ersten Jahre nach seiner Rückkehr nach Österreich arbeitete er einige Jahre beim Österreichischen Rundfunk. 1981 heiratete er die Schriftstellerin Monika Helfer. Seit 1985 lebt er als freier Schriftsteller in Hohenems und zeitweise auch in Wien.

Spuren seiner Gießener Zeit finden sich im „Gießener Anzeiger“, in dem er 1977 eine Serie mit dem Titel „Wegbereiter der modernen Literatur“ erscheinen ließ. Im Einzelnen handelte es sich um Features über Rimbaud, Lautremont, Artaud, Lewis Carroll, James Joyce und die Surrealisten. Während der gesamten vier Jahre, die er in Gießen zubrachte, galt

sein Hauptaugenmerk der Arbeit an dem „Peperl Toni“, dem Werk, das seinen literarischen Durchbruch in der Literaturwelt bedeuten sollte. Die Arbeit daran wurde 1980 mit der Ausfeilung von rund 2000 Korrekturseiten abgeschlossen.

Der Roman erschien dann 1982 unter dem Titel „Der Peperl Toni und seine abenteuerliche Reise durch meinen Kopf“. Der an die Kopfreisen der Romantik anknüpfende Titel seines Debütromans spielt, wie später noch manche von Köhlmeiers Prosatexten, in dessen Heimat Vorarlberg. Ähnlich wie Peter Kurzeck unternimmt Köhlmeier u.a. eine feinnervige, oft humorvolle Charakteristik der Menschen seiner persönlichen Lebenswelt. Stärker als bei Kurzecks konsequenter Erinnerungsarbeit nimmt aber bei dem österreichischen Autor eine lustvolle, ungebändigte Fabulierlust oft phantastische und skurrile Formen an. Das Buch ist in sieben anarchisch bunte Abenteuer unterteilt, die der Titelheld zu bestehen hat und in denen sich die Wirklichkeit der Nachkriegszeit bis zu dem Beginn der 1980er Jahre auf märchenhafte, verrückte Weise spiegelt. Dass Köhlmeier neben seiner überbordenden Erzähl-laune auch Freude am lyrischen Intermezzo hat, zeigen die zahlreichen in den Roman eingewobenen Gedichte, von denen eines als Kostprobe hier zitiert sei. Es findet sich im siebten Kapitel des ersten Abenteuers, in dem der Peperl Toni u.a. auf ein weißes Segelschiff verschlagen wird, das wie der Fliegende Holländer über das Meer geistert, aber nicht von finsternen Seeleuten, sondern von lieblichen Zauberjungfrauen bevölkert wird, die ihn mit einem Reigen von erotischen Gedichten berücken. Die Jungfrauen sind als Balletttänzerinnen gekennzeichnet und nach der Farbe ihrer Ballettschuhe benannt. Die Sonette, die sie sprechen, sind als Rondo arrangiert, wobei die letzte Zeile der einen Tänzerin, als erste Zeile des Sonetts der nächsten Tänzerin aufgegriffen wird. Das Sonett der Dunkelorangenen lautet beispielsweise:
*„Als alles bis zur Neige zu genießen,
ich mir vor Jahren vorgenommen hatte,
erlaubte ich ein wahres Vogelschießen
auf jenes Loch, da heiß: die Nimmersatte.*

*Und sieh: Von allen Böcken, die mich stießen,
war mir nur der ein idealer Gatte,
den nie die Maße der Natur verließen,
der's trieb wie Hund und Hündin, Ratz und Ratte.*

*Ein ABC, das jedes Tier versteht:
die Hundefrau, das Weib auf allen viere;
der Hundemann, als sei er ins Gebet
versunken, kniet und faßt sie bei den Nieren.*

*Die Art ist viehisch und zugleich diskret.
Wer wünscht da nicht, er wär' eins von den Tieren!''*

Als eines der zentralen Themen Köhlmeiers hat sich die Beschäftigung mit den antiken Mythen herausgestellt, ausgehend von der Auseinandersetzung mit den „apokryphen Geschichten aus der Odyssee“, wie sie in seinen Romanen „Telemach“ (1995), „Kalypso“ (1997) und „Tantalos“ (1999) zum Tragen kommt. Denn das ambitionierteste literarische Unternehmen des Autors stellt der seit den 1990er Jahren entstehende Werkkomplex dar, der aus der Neuerzählung der Odyssee in Romanform und parallel dazu in der freien Nacherzählung mehr oder weniger bekannter Episoden aus der griechischen und römischen Mythologie besteht. Die antiken Vorlagen geben Köhlmeier die Gelegenheit, das mythologische Geschehen zwischen Menschen und Göttern anthropologisch und psychologisch zu interpretieren. Diese Erzählungen wurden wöchentlich in Radio und Fernsehen ausgestrahlt und sind in einer Kassette von CDs bzw. DVDs verlegt. Einen großen Teil davon kann man sich im Internet auf YouTube ansehen. In den Tagen, da dieser Vortrag gehalten wird, erscheint Michael Köhlmeiers neuester Roman auf dem Markt, „Die Abenteuer des Joel Spazierer“, der in seinem Titel auf den „Peverl Toni“ zurückzuverweisen scheint.

Aus einem Nachbarort von Kurzecks Staufenberg, aus Treis an der Lumda, stammt Thomas Hettche. Als so genannter Fahrschüler, d.h. als Schüler, der täglich mit dem Bus zur Schule fuhr, besuchte er die Gießener Liebigsschule, wo er unter den Fittichen seiner Deutschlehrerin Frau Ursula Koch sein literarisches Talent zur Entfaltung bringen konnte. Zeitweise arbeitete auch er, wie Peter Kurzeck vor ihm, in der Ferber'schen Buch-

handlung im Seltersweg. Er wurde 1964 in Treis geboren, erwarb 1984 das Abitur, studierte daraufhin aber nicht in Gießen, sondern an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main Germanistik und Philosophie und schloss 1999 mit der Promotion ab. Im selben Jahr wurde er Mitglied des P.E.N.-Zentrums Deutschland. Seit 1992 lebte er als freier Schriftsteller in Stuttgart, Rom, Berlin, Frankfurt und seit 2005 wieder in Berlin. Als Journalist arbeitete er für die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ und die „Neue Zürcher Zeitung“. Dem einen oder anderen ist Hettche vielleicht als Juror des Ingeborg-Bachmann-Wettbewerbs bekannt, eine Funktion, die er von 1995–1999 ausübte.

Sein bekanntester Roman ist der 2001 veröffentlichte „Fall Arbogast“, in dem er die Geschichte eines mutmaßlichen Justizirrtums aufrollte.

Im Jahr 1998 kam es zu der für mich denkwürdigen Begebenheit, dass ein Gießener Autor, nämlich Thomas Hettche, als Juror des Ingeborg-Bachmann-Wettbewerbs einen anderen Gießener Autor als Wettbewerbsteilnehmer vor laufender Kamera regelrecht zerfetzte. Die Rede ist von Tim Staffel, dessen innovativer und formal wie stilistisch provokativer Text „Hüttenkäse“ wohl nicht zuletzt durch Hettches Betreiben bei dem Literaturwettbewerb leer ausging. Ich habe später Thomas Hettche auf diese Konfrontation angesprochen, und er meinte kurz angebunden und apodiktisch, Tim Staffel sei kein Literat.

Der apostrophierte Nichtliterat Tim Staffel, Jahrgang 1965, Schriftsteller und Theaterregisseur mit Kultstatus, stammt aus Kassel, studierte bis 1991 in Gießen bei Andrzej Wirth angewandte Theaterwissenschaft und lebt seit 1993 in Berlin. Seit dem Ende seines Studiums arbeitet er als freier Schriftsteller, Regisseur, Kolumnist und Dramaturg. Er schreibt Romane, Erzählungen, Kurzgeschichten, Hörspiele und Theaterstücke. Sein Roman „Terrorstrom“ wurde im Erscheinungsjahr von Frank Castorf für die Volksbühne Berlin dramatisiert. Im Jahr 2005 bearbeitete Staffel im Auftrag des Nürnberger Staatstheaters das Stück „Solaris“ von Stanislaw Lem. Das 2006 für den WDR produzierte Hörspiel „Mehrwert“, das die Situation einer Hartz-4-Empfängerin schildert, wurde 2007 für den Hörspielpreis der Akademie der Künste nominiert.

Im Folgejahr erschien der Roman „Jesus und Mohammed“, der die Liebes- und Hassgeschichte zweier Männer behandelt. Der auf der Insel Sylt angesiedelte Roman ist 2012 verfilmt worden und unter dem Titel „Westerland“ in die Kinos gekommen.

Meine kleine Galerie Gießener Schriftsteller möchte ich mit Moritz Rinke abschließen, der in Gießen so präsent ist, dass man ihn wohl kaum noch näher vorstellen müsste.

Nur zur Auffrischung der Erinnerung erwähne ich daher, dass Rinke ein 1967 in Worpswede geborener, in Berlin lebender Dramatiker, Romanautor und Feuilletonist ist. Wie Tim Staffel studierte er in Gießen bei Andrzej Wirth Angewandte Theaterwissenschaft.

Auf die Frage, ob es aus seiner Studienzeit eine interessante Geschichte gebe, die ihm einfallen, wenn er an seine Zeit an der JLU zurückdenke, antwortete er 2010 in einem Interview:

„Ja, dass ich einmal mit Frank-Walter Steinmeier in Gießen-Wieseck in der Eisdielenstraße saß. Das haben wir aber erst 10 Jahre später festgestellt, nachdem wir uns im Kanzleramt wiedertrafen, wo ich eine Lesung hatte, und er eben das Kanzleramt leitete. Später, als er Außenminister wurde, haben wir einige Reisen zusammen gemacht. Aber der erste Kontakt war Wieseck, diese Eisdielenstraße an der Gießener Straße, da, wo's gegenüber in die Wiesen geht.“

Nach seinem Studium arbeitete Rinke u.a. für die „Süddeutsche Zeitung“, die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, „Die Zeit“ und für die Zeitschrift „Theater heute“. Als Redakteur des „Tagesspiegel“ in Berlin erhielt er zweimal den Axel-Springer-Preis, u.a. 1997 für eine Reportage über die Love-Parade. Rinke schrieb das Theaterstück „Die Nibelungen“ für die Nibelungenfestspiele Worms, das 2002 und 2003 dort vor dem Südportal des Doms und in einer weiteren neuen Fassung 2006, 2007 und 2008 vor dem Nordportal aufgeführt wurde. Im Jahr 2003 wurde er mit seinem ersten Film, der den Titel „September“ trägt und in dem er auch als Schauspieler debütierte, zu den Internationalen

Filmfestspielen nach Cannes eingeladen. Das ZDF und ARTE strahlten 2008 einen Film mit und über Moritz Rinke mit dem Titel „Mein Leben – Moritz Rinke“ aus. Im Sommersemester 2009 war Rinke Gastprofessor für Szenisches Schreiben am Deutschen Literaturinstitut Leipzig.

Sein erster Roman, an dem er vier Jahre lang arbeitete, erschien 2010 unter dem Titel „Der Mann, der durch das Jahrhundert fiel“ und weist autobiographische Züge auf. Er spielt z. T. in Rinkes Geburtsort, der Künstlerkolonie Worpswede, und setzt sich u.a. ironisch mit der NS-Vergangenheit des Ortes und deren Aufarbeitung auseinander.

In dem bereits zitierten Interview von 2010 sagte Rinke außerdem, dass er im Gießener Studium gelernt habe, die wilde Offenheit mit Präzision zu verbinden, und das Spannungsfeld dieser beiden Kriterien bestimmt auch die Erzählstrategie in „Der Mann, der durch das Jahrhundert fiel“.

Meine Damen und Herren, ich danke Ihnen für die Geduld, mit der Sie diesen bescheidenen Ausführungen gefolgt sind, und möchte das eingangs zitierte Horaz-Wort leicht abwandeln und durch einen auf Gießen gemünzten Nachsatz ergänzen:

Weder Menschen, noch Götter, und erst recht nicht die Buchläden gestatten es den Dichtern, mittelmäßig zu sein, doch abwegig ist es, dort von Mittelmäßigkeit zu reden, wo in der Tat alles andere als Mittelmäßigkeit herrscht.

Literatur:

Fred Oberhauser und Axel Kahrs, Literarischer Führer Deutschland, Frankfurt am Main und Leipzig: Insel, 2008, S. 455–457.

Gl, „Gießen“, in: Günter Butzer und Joachim Jacob (Hg.), Metzler Lexikon literarischer Symbole. 2. erw. Auflage, Stuttgart und Weimar: Metzler, 2012, S. 152–154. Gerhard R. Kaiser (Hg.), Literarisches Leben in Oberhessen, Gießen: Ferber, 1993.

Rolf Haaser, „Literarische Kultur in Gießen: das 19. Jahrhundert“, in: 800 Jahre Gießener Geschichte. 1197–1997, Gießen 1997, S. 512–539.

Rolf Haaser, „Literarischer Spaziergang“, in: Gießen auf den zweiten Blick. Spaziergänge durch die Universitätsstadt, hg. v. Wolfgang Maaß, Gießen: Brühlscher Verlag, 2003, S. 151–169.

Einfach anfordern unter:
06 41-95 04-76 oder online: www.giessener-anzeiger.de

JETZT PROBE LESEN!
Wir beliefern Sie zwei Wochen kostenlos und unverbindlich!



www.giessener-anzeiger.de

+++ Sechs Tage aktuelle Informationen aus Ihrer Heimat +++



+++ Ihr Partner für kompetente lokale Berichterstattung +++

Liebe Kinder,
Ihr findet mich
jeden Samstag
im Gießener Anzeiger!





Horst Carl

Gießener „Geschichtsdeuter“*

Wenn eine Ringvorlesung „Gießener, die Geschichte schrieben“ heißt, so ist damit nicht nur gemeint, dass es um diejenigen geht, die als Berühmtheiten in die Geschichtsbücher eingegangen sind, sondern es geht auch um diejenigen, die sie in die Geschichtsbücher hineingeschrieben haben – also die Historiker. Deren Profession ist es, Geschichte zu schreiben, und von daher ist es nur folgerichtig, dass es nach anderen prominenten Personengruppen – Juristen, Literaten, Politiker – nunmehr um diejenigen geht, die professionell dafür zuständig sind, Geschichte zu schreiben.

Wenn ich mich bei meinem Vortrag aber nur auf die Zunft der akademischen Historiker in Gießen beschränken würde, liefe er vielleicht Gefahr, allzu sehr auf eine akademische Selbstbespiegelung hinauszulaufen. Nun heißt der Vortrag aber nicht Gießener „Historiker“, sondern „Geschichtsdeuter“. Diese etwas andere Begrifflichkeit ist nicht ohne Absicht gewählt, denn sie weitet das Feld erheblich aus. Geschichtsdeutung ist kein Privileg von Historikern, auch wenn sie eine Art professionelles Präjudiz besitzen mögen, denn Geschichte deuten wir alle, wenngleich nicht immer explizit. Aber sei es unsere eigene Lebensgeschichte oder die der größeren Strukturen und Ereigniszusammenhänge, in die unser Leben eingebunden ist – individuelle und kollektive Vergangenheiten werden jeweils erinnert, und dies ist stets mit Deutungen verbunden.

Gerade in Gießen ist dies auch Gegenstand systematischer und umfangreicher Forschungen gewesen, denn hier hat es über zwölf Jahre – von 1997 bis 2008 – den Sonderforschungsbeereich „Erinnerungskulturen“ gegeben. Überlie-

ferung und Erinnerung hat auch mit Konflikten um die richtigen Deutungen zu tun, und es sind oft gerade nicht die Historiker, die wirkmächtige, weil populäre Geschichtsbilder generieren. Neben Historikern haben auch noch andere Personen in Gießen gewirkt und gedeutet. Es sind zum Beispiel auch Philosophen gewesen, die tiefgründige Deutungen von Geschichte vorgelegt oder über die Bedingungen der Möglichkeit, Geschichte zu deuten, skeptisch reflektiert haben. Zwei Philosophen, deren Namen mit Gießen eng verbunden sind, sollen deshalb gleichfalls in das Panorama aufgenommen werden: Hans Blumenberg und Odo Marquard. Odo Marquard kommt insofern eine Sonderrolle zu, als ich ansonsten noch lebende Personen nicht zum expliziten Gegenstand meiner Ausführungen machen möchte. Historiker beschäftigen sich – zumal diejenigen mit einem Schwerpunkt in der Geschichte der Frühen Neuzeit – professionsbedingt eher mit Personen, die nicht mehr leben, weil sie sich da eher ein Urteil zutrauen. Die folgenden Ausführungen, die sich in drei Teile gliedern, zielen natürlich nicht auf Vollständigkeit und notgedrungen ist die Auswahl subjektiv. Im ersten, umfangreichsten Teil geht es um besonders prominente oder in bestimmter Hinsicht auch besonders prägnante Historiker und Geschichtsdeuter, in einem zweiten Teil um die beiden schon genannten Gießener Philosophen als philosophische Geschichtsdeuter, und in einem kurzen dritten Teil soll ein „Überschungsgast“ im Fokus stehen.

1. Historiker

1.1 Theodor (Diederich) Reinkingk (1590–1664)

Sie werden es verstehen, wenn ein Frühneuzeitler wie ich sich nicht allein auf die Geschichte des 20. Jahrhunderts kapriziert, sondern

* Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Gießener, die Geschichte schrieben“, gehalten am 21. Januar 2013 im Konzertsaal des Gießener Rathauses. Die Vortragsform ist weitgehend beibehalten.



Abb. 1: Frontispiz-Seite von Diederich Reinkingks „Tractatus de regimine seculari et ecclesiastico“: Neuzeitliches Reichsstaatsrecht, 1619 in Gießen verfasst.

auch den älteren Jahrhunderten seine Aufmerksamkeit schenkt. Schließlich ist die 1607 gegründete und nach ihrem landesherrlichen Gründer als „Ludoviciana“ titulierte Universität auch ein Kind der Frühen Neuzeit. Für unser Thema ist es nun nicht ganz unerheblich, dass für die Gründungsgeschichte durchaus bestimmte Deutungen der Geschichte – vor allem des Heiligen Römischen Reiches – eine Rolle gespielt haben. Bekanntlich sah sich der lutherische Landgraf Ludwig zur Neugründung einer Universität genötigt, als die bisherige Landesuniversität Marburg infolge des Konfessionswechsels seines Kasseler Vettern Moritz ebenfalls reformiert wurde. Es waren nicht nur theologische Gegensätze, die zu tiefgreifenden Spannungen zwischen den nunmehr zwei hesischen Universitäten gerade in den Anfangs-

jahren der Ludoviciana führten. Die Reformierten begegneten schon deshalb Kaiser und Reich mit spürbarer Reserviertheit, weil sie in das Reichsgrundgesetz des Augsburger Religionsfriedens von 1555 nicht einbezogen waren, und sie orientierten sich beispielsweise in Fragen der Struktur und Legitimation dieses politischen Systems eher an modernen und rationalen politischen Theorien, wie sie der Franzose Jean Bodin vertrat, als an der Berufung auf Tradition. Vor allem die Stellung des katholischen Kaisers wurde gegenüber der der Reichsstände nivelliert und das Reich geradezu zu einem Bund unabhängiger Fürsten stilisiert. In Gießen aber blieben die Lutheraner kategorisch kaisertreu, und an der Ludoviciana wurde diese politische Ausrichtung theo-

retisch fundiert – und zwar mithilfe einer historischen Deutung des Reiches.

Derjenige, der sich dabei besonders hervorgetan und reichsweite Bedeutung erlangt hat, ist Diederich Reinkingk gewesen. Gebürtig aus dem Baltikum hat er nach Studium in Köln und Marburg 1616 in Gießen promoviert und erhielt hier schon 1617 mit 27 Jahren eine außerordentliche Professur für Römisches Recht, Lehnrecht und Öffentliches Recht an der juristischen Fakultät. Freund und Förderer war der starke Mann der Gießener juristischen Fakultät, Gottfried Anton (1571–1618), dessen lutherische Kaiser- und Reichstreue Reinkingk teilte. 1619 erschien in Gießen jenes Werk, das Reinkingks Ruhm begründete, der „Tractatus de regimine seculari et ecclesiastico“. In ihm versuchte Reinkingk, die mittelalterliche Kaiser-

und Reichsideologie zur Grundlage eines neuzeitlichen Reichsstaatsrechts zu machen. Ausdrücklich hielt er an der Idee der so genannten „Translatio Imperii“ fest: Das Reich sei „heilig“, weil es einen festen Ort in der Heilsgeschichte habe. Es sei jenes vierte Weltreich, das gemäß der Weissagung aus dem Buch Daniel nach den anderen dreien (Babylonisches, Persisches, Griechisches Weltreich) folge, denn das Reich sei die unmittelbare Fortsetzung des römischen als letzten Weltreiches; dieses sei auf Karl den Großen übergegangen (deshalb „Heiliges Römisches Reich“) und von ihm auf die Deutschen übertragen worden. Mit dem Ende des Reiches ende auch die Geschichte überhaupt, denn dann folge der Jüngste Tag, das Ende der Welt. Aus dieser heilsgeschichtlichen Stellung beziehe das Reich seine universale Bedeutung, die es vor allen anderen christlichen Staatswesen auszeichne.

Explizit wendete sich Reinkingk damit gegen Bodin, der die „Translatio“ als Geschichtsmythos entlarvt und die damit behauptete Vorrangstellung des Reiches aus französischer Perspektive einer ätzenden Kritik unterzogen hatte. Auch in einem zweiten Punkt argumentierte Reinkingk gegen Bodin: Er hielt an der zentralen Stellung des Kaisers fest, gegen alle staats-theoretischen Entwürfe, die im Reich eine Aristokratie der Reichsstände sahen. Für Reinkingk blieb der Kaiser der „*summus Magistratus orbis christiani, legibus solutus*“, denn nur er verfüge über die „*potestas pacis et belli*“, das Recht zu Kriegserklärung und Friedensschluss.

In vielerlei Hinsicht mutete dieses Festhalten an den mittelalterlichen Traditionen und Legitimationen des Reiches bei seiner Veröffentlichung schon anachronistisch an, moderner und zeitgemäßere wirkten Reinkingks Antipoden wie Boguslaw von Chemnitz, die das Reich dezidiert als Bund unabhängiger Fürsten konzipierten und die „Libertät“ der Reichsstände gegen den Kaiser herausstrichen. Boguslaw von Chemnitz schrieb seine Gegenschrift gegen Reinkingk Anfang der 1640er Jahre als antikaiserliche Propagandaschrift im Dienst der Schweden, denn längst war die Frage über die Verfassung des Reiches auch Bestandteil jener

kriegerischen Auseinandersetzung, des Dreißigjährigen Krieges, die seit 1618 Deutschland und Mitteleuropa verwüstete. Mit diesem Krieg hat sich dann auch Reinkingks weiterer Lebensweg schicksalhaft verknüpft. Schon in den Gießener Zeiten wurde die Politik – das heißt: der Landgraf – auf seine Talente aufmerksam, er erhielt Ratspositionen und wurde für diplomatische Missionen an den Kaiserhof verwendet. 1632 wechselte er als Kanzler in mecklenburgische Dienste und schließlich in die des dänischen Königs – als Kanzler der Herzogtümer Schleswig und Holstein. Zweimal geriet er während des Krieges in längere Gefangenschaft der Schweden, die in ihm zu Recht einen besonders hartnäckigen Widersacher sahen. Als er 1664, hochgeehrt und mittlerweile auch in den Adelsstand erhoben, starb, erinnerte man sich auch in Gießen des einstigen Mitglieds der Universität und richtete eine eigene Trauerfeier aus.

Wenn man Reinkingk allerdings nur als Sachwalter einer anachronistischen mittelalterlichen Reichsideologie wertet, wird man seiner Bedeutung nicht gerecht. Er gilt als bedeutendster Vertreter der so genannten älteren „Reichspublizistik“, womit ein historisch fundiertes und argumentierendes öffentliches Recht des Reiches gemeint ist. Für die Anfänge dieses stark lutherisch geprägten Reichsstaatsrechts vor dem Dreißigjährigen Krieg spielte aufgrund seines und seiner Kollegen Wirken die Universität Gießen eine zentrale Rolle, und dies trug wesentlich zur überregionalen Ausstrahlung der Universität in ihren Anfangsjahren bei.

Die „Reichspublizistik“ hat aber auch für die Wissenschaftsgeschichte in Deutschland eine nicht unerhebliche Bedeutung gehabt. Ihre große Zeit sollte noch kommen – im 18. Jahrhundert –, als sie zu einer eigenen Wissenschaft für die juristische Behandlung aller möglichen Probleme und Konflikte im Alten Reich wurde. Da dieses Alte Reich aber so ungeheuer komplex war, weil alles irgendwie „historisch gewachsen“ war, argumentierten auch die Juristen bei der Frage, wer denn nun Recht habe, mit historischen Begründungen. Die Geschichtswissenschaft hat davon profitiert: Sie startete ihre Karriere gleichsam als Hilfswissen-

schaft des Reichsstaatsrechts, von dem sie sich dann schrittweise zu einer eigenen Wissenschaft emanzipierte. Bei dieser Verwissenschaftlichung profitierte sie jedoch vom hohen wissenschaftlichen und Methodenstandard der Jurisprudenz, den sie sich zu eigen gemacht hatte. Dies ist einer der Gründe dafür, dass die Geschichtswissenschaft in Deutschland, als sie sich denn zu Beginn des 19. Jahrhunderts als eine eigene Disziplin etablierte, Maßstäbe für die weitere Entwicklung des Faches in Europa setzte.

1.2 Gottfried Arnold (1666–1714): Geschichtsdeutung im Geist des pietistischen Nonkonformismus

Auch der zweite Geschichtsdeuter, den ich vorstellen möchte, kann deshalb unter die Gießener Geschichtsdeuter gezählt werden, weil er in seiner Gießener Zeit ein epochemachendes Werk verfasste. Gottfried Arnold, von dem nun die Rede ist, hat freilich noch kürzer in Gießen gewirkt als Reinkingk – lediglich knapp ein Jahr (1697–1698) hat er es in Gießen ausgehalten.

Dass es Arnold nach Gießen verschlug, hängt damit zusammen, dass einmal mehr die Universität Gießen für kurze Zeit ins Scheinwerferlicht einer der großen zeitgenössischen Geistesbewegungen geriet, des Pietismus. Um 1700 prägte diese sehr vielgestaltige innerprotestantische Reformbewegung, die gegen kirchliche Dogmen die persönliche Frömmigkeit des Einzelnen betonte, das geistige Klima in Deutschland. Ihre Einflüsse auf die weitere deutsche Geistesgeschichte, etwa auf die Ausgestaltung der deutschen Literatursprache, können kaum hoch genug eingeschätzt werden. Zentralfigur dieser Geistesbewegung ist Philipp Spener (1635–1706) gewesen, der von 1666 bis 1686 als im Wortsinn „unorthodoxer Pfarrer“ in Frankfurt gewirkt hatte und von dort ein höchst einflussreiches Netzwerk über ganz Deutschland spann. Am Darmstädter Hof war es die Regentin Elisabeth Dorothea, die er für seine Ideen gewann, und mit Hilfe des Darmstädter Hofes, der zeitweilig kriegsbedingt in Gießen residierte, gelang es dann

auch, dem Pietismus zuneigende Professoren in Gießen zu etablieren. Die Ludoviciana wurde somit zur ersten deutschen Universität, an der der Pietismus Fuß fasste und schließlich über eine gezielte Berufungspolitik zum beherrschenden Faktor wurde.

In diesen Kontext gehört auch die Berufung Gottfried Arnolds 1697 nach Gießen. Arnold hatte in Wittenberg Theologie studiert, war dann unter den Einfluss Speners geraten, und mit Erbauungsschriften vor allem zur Vorbildhaftigkeit der Urchristengemeinden hervorgetreten, die ein Christentum jenseits von staatlicher Reglementierung und institutionell-dogmatischer Verfestigung praktizierten. Nach Gießen kam er als Quereinsteiger aufgrund direkter Einflussnahme des Landesherrn, der für Arnold auch gleich eine neue Professur für Universalgeschichte einrichtete. Arnold war für eine Universitätskarriere jedoch nicht gemacht, zumal nicht an einer Universität, an der das Klima von Parteienkonflikten zwischen Pietisten und Orthodoxen geprägt war. Dass Arnold innerhalb des Pietismus – obwohl persönlich allen Streitigkeiten abhold – der radikalen Spielart zuneigte, macht sein monumentales Hauptwerk, die „Unpartheyische Kirchen- und Ketzergeschichte“ deutlich. Dieses epochemachende Werk ist zum Großteil wohl in seiner kurzen Gießener Zeit entstanden, jedenfalls datiert das programmatische Vorwort vom März 1698 (die Jahreszahl 1697 in der Druckfassung ist offenbar ein Versehen) aus Gießen. Arnolds Kirchengeschichte war ein Skandalon, denn er zeichnete die Geschichte der christlichen Kirchen als ständige Niedergangsgeschichte vom Ausgangspunkt der Urkirche, verursacht durch institutionelle und dogmatische Verfestigung, allzu große Staatsnähe und ein oft gewaltsames Vorgehen gegen Abweichler. Der Kirche seiner Gegenwart stellte er das Urchristentum als Idealbild gegenüber, eine vom Heiligen Geist begabte und martyrbereite reine Gemeinde, die durch die Konstantinische Wende und die damit aufkommende Staatskirche mit ihrer hierarchischen Organisation, ihrem Zwang zu Dogma und reglementiertem Kult korrumpiert worden sei. Eine solche Niedergangsgeschichte hatte auch

schon Luther in seiner Auseinandersetzung mit der Papstkirche gezeichnet, aber bei Arnold machte diese Verirrung vor der Geschichte des Protestantismus nicht Halt, denn auch diese habe sich auf genau diesen Irrweg begeben. Die von den Kirchen selbst produzierten Abweichler, die dann als Ketzer denunziert würden, seien oftmals die besseren Christen gewesen – eine Behauptung, die sich unschwer als Rechtfertigung der Pietisten gegenüber der Orthodoxie interpretieren ließ.

Unparteiisch war Arnolds „Kirchen- und Ketzergeschichte“ schon deshalb, weil sie die so genannten Ketzer nicht vorverurteilte, sondern dies dem Urteil des Historikers anheimstellte. Dazu aber war in letzter Konsequenz nicht einmal nötig, dass ein Christ einer der drei etablierten christlichen Konfessionskirchen angehörte. Die Kirchengeschichte – und das war doch für einen Christen

um 1700 immer noch die eigentliche Geschichte – wurde damit aus der Verfügungsgewalt der institutionalisierten Kirchen herausgelöst und gewann Selbständigkeit. Allerdings plädierte Arnold auch bei den Gruppierungen der so genannten Ketzer dafür, genau hinzuschauen, denn deren Entwicklung verlaufe oft genauso wie die der etablierten Kirchen: aus guten Anfängen erwachsen Fanatismus und Unduldsamkeit, und zum Schluss würden deren Anhänger genauso lax im Glauben wie Durchschnittschristen. Aus dieser Nieder-

gangsgeschichte konnte man unschwer auch eine Kritik an der Entwicklung des Pietismus selbst herauslesen.

Als Arnolds Werk in vier Bänden 1699 in Frankfurt erschien, hatte er Gießen schon frustriert verlassen. In einer mehrfach aufgelegten Rechtfertigungsschrift begründete er diesen Schritt, indem er den Weg zur Professur als zunehmende Entfernung von Gott (Kronenberg, 264f.) beschrieb. Er habe sich eingebildet, dass das Schulwesen noch nicht so korrumpiert wie das Kirchenwesen sei, doch seien die Hoch-



Abb. 2: Der Pietist Gottfried Arnold lehrte als Professor für Universalgeschichte 1697–1698 in Gießen.

schulen erst recht unzulänglich und der Erleuchtung eines Christenmenschen nicht dienlich. „Der E[c]kel vor dem hochtrabenden ruhmstüchtigen Vernunft-Wesen des Akademischen Lebens“ sei bei ihm täglich gewachsen, auch die Studenten hätten ihn enttäuscht, weil sie sich bloß auf „Nachschwätzen“ beschränkten. Wenn seine pietistischen Kollegen sich bemühten, dieses schlechte Schulwesen zu verbessern, dann verweigere er sich dem, um sich nicht fremder Sünden teilhaftig zu machen. Dahinter steckte auch die Enttäuschung über das Verhalten seiner pietistischen Kollegen, die sich in den inneruniversitären Machtkämpfen nicht anders verhielten, als deren orthodoxe Widersacher. Im Unterschied zu einigen seiner pietistischen Wegbegleiter zog Arnold allerdings nicht die radikalen Konsequenzen, die er postulierte. Einen endgültigen Bruch mit der Kirche – also: Separatismus – vollzog er nicht. Nach seinem selbst gewählten Rückzug aus dem öffentlichen akademischen Amt fand er schließlich doch seinen Frieden auf einer Pfarrstelle im fernen Brandenburg, wo er 1714 starb.

Seine *Unpartheiische Kirchen- und Ketzergeschichte* jedoch entfaltete rasch eine beträchtliche öffentliche Wirkung, nicht zuletzt, weil Arnold die vier Bände auf Deutsch für ein breiteres Publikum und nicht im gelehrten Latein geschrieben hat. Peter Moraw hat das Werk in seiner Gießener Universitätsgeschichte als „folgenreichstes Buch“ im ersten Jahrhundert der Ludoviciana charakterisiert (Moraw, S. 77), denn es wurde zu einem Schlüsselwerk der Aufklärung, die sich ja auch die Emanzipation von Dogmen und Autoritäten auf die Fahnen geschrieben hatte. Zudem lud die Parteinahme Arnolds für die Außenseiter zur Identifikation derjenigen ein, die sich selbst als Nonkonformisten sahen. Berühmt und oft zitiert ist die einschlägige Erwähnung in Goethes Autobiographie „Dichtung und Wahrheit“:

„Einen großen Einfluß erfuhr ich dabei von einem wichtigen Buche, das mir in die Hände geriet, es war Arnolds ‚Kirchen- und Ketzergeschichte‘. Dieser Mann ist nicht ein bloß reflektierender Historiker, sondern zugleich fromm und fühlend. Seine Gesinnungen stimmten

sehr zu den meinigen, und was mich an seinem Werk besonders ergetzte, war, daß ich von manchen Ketzern, die man mir bisher als toll oder gottlos vorgestellt hatte, einen vorteilhaften Begriff erhielt.“

(Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, Teil 2, Buch 8)

Auch andere Berühmtheiten des 18. Jahrhunderts – angefangen von Friedrich dem Großen über Lessing bis zu Herder und Schleiermacher – haben sich von dieser zutiefst nonkonformistischen Geschichtsdeutung inspirieren lassen.

1.3 Völkische Historiker im Schatten des Dritten Reiches: Hermann Aubin und Theodor Mayer

Wenn ich nun zum Sprung in das 20. Jahrhundert ansetze, wird es, zumindest im akademischen Bereich, deutlich weniger nonkonformistisch zugehen. Ich möchte zwei bedeutende Historiker vorstellen, die exemplarisch für Karrieren stehen, die vor dem Dritten Reich in Gießen begannen, im Dritten Reich dann fortgesetzt wurden und mehr oder minder bruchlos in der Bundesrepublik weiterbetrieben wurden.

Hermann Aubin (1885–1969) und Theodor Mayer haben nacheinander von 1925 bis 1934 den Gießener Lehrstuhl für Mediävistik innegehabt. Für beide war er das Sprungbrett zu einflussreichen Positionen im Fach. Beide haben weitere Gemeinsamkeiten vorzuweisen – jeweils gebürtig in der Donaumonarchie, mit wegweisenden Impulsen für eine Modernisierung landesgeschichtlicher Forschung, gespeist aus politisch bzw. ideologisch anfälligen Bekenntnissen zu einer „Volksgeschichte“. Als Aubin 1925 nach Gießen berufen wurde, war er keineswegs Favorit, weil er als Neuerer galt. Sein bisheriges Wirken als Direktor des von ihm aufgebauten Instituts für geschichtliche Landeskunde in Bonn hatte zu einer Konzeption von Landesgeschichte geführt, das in hohem Maße interdisziplinär auf Kooperation mit ebenfalls historisch arbeitenden Nachbarfächern wie der Historischen Geographie, der Sprachgeschichte oder der Volkskunde ausge-

richtet war. Dies war ausgesprochen innovativ und ähnelt in mancherlei Hinsicht den wissenschaftlichen Konzeptionen der sich zeitgleich formierenden französischen Annales-Schule. Aber Aubin konzipierte seine neue geschichtliche Landeskunde dezidiert in einem spezifischen politischen Kontext: es ging stets darum, gegen französische (und belgische) Annexionsansprüche möglichst breit fundierte historische Argumente für den deutschen Charakter der westlichen Grenzregionen beizubringen. Von daher mutet es paradox an, dass Aubin die Gießener Position erhielt, weil sein Konkurrent Baethgen dem Kultusministerium als zu deutschnational galt. An Selbstbewusstsein mangelte es Aubin freilich nicht: Sein Haus, das er sich in der Gießener Friedrichstraße einrichtete, diente als Modell für das „Haus des geistigen Arbeiters“, das 1926 auf der Düsseldorfer GeSoLei – der Messe für Körper, Gesundheit und Leibesübungen, der größten Messe der Weimarer Zeit überhaupt – gezeigt wurde.

Schon in den Gießener Jahren erschloss sich Aubin mit der Ostkolonisation das neue Forschungsfeld der deutschen Geschichte im Osten, das dann 1929 zur Berufung nach Breslau führte, wo er zu einem der führenden Vertreter der historischen Ostforschung wurde. Wie andere bekannte deutsche Vertreter der Volksgeschichte und Ostforschung stellt sich auch Aubin nach 1933 in den Dienst nationalsozialistischer Volkstumspolitik, lieferte die Ostforschung doch die historische Legitimation für die Kolonisations- und Genozidpolitik der Nationalsozialisten.

Sein Nachfolger in Gießen wurde der nahezu gleichaltrige Theodor Mayer (1883–1972), der wissenschaftlich und politisch den von Aubin geebneten Pfaden folgte. Auch er – von Hause aus Wirtschaftshistoriker – vertrat eine moderne Form geschichtlicher Landeskunde, und zentrale Begrifflichkeiten wie etwa die des mittelalterlichen „Personenverbandsstaats“ sind von ihm geprägt worden. Wie Aubin sah er sich jedoch auch als politisch wirkender Historiker, und mehr noch als dieser identifizierte sich Mayer, im Übrigen bekennender Antisemit, mit dem Nationalsozialismus. Noch in seiner Gießener Zeit vertrat er 1934 kurzfristig den Rektor,



Abb. 3: Der Historiker Theodor Mayer war in die schlimmste Diktatur der deutschen Geschichte verstrickt (hier 1939 mit Marburger Rektorenkette).

was ohne offenes Bekenntnis zum Nationalsozialismus schon nicht mehr möglich war, und machte seine weitere akademische Karriere, die ihn über Freiburg 1938 nach Marburg führte, folglich in enger Anlehnung an das Dritte Reich. In Marburg amtierte er von 1939 bis 1942 als Rektor der Universität, wechselte dann nach Berlin, wo er Präsident der Monumenta Germaniae historiae wurde und auch die Organisation des „Kriegseinsatzes“ der Historiker leitete.

Weder wissenschaftliche Qualität noch unbestreitbare fachliche Innovativität boten also in beiden Fällen eine Gewähr gegen die Verstrickung in die schlimmste Diktatur der deutschen Geschichte und ihr gerade im Osten genozidales Wirken. Dies muss den Historiker schon nachhaltig irritieren – mehr aber noch, dass beide Kollegen auch in der Bundesrepublik hochangesehene Schlüsselfiguren des Fachs blieben. Bei Theodor Mayer war es immerhin so, dass sein öffentliches Wirken im Dritten Reich es verhinderte, dass er wieder ei-

ne Professur erhielt oder sonst eine universitäre Position; aber seit 1951 organisierte er den Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, und dieser etablierte sich mit seinen jährlichen Tagungen auf der Reichenau zum wichtigsten Kommunikations- und Karriereforum der deutschen Mediävistik. Bis zum Frühjahr 1968 leitete Mayer den Konstanzer Arbeitskreis. Hermann Aubin wiederum transferierte seine Breslauer Erfahrungen in Sachen Ostforschung ziemlich nahtlos in die bundesdeutsche Wissenschaftslandschaft: Er war führend beteiligt an der Gründung des Herder-Forschungsrates und amtierte von 1950 bis 1959 als dessen erster Präsident (der Forschungsrat war Träger des 1950 in Marburg eingerichteten Herderinstituts), daneben war er von 1953 bis 1958 Präsident des Historikerverbandes und schließlich Präsident der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften – alles höchst angesehene Positionen innerhalb der Zunft der deutschen Historiker. Es dauerte bis in die 1970er Jahre, bevor die jeweiligen Verstrickungen während der nationalsozialistischen Ära offen im Fach angesprochen wurden, und erst in den 1990er Jahren wurde dies dann auch Gegenstand historischer Recherche und Analyse.

1.4 Gießener Neuanfänge: Herbert Ludat (1910–1993)

Herbert Ludat, der für die Wiedereinrichtung der Geschichtswissenschaften ebenso wie der Retablierung einer Universität Gießen 1957 eine Schlüsselfigur gewesen ist, erscheint zunächst in vielen Aspekten Aubin ähnlich. Auch Ludat, Jahrgang 1910, hatte seine akademische Karriere im Kontext politisch instrumentalisierte historische Ostforschung begonnen und zwischen 1941 und 1945 zeitweilig an der neugeschaffenen Reichsuniversität Posen als Dozent für osteuropäische Geschichte gewirkt. Allerdings gab es einen grundlegenden Unterschied zu den beiden vorgenannten Kollegen: Wie selbst ein jüngst erschienenes Werk eines polnischen Kollegen (Blazej Bialkowski, 2011), der das Wirken deutscher Historiker in Posen

sehr genau unter die Lupe genommen hat, bestätigt, gehörte Ludat nicht zur Riege tümber oder williger Nazi-Historiker, die der nationalsozialistischen Volkstumspolitik und dem geistigen Grenz- und Volkstumskampf im Osten historische Legitimation verliehen. Im Unterschied zu den anderen deutschen Historikern hatte sich Ludat in seinen Forschungen stets intensiv mit der polnischen Forschung auseinandergesetzt und galt trotz aller nationalkonservativen Anwendungen geradezu als polonophil.

Es war deshalb wohl ein Glück für Gießen, dass Ludat 1956 auf einen Lehrstuhl für Agrar-, Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte des europäischen Ostens berufen wurde. Da hatte Gießen, das 1946 zu einer „Hochschule für Bodenkunde und Veterinärmedizin“ zurückgestuft worden war, noch nicht wieder den Status einer Volluniversität erreicht. Die Einrichtung eines solchen Lehrstuhls verdankte sich durchaus den Kontexten des Kalten Krieges: Schlüsselfigur dieser Hochschule war der renommierte Pflanzenbauwissenschaftler Eduard von Boguslawski, der selbst über einschlägige osteuropäische Erfahrungen aus dem Weltkrieg verfügte, hatte er doch eine der Forschungsanstalten geleitet, die mit der Reorganisation der landwirtschaftlichen Forschung in den besetzten Ostgebieten betraut war. Da Boguslawski weiterhin zu Agrarproblemen Osteuropas und Ostmitteleuropas forschen wollte und die Möglichkeit sah, einen Forschungsschwerpunkt gerade in Gießen zu etablieren, war eine stärkere Ausrichtung auf Osteuropa in seinen Augen folgerichtig. Die Einrichtung einer entsprechenden allgemeinen Professur wie auch die Berufung Ludats als eines ausgewiesenen Kenners der ostmitteleuropäischen Siedlungsgeschichte passten in ein solches Konzept. Ludat übernahm die Leitung eines eigens gegründeten Instituts für Kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung.

Solche Gründungsimpulse, Gießen zu einer Art Spezialuniversität in puncto „Ostforschung“ zu machen und damit an problematische Traditionen anzuknüpfen, verflüchtigten sich jedoch rasch. Dies lag nicht zuletzt daran, dass Ludat nicht nur ein über sein engeres Gebiet aus-

strahlender Gelehrter war, sondern dass er weiterhin enge Kontakte zu polnischen und tschechischen Forschern hielt und damit ungute Traditionen einer völkischen Geschichte konterkarierte. Es gab somit bei der Wiederbegründung der Universität Gießen als Volluniversität 1957 bereits einen historischen Lehrstuhl, der als Kristallisationskern für eine Neuformierung eines Historischen Instituts dienen konnte. Dass 2005 mit der Gründung des Gießener Zentrums Östliches Europa dezidiert gerade an diese Tradition angeknüpft wurde, erscheint für die Geschichte der Universität Gießen dann nur konsequent.

2. Philosophiegeschichtliche Begründung der Epochenschwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit

2.1 Hans Blumenberg (1920–1996)

Ich möchte nun nicht die weitere Entwicklung der Historischen Wissenschaften an der Universität bis in die Gegenwart weiterverfolgen – Namen wie Peter Moraw, Helmut Berding, Volker Press oder Heinz Schilling mögen für das große fachliche Renommee stehen, das das Historische Institut bundesweit schon in den 1970er Jahren, also knapp ein Jahrzehnt nach der Neugründung, vorweisen konnte.

Ich möchte stattdessen noch einmal auf die Neugründung der Universität und der geisteswissenschaftlichen Fakultät eingehen. Anlässlich des 350. Universitätsjubiläums und der Wiederbegründung als Justus-Liebig-Universität 1957 hatte die Stadt Gießen ihre Verbundenheit mit der Universität durch Finanzierung einer Stiftungsprofessur für Philosophie bekundet. Auf diese Professur wurde 1960 Hans Blumenberg berufen, zweifellos einer der bedeutendsten Philosophen der Bundesrepublik. Gießen war seine erste ordentliche Professur, 1965 folgte er einem Ruf nach Bochum, schließlich 1970 auf den renommierten Münsteraner Lehrstuhl als Nachfolger Joachim Ritters. Wenn ich ihn hier für die Gießener Geschichtsdeuter reklamiere, dann deshalb, weil gerade das frühe Werk Blumenbergs, vor allem das in der Gießener Zeit entstandene, 1966 erschienene



Abb. 4: Der Philosoph Hans Blumenberg entwickelte die philosophiegeschichtliche Begründung der Epochenschwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit.

Hauptwerk „Die Legitimität der Neuzeit“, um fundamentale philosophiegeschichtliche Themen kreist. Es ist nun ein aussichtsloses Unterfangen, Blumenbergs komplexes und tiefgründiges Gedankengebäude in knapper Zeit angemessen darzustellen. Nur so viel: Ihm geht es in diesem Werk um ein Thema, das auch profane Historiker beschäftigt, nämlich Epochenschwellen. Blumenberg versucht dabei eine philosophiegeschichtliche Begründung der Epochenschwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit: die Neuzeit habe ihre eigene Legitimität, weil sie angesichts einer Zuspitzung theologischer Ansprüche und eines entsprechend nötigen Gottesverständnisses die Epoche der Selbstbehauptung des Menschen darstelle. Diesen Gedanken führt er in einer Studie über theologischen Absolutismus und humane Selbstbehauptung aus, ergänzt um zwei weitere Abhandlungen zur Legitimität dieser Neuzeit: der Kritik an der Gleichsetzung von Neuzeit mit Säkularisierung und einer Analyse des Prozesses

der theoretischen Neugierde als entscheidendem Movens neuzeitlicher Rationalität.

Die Schriftstellerin Sybille Lewitscharow hat dem alternden Philosophen Blumenberg jüngst ein literarisches Denkmal gesetzt, das die zunehmende Menschseue und Unnahbarkeit Blumenbergs in seiner Münsteraner Zeit beschreibt. In seinen Gießener Jahren war davon noch wenig zu spüren, wie es jüngst erschienene Erinnerungen seines Schülers Ferdinand Feldmann vor Augen führen:

„An der wiederbegründeten Philosophischen Fakultät [...] herrschte Aufbruchstimmung [...]. Was uns faszinierte, war die unakademische Art des Umgangs, die zu dieser Zeit keineswegs üblich war. [...] Bei unseren Zusammenkünften gab es oft homerisches Gelächter, das durch das Treppenhaus der alten Villa auf der Ludwigstraße schallte, in der das Philosophische Seminar untergebracht war. Die Kollegen aus den anderen Fächern haben das mit Staunen zur Kenntnis genommen [...]. Blumenberg war also nicht der Typus eines verköcherten Professors, obwohl sein Lesepensum damals schon enorm war. Sein Hauptinteresse galt der Spätantike und dem Spätmittelalter, an denen er die Gesetze geistesgeschichtlicher Umbrüche demonstrierte.“ (Feldmann, S. 49)

2.2 Odo Marquard (geb. 1928)

Dass in Blumenbergs philosophischem Werk das philosophiegeschichtliche Interesse in der späteren – Münsteraner – Zeit immer mehr gegenüber der philosophischen Anthropologie in den Hintergrund trat, mag auch mit der Rezeption seines Gießener Nachfolgers Odo Marquard zusammenhängen, der von 1965 bis 1993 in Gießen wirkte und gleichfalls einer der originellsten und wirkmächtigsten Philosophen in der Bundesrepublik gewesen ist – vor allem mit seiner geschliffenen Sprache und Formulierungskunst. Auch Marquard möchte ich für die Gießener Geschichtsdeuter reklamieren, denn zweifellos hat er sich mit Geschichtsdeutung oder besser: ihrer Möglichkeit und ihren Voraussetzungen, ausgiebig auseinandergesetzt. 1973 erschien sein einschlägiges Werk „Schwierigkeiten mit der Geschichtsphiloso-

phie“, in dem er mit Blick auf die Diktaturen des 20. Jahrhunderts, aber auch die 68er die abnormen Ansprüche und Auswüchse der Geschichtsphilosophie mit ironischem Skeptizismus zu verabschieden suchte. Ein Beispiel für diese philosophische Ironie ist die Verfremdung des zentralen Marx’schen Diktums: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kömmt aber darauf an, sie zu verändern.“ Bei Marquard wird daraus: „Die Geschichtsphilosophen haben die Welt nur verschieden verändert; es kömmt aber darauf an, sie zu verschonen.“ (Marquard, S. 81)

Wesentlicher Impuls war dabei nicht eine gänzliche Infragestellung von Geschichtsdeutung, sondern eine Entlastung von solchen Geschichtsdeutungen, die unzumutbare Ansprüche formulieren – etwa, indem sie Geschichte als Weltgericht, als Theodizee-Ersatz nach dem Tod Gottes auffassen. Der Hauptteil des Werkes endet folglich mit einer gegenüber solchen Ansprüchen skeptischen, zugleich ausgesprochen ironischen Bestimmung des Verhältnisses von Philosophen und Historikern:

„Zu den geschichtlichen Formationen, die unterm Eindruck von Unzulänglichkeiten der Geschichtsphilosophie entstanden sind, gehörte und gehört ... der historische Sinn: die Mäßigung der Geschichtsphilosophie zur Historie. Ich halte es ... unter dem Eindruck, dass erste Philosophien zwar penetrant, letzte Philosophien aber geradezu unausstehlich sind, für ausgesprochen gut und richtig, dass hier, was den heutigen Tag betrifft, zunächst der Philosoph redet und dann der Historiker, dass also der Philosoph meinethalben das erste Wort hat, jedenfalls aber nicht das letzte.“ (Marquard, S. 81f)

3. Matthias Beltz (1945–2002)

Ich könnte es nun bei diesem für meine Zunft, die Historiker, recht positiven Fazit als Abschluss des Vortrags belassen, möchte aber doch noch auf den von mir angekündigten Überraschungsgast zurückkommen. Georg Büchner ist es nicht. Das wäre im Büchner-Jahr ja keine Überraschung, obwohl auch er mit seinem bekannten Fatalismusbrief – in Gießen

geschrieben, Sie werden die berühmten Formulierungen über den „größlichen Fatalismus der Geschichte“ kennen – oder dem Revolutionsdrama „Dantons Tod“, gleichfalls aus der Gießener Zeit, zweifellos unter die herausragenden Geschichtsdeuter gezählt werden kann. Schließlich war es auch Büchner, der 1835 postulierte, der dramatische Dichter sei nichts anderes als ein Geschichtsschreiber. Aber das letzte Wort soll heute eben nicht er, sondern ein



Abb. 5: Kabarettist Matthias Beltz: „Ich selber komme aus Gießen an der Lahn, hatte also eine schwere Kindheit.“

anderer Gießener erhalten, und zwar aus dem nicht-akademischen Bereich, obwohl er studierter Jurist gewesen ist. Er ist bislang in dieser Vorlesungsreihe nicht vorgekommen, obwohl er seine gesamte Jugend in Gießen verbracht hat und auch ihn eine gewisse Hassliebe mit dieser Stadt wie überhaupt mit Hessen verbunden hat:

„Ich selber komme aus Gießen an der Lahn, hatte also (auch) eine schwere Kindheit. Gießen war nach dem letzten Weltkrieg ein Zentrum der deutsch-amerikanischen Besatzungsfreundschaft. Der Stern hatte in den 50er Jahren Gießen „das Shanghai an der Lahn“ genannt. Wir hatten nämlich bei uns in Gießen pro Jahr und Kopf der Bevölkerung mehr Ermordete als die da in Frankfurt. Das war die große Zeit von Gießen und ist auch vorbei und vergangen.“ (Beltz, S. 53)

Ich nehme an, die meisten werden an der geschliffenen Sprache, aber auch dem abgründigen oder auch bössartigen Witz, erkannt haben, um wen es hier geht: Matthias Beltz, der bis zu seinem frühen Tod 2002 einer der profiliertesten deutschen bzw. hessischen Kabarettisten gewesen ist. Die Familie kam in den Nachkriegswehen 1945 nach Gießen, hier ist er sozialisiert worden und zur Schule gegangen, ab 1955 dann auf das Alte Realgymnasium (die spätere Herderschule). Dann verschlug

es ihn irgendwann nach Frankfurt, und hier geriet er in die innersten Zirkel der 68er und Frankfurter Spontibewegung. Gemeinsame Bekannte aus diesen Tagen waren etwa Joscha Fischer und Daniel Cohn-Bendit.

Nicht unähnlich Büchner arbeitete sich auch Beltz wohl zeitlebens an der Utopie einer Revolution ab, und wie bei Büchner verarbeitete er den Zwiespalt zwischen einem Aufbegehren gegen als ungerecht empfundene Zustände und einer immer tieferen Skepsis gegenüber allem Fortschritt in der Geschichte zum Besseren literarisch – eben als Kabarettist. Gerade deshalb finden sich in seinen Programmen immer wieder geradezu geschichtsphilosophische Reflexionen, etwa wenn er die von Politikern in der Geschichte immer wieder beschworene deutsche Mittellage in Hessen potenzierte:

„Hessen hat nur deutsche Grenzen, [...] es ist also umzingelt von lauter Deutschen und ist so extrem deutsch, denn auch Deutschland ist geprägt durch seine europäische Mittellage. [...] Entscheidend ist, dass Hessen ein Ort des Durchgangs ist, Völkerwanderungen und Kriegsbewegungen stapften hier durch [...], aber nie war Hessen das Ziel, [...] in Gießen an der Lahn war das letzte Durchgangs- und Aufanglager für DDR-Flüchtlinge, aber auch für die war Gießen nie das Ziel.“ (Beltz, S. 24)

Gießen also als leere Mitte inmitten Hessens, Deutschlands und sogar Europas – aber als tröstliches Fazit: „So hat das Hessische auch etwas sehr Vorbildliches. Es erleichtert die Einsicht, dass ganz Europa bloß eine Halbinsel Asiens ist.“ (Beltz, S. 26)

Literatur:

Beltz, Matthias: Gut und Böse. Gesammelte Untertreibungen in zwei Bänden, hrsg. v. Volker Kühn, Frankfurt am Main 2004.
Bialkowski, Blazej: Utopie einer besseren Tyrannis. Deutsche Historiker an der Reichsuniversität Posen (1941–1945), Paderborn [u.a.] 2011.
Blumenberg, Hans: Die Legitimität der Neuzeit, Frankfurt am Main 1988.
Carl, Horst: Der Gründer: Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, in: Panorama 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, herausgegeben im Auftrag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität von Horst Carl, Eva-Maria Felschow, Jürgen Reulecke, Volker Roelcke, Corina Sargk, Frankfurt am Main 2007, S. 16–21.
Fellmann, Ferdinand: Porträt Hans Blumenberg, in: Information Philosophie (2008) Heft 3, S. 49–54.
Felschow, Eva-Marie; Lind, Carsten, Ein hochnutz, nötig und christlich Werck. Die Anfänge der Universität Gießen vor 400 Jahren. Ausstellungsband der Justus-Liebig-Universität zum 400-jährigen Jubiläum, Gießen 2007.
Kronenberg, Thomas: Toleranz und Privatheit. Die Auseinandersetzung um pietistische und separatistische Privatversammlungen in hessischen Territorien im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert, Darmstadt 2005.
Lenger, Friedrich, Hermann Aubin und Theodor Mayer: Landesgeschichte – Volksgeschichte – politische Geschichte, in: Panorama 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, herausgegeben im Auf-

trag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität von Horst Carl, Eva-Maria Felschow, Jürgen Reulecke, Volker Roelcke, Corina Sargk, Frankfurt am Main 2007, S. 114–119.
Mack, Rüdiger: Pietismus und Frühaufklärung an der Universität Gießen und in Hessen-Darmstadt, Gießen 1984.
Marquard, Odo: Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie, Frankfurt am Main 1973.
Moraw, Peter: Kleine Geschichte der Universität Gießen von den Anfängen bis zur Gegenwart, Gießen 1990.
Sargk, Corina: Forschung und Lehre im Fach Geschichte an der Universität Gießen 1870–1933, Magisterarbeit Gießen 2007.

Bildnachweis:

Abb. 1: Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts http://vd17.bibliothek.uni-halle.de/pict/2003/3:622520A/3-622520A_001_X.jpg
Abb. 2: Staatl. Kupferstichkabinett München
Abb. 3: Panorama 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, herausgegeben im Auftrag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität von Horst Carl, Eva-Maria Felschow, Jürgen Reulecke, Volker Roelcke, Corina Sargk, Frankfurt am Main 2007, S. 118.
Abb. 4: <http://www.heise.de/tp/artikel/26/26847/1.html>, © Suhrkamp Verlag
Abb. 5: Kleinkunstabtheater Meiderich

Kontakt:

Prof. Dr. Horst Carl
Historisches Institut
Otto-Behaghel-Straße 10C
35394 Gießen
Tel. 0641/99-28190
horst.carl@geschichte.uni-giessen.de

Friedhelm Häring

Die Illusionisten*

Die Lehre des Illusionismus, dass die Außenwelt nur Schein sei, hat vermutlich den Veranstalter der Vortragsreihe über berühmte Gießenerinnen und Gießener in Bezug auf Malerinnen und Maler, Bildhauerinnen und Bildhauer u. a. zu diesem Titel bewogen. Ich schließe mich dieser Auffassung gerne an und subsumiere unter diesem Titel einige der Schwärmer und Träumer, die durch ihre Malerei, ob nun mit Tiefenwirkung oder mit tiefer Wirkung, ihre Kunst vorgetragen haben.

Ganz bewusst lasse ich andere Künste wie Bildhauerei, die Kunst des Films, des Schauspiels und die Musik außer Acht und beschäftige mich, wegen der Kürze der Zeit, mit einigen wenigen Künstlern, die in unserer Stadt seit dem 17. Jahrhundert bis 1960 gewirkt haben. Der Vortrag beginnt mit einem Porträt, das der Maler Clemens Beutler geschaffen hat. Es zeigt das Porträt von Johannes Ebel zum Hirsch. Den Zunamen erhielt der Dargestellte als Besitzer des Gasthauses „Zum Hirsch“. Um 1620 war Ebel Bauherr im Rat und errichtete als Gießener Stadtbaumeister 1623–1625 die Kapelle auf dem Friedhof. Die Inschrift datiert das Gemälde 1623. Es ist ein ausdrucksvolles, schönes Bild mit vornehmem Gesicht des Dargestellten. Es ist eines der ältesten Gemälde in Gießen und in der Galerie des Oberhessischen Museums der Universitätsstadt. Clemens Beutler wurde 1573 in Frankfurt geboren. Vermutlich besuchte er als Lehrling die Frankenthaler Schule. Die Malerschule von Frankenthal wurde von 15 niederländischen Meistern gegründet, die wegen der Protestantenverfolgung durch die Spanier 1562 nach Frankenthal kamen. Clemens Beutler muss hier und in den Niederlanden gelernt haben. Er war zunächst in Laubach tätig, wo

er seit 1593 nachweisbar ist. Seit 1616 lebte er in Gießen. Die psychologisch feine und delikat ausgeführte Arbeit fasst den Baumeister in großer Form. In der Hand hält er den Zollstab.

Das Epitaph von Baltzer Becker wurde 1641 gemalt (Abb. 1). Es ist nicht nur ein anregendes und schönes Zeugnis Gießener Kunstgeschichte. Es ist auch für die Universität und Stadtgeschichte ein bedeutendes Zeugnis. Baltzer Becker (1603–1645) hat sich in der Kreuztragung mit seiner Familie dargestellt. Die Malerei besitzt bei weitem nicht die subtilen Finessen, die wir bei Clemens Beutler beobachten können. Er schuf seit 1631 etwa 23 Porträts der einzigartigen Gießener Professorengalerie, die in ihrer Geschlossenheit und Bedeutung mit drei weiteren Professorengalerien bedeutender Universitätsstädte in ganz Europa konkurriert. Er fertigte den Grundstock lebensreicher Bildnisse von streitbaren Theologen, Philosophen, Medizinern und Juristen, die an der Universität wirkten. Das Gemälde wurde in den Wirren des 30-jährigen Krieges gemalt, als die Gießener Universität wieder in Marburg integriert war. Es erinnert an die verstorbenen Kinder, vor allem an die Tochter Anna Ursula.

In der Reihe der bedeutenden Universitätsmaler fahre ich mit Johann Nikolaus Reuling (1697–1780) fort. Durch Ankäufe und Schenkungen wurden in den letzten Jahren 5 Bilder zu dem vorhandenen Gemälde der Festung Gießen von 1772 (Abb. 2) hinzugewonnen. Es ist ein bedeutendes Dokument der Ausbreitung der Stadt an Wieseck und Lahn mit schön gemaltem barockem Himmel und den Burgen Gleiberg und Vetzberg im Hintergrund, die von der Höhe des Dünsberg überragt werden, in den Grenzen der Wälle, die wir heute nur noch als Anlagenring abfahren oder abgehen können.

* Vortrag, gehalten am 4. Februar 2013.



Abb. 1: Baltzer Becker (1603–1645): Epitaph, 1641, Öl auf Leinwand

Reuling lebte mit seiner Familie lange in Gießen. Die künstlerische Begabung setzte sich in seiner Familie fort. Auf dem Bild sieht man markante Baulichkeiten, die außer dem Rathaus noch heute im alten Zentrum der Stadt von einiger Wichtigkeit sind: den Turm der Stadtkirche, das Rathaus mit dem Glockenturmchen, das Alte Schloss mit dem so genannten Heidenturm, das Kollegiengebäude und das Zeughaus.

Die drei Maler des 17. und 18. Jahrhunderts hatten ihre Wirkung im mittelhessischen Raum. Sie waren sowohl in Marburg als auch in Gießen und an den Höfen in Laubach und Lich anerkannt und haben mit ihrer Kunst auf vielfältige Weise das Leben in dieser Stadt bereichert.

Da Gießen als Universitätsstadt seit 1607 der Hofhaltung einer fürstlichen Residenzstadt oder der ausstrahlenden Wirkung eines Bi-

schofssitzes entbehrte, blieb die künstlerische Szene insgesamt klein und war, wenn überhaupt, nur auf die Universität bezogen. Der Kampf Johann Nikolaus Reulings gegen Kollegen, die ebenso wie er die geringen Pfründe der Universität ausschöpfen wollten, wurde vom Oberhessischen Museum durch eine spannende Ausstellung zum Leben und zur Zeit des Johann Nikolaus Reuling erhellt. Einer der wenigen, der, wohl auch weil er Gießen und den Umraum mutig verlassen hat, von internationalem Zuschnitt wurde, ist Johann Georg Will (1715–1808), der in der Obermühle in Bieberal zwischen Wetzlar und Gießen geboren wurde.

Peter Merck schrieb in einem Artikel der Zeitungsbeilage „Heimat im Bild“ im November 1965 unter dem Titel „Vom Müllerssohn zum Graveur du Roi“: „Wenn auch Wille in seinem Herzen stets ein Deutscher blieb, so sollte doch seit seinem 21. Lebensjahr die Kunststadt Paris zu seiner zweiten Heimat werden. Daher ist es verständlich, dass er seine Tagebuchaufzeichnungen und Memoiren in Französisch niederlegte, wie er auch den für französische Zungen schwer zu sprechenden Namen ‚Will‘ dem Sprachempfinden Frankreichs anglich.“ (Anmerkung des Verfassers: durch den Buchstaben „e“). In den Memoiren und in den Briefen, die das Museum von Will besitzt, etwa 180 Zeichnungen und Kupferstiche, die es gesammelt hat, erfahren wir ein dichtes Leben, soziale und historische Einbindungen, die der Künstler gehabt hatte und die sein Leben glanzvoll überstrahlt haben.



Abb. 2: Johann Nikolaus Reuling (1697–1780): Gießen, 1772, Öl auf Leinwand



Abb. 3: J. G. v. Müller (1747–1830): Jean Georges Wille, nach dem Gemälde von J. B. Greuze, 1776, Kupferstich

Am Quai des Augustins an der Seine in Paris besaß er ein Haus mit 16 Zimmern, in dem seine Schüler, aber auch viele bedeutende Gäste leben konnten, die über Paris ihren Weg in die Welt suchten. Befreundet mit französischen und deutschen Künstlern, war er einer der größten Vermittler zwischen französischer und deutscher Kultur. Als Künstler und Kunsthändler, als Zeitzeuge der Revolution, ist er einer der spannendsten Quellen für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Nach einem langen und geistgefüllten Leben starb er im Alter von 92 Jahren in Paris. Er wurde ausgezeichnet von

den Akademien in Paris, Wien, Dresden und von anderen bedeutenden Kunstmetropolen und von Fürstenhöfen.

Der Malerfreund Greuze schuf 1763 ein Porträtgemälde von Will (Abb. 3), das von Müller 1776 gestochen wurde und uns diesen polyglotten Menschen auf das eindringlichste vorstellt. Als Will 1808 in Paris starb, schrieb Ludwig Börne in Gießen seine Dissertation mit dem innovativen Gedanken, dass Frankreich und Deutschland nach Innen zusammenwachsen müssen, weil man sonst Europa nicht schaffen könne. In die Armut der Landschaft zwischen Gießen und Wetzlar geboren, hatte er als Sohn eines reichen Müllers einige Privilegien. Er lernte das Handwerk des Gravierens bei dem Gießener Büchsenmacher Peter Wittemann, nachdem seine Begabung als Zeichner früh aufgefallen war. Schon als Kind zeichnete er mit Kreide auf den Fußboden. Er war

so ungewöhnlich mit seiner Begabung, dass sein Vater ihn mit 10 Jahren zu dem Gladenbacher Maler Kuhn in die Lehre gab.

Nach der Lehre zum Büchsenmacher in Usingen fasste er den Plan, sein Glück in Paris zu suchen. 1736 zog er über Straßburg, wo er den Kupferstecher und künstlerischen Freund Georg Friedrich Schmidt (1712–1775) kennenlernte, nach Paris. Hier schuf er zunächst kleine Bildnisse, Kupferstiche für Odieuvre, der das biographische Werk Europe Illustré I, 1738 herausgab. Berühmt wurde er durch den Kupferstich von Charles Louis August Fouquet de Bel-

le-Isle (Abb. 4). Der Herzog war auch Marschall von Frankreich. Der Kupferstich geht zurück auf ein Gemälde von Hyacinth Rigaud, der den jungen Kupferstecher in Paris förderte und ermutigte.

1743 überantwortete er ihm die Kupfersticharbeit für sein Gemälde. Das Zusammenwirken zwischen großen Malerwerkstätten und ihren Kupferstechern war für die Multiplikation von Gemälden selbstverständlich. Wie sonst hätten Sammler, die die Originale kaum zu sehen bekamen, von dem breiten Spektrum der künstlerischen Entwicklung Kenntnis nehmen sollen, wenn nicht über den Kupferstich. Mit diesem Porträt, das dem Herzog so gut gefiel, dass er den Kupferstecher umgehend zu seinem Schatzmeister schickte, wurde Will berühmt. Der Schatzmeister zahlte dem Künstler 600 Livres aus und zudem noch einmal für 100 Abzüge 300 Livres. Will konnte eine lange Zeit davon leben. Aufgrund solcher Leistungen erhielt er

1755 den Titel des Meisterstechers. Seit dieser Zeit lesen wir unter seinen Kupferstichen *Graveur du Roi*. Im selben Jahr legte er seine Arbeiten der Pariser Kunstakademie als Bewerbung für die Mitgliedschaft vor und wurde als außerordentliches Mitglied in die Akademie berufen.

Den Kontakt nach Deutschland hielt er, wie bereits erwähnt, in allen Jahrzehnten. In seinen Tagebuchblättern schreibt er am 2. Juli 1788:



Abb. 4: Johann Georg Will (1715–1808): C. L. A. Fouquet de Belle-Isle, Herzog, Marschall v. Frankreich, 1743, Kupferstich

„Ich beantworte mehrere Briefe meines Vettters J. G. Will, Wirt in Gießen. Ich habe ihm eine kleine Beschreibung aller Vorfälle bei uns während des letzten 10 Tage, die vor aller Welt passieren und die die Geschichte nicht verfehlen wird, mit Erstaunen zu berichten und in die Schicksale der Stadt Paris einzuschreiben. Als wir an diesem Tage abends mit Herrn Daudet nach der Place de Grève gingen, bemerkten wir, dass das Volk den Bankier Foulon, der einige Tage Generalcontrolleur war, aufge-



Abb. 5: Johann Georg Will (1715–1808): Die Wegbiegung, 1747, Kupferstich

hängt hatte. Sie hatten ihm den Kopf abgeschlagen und zogen seinen Körper durch die Straßen.

Den Kopf hatten sie auf eine Pike gesteckt und marschierten so nach dem Palais Royal. Wir gingen dorthin, aber der Pöpel war schon dort gewesen und hatte den Weg durch die Vorstadt St. Martin genommen, um zu Herrn Berthier de Sauvigny, Intendant von Paris, zu gelangen, der vom Compiègne unter der Eskorte von 800 Menschen zurück gebracht war und dem sie den Kopf seines Schwiegervaters zeigen wollten“.

Die Schrecklichkeiten der Revolution werden festgehalten, nach Deutschland als Nachricht aus der Weltmetropole Paris geschickt und hier dankbar aufgesogen. Umgekehrt waren es viele deutsche Reisende, die ihn in Paris besuchten, neben Fürsten und Aristokraten Künstler und Gelehrte, wie F. A. Tischbein (1750–1812), Gluck (1714–1787), Herder (1744–1803). Will unterhielt in Deutschland mit Merck, Nicolai, Oeser, Hagedorn und ande-

ren Briefkontakt. Mit Wieland und Klopstock tauschte er seine Stiche gegen Bücher. Seine Wertschätzung Goethes wurde durch das Lob der „väterlichen Ermahnung“ in den „Wahlverwandtschaften“ Teil 2, Kapitel 5, erwidert. Hier heißt es: „Im Lebensrausch des geselligen Strudel ...“ trifft sich eine Gesellschaft und stellt berühmte Bilder nach.

„Als drittes hatte man die sogenannte ‚väterliche Ermahnung‘ von Terburg gewählt und wer kennt nicht den herrlichen Kupferstich unseres Wille von diesem Gemälde ...“

Beim Abschluss des Romans 1809 war Johann Georg Will gestorben. Die Französische Revolution hatte seine glanzvolle Karriere nachhaltig beeinträchtigt. Sein Aufstieg in Paris, seine künstlerische Leistung, seine zeitgeschichtliche Position sind überragend und verdienen weiterer Aufarbeitung. Auch heute noch muss er als Brückenbauer zwischen Deutschland und Frankreich angesehen werden.

Mit den Landschaften von Will müsste ein eigenes Kapitel aufgeschlagen werden (Abb. 5). Die Tatsache, dass er ein herausragender Land-



Abb. 6: Hugo von Ritgen (1811–1889): Nordhof der Wartburg, 1855, Aquarell

schaftsmaler war, der seine Schüler in die Natur gebracht hat, zeigt eine Tendenz, die sich in der nachfolgenden Kunst durchsetzen wird: der Mensch des Alltags auf der Suche nach dem Erhabenen in der Natur, so wie wir es später bei Caspar David Friedrich sehen, wie es aber auch bei Wills Schüler Adrian Zingg früh ausgeprägt ist. Zingg wurde für die Dresdener Akademie von Will als Professor vorgeschlagen.

Dieses neue Verhältnis zur Natur, das in der nachrevolutionären Zeit eine andere Unmittelbarkeit sucht, drückt sich auch in dem Bild von Johann Ernst Bieler (1795–1896) aus. Es zeigt eine Gesellschaft am Selzerbrunnen. Die Bieler sind mit ihrer Familie in Gießen verwurzelt. Der Maler hat sich, seine Freunde und Verwandte in diesem Bild dargestellt. Sein Bruder ist mit Napoleon gegen Russland gezogen. Wir besitzen dessen Tagebuchaufzeichnungen. Das neu erwachte Interesse an dem Leben der Alltagsmenschen, an der Landschaft, am Heimatlichen, erkennen wir auch in der Arbeit von Gerhard von Reutern (1794–1865), der mit Emil Ludwig Grimm als Begründer der Willingshau-

sener Malerschule zu gelten hat. Dessen Brüder, Jakob und Wilhelm, die Märchensammler, haben das Volkskundliche wesentlich befördert, das Interesse an dem uns selbst Berührenden, das wir auch in den Denkmälern neu entdecken. Mit Carl Engel zu der Rabenau (1817–1870), Carl Friedrich Trautschold (1815–1877) und Künstlern wie Wilhelm Groos (1824 in Gießen geboren), Hugo von Ritgen (1811–1889) haben wir diejenige Gruppe von künstlerisch Tätigen aus und in unserer Stadt, die sich dem Bürgertum, dem Bauernstand, den Burgen und der Landschaft zuwenden.

Unsere schöne Ansicht vom Schiffenberg von Gerhard von Reutern ist ein frühes Zeugnis jenes Interesses am einfachen und ländlichen Leben, für das speziell der mittelhessische Raum bis hin zu Ernst Eimer und anderen berühmt wurde. In dieser Zeit sah Gießen völlig verändert aus. Die Festung war geschleift. Auf der Arbeit von Wilhelm Groos von 1852 ist die Festung nicht mehr vorhanden. Gießen dehnt sich nach Süden aus hin zu jenen Teilen der Stadt, in der die Universität wächst, in der Ju-



Abb. 7: Carl Engel, gen. zu der Rabenau (1817–1879): Die Londerfer Kirche im Abendlicht, ~1850, Öl auf Leinwand

stus Liebig sein Institut am Seltersberg zu einer weltbekannten Forschungsstätte macht.

Das Interesse an dieser veränderten Welt schließt auch eine neue Deutung des Denkmals als nationalem Symbol ein. Mit dem Messen in den Naturwissenschaften wächst auch das historische Interesse.

So, wie Wilhelm Groos in seiner Ansicht Gießen befreit von der Festung, dem absolutistischen Korsett, zeigt, so ist Hugo von Ritgen in der Betrachtung seiner Burgen und Landschaften ein auf neue Art und Weise der Welt zugewandter Mensch. Mit seinem architektonischen und malerischen Auftrag war er mit seinem Lehrer Georg Moller Wegbereiter eines hessischen Denkmalschutzgesetzes, Wegbereiter auch der Identität aus der Kleinstaaterei hin zu der Vorstellung einer Nation. Seine Wartburgrestaurierung muss verglichen werden mit dem Wiederaufbau des Kölner Domes

oder der Errichtung der Walhalla in Regensburg. Mit seiner Restaurierung bindet er viele Traditionen, die mit der Wartburg verbunden sind, angeregt von Goethe, dem Wartburgfest, von Martin Luther und der Bibelübersetzung bis hin zu jener Anlage, in der die Heilige Elisabeth, die Stammutter des späteren Hessen, willkommen geheißen wurde.

Das Wissen um einen historischen Ort als prägendes Begreifen einer Nation ist von Hugo von Ritgen mit definiert worden. Hugo von Ritgen ist auf dem Alten Friedhof beerdigt. Er hat die Kapelle auf dem Alten Friedhof, die ursprünglich von Ebel zum Hirsch gestaltet worden war, restauriert und den Alten Friedhof zu einer Parklandschaft umgebaut. Seine Ansichten der Burgen von der Saale, der Mosel, vom Main, aus Thüringen und Sachsen, aber auch seine Ansichten alter Schlösser und Burgen in England, Frankreich, Belgien haben



Abb. 8: Ernst Eimer (1881–1960): Die Ernte, um 1914, Öl auf Leinwand

dazu beigetragen, das Wartburgwerk zu vollenden. Dabei sehen wir durch seine Naturdarstellungen von italienischen Landschaften, dass er nicht nur ein geistreicher Forscher des Vergangenen war, sondern dass er in der Landschaft aufgeatmet hat. Das Oberhessische Museum hat den großen Nachlass behütet, restauriert, die teilweise schändlich vernachlässigten Blätter sind alle gerettet, darunter herrliche Ansichten der Wartburg, z.B. den Nordvorhof der Wartburg, ein wundervoll romantisch überhöhtes Aquarell (Abb. 6). Carl Engel, genannt zu der Rabenau (1817–1870), ist im Oberhessischen Museum mit mehreren Bildern, Aquarellen und Druckgrafiken vertreten. Er ist der Maler des bürgerlich biedermeierlichen und bäuerlichen Lebens, das er vor allem in Festen und feierlichen Anlässen dokumentiert hat. Seine Bilder von Hochzeiten, Kirchengängen und Kirchweih-

festen auf dem Dorf wurden deutschlandweit als Nachdrucke vertrieben. Er war von außerordentlicher Popularität. In dem Ölgemälde der Londerfer Kirche im Abendsonnenschein (Abb. 7) und in dem Kinderporträt von 1850 tritt uns gleichzeitig der tiefe Ernst seiner Vorstellungswelt entgegen, denn die von der Sonne geschönte Landschaft mit der Londerfer Kirche, die wohl in das Ende der 1840er Jahre datiert, zeigt die harte Arbeit der Kinder auf dem Lande. So ist auch das Kinderporträt ein nachdenklich stimmendes Bild; vermutlich handelt es sich um das Totenporträt eines jüngst verstorbenen Kindes, möglicherweise aus der Familie Bary Gontard, das er hier festgehalten hat.

Carl Engel war neben der eindringlichen Darstellung des bäuerlichen Lebens vor allem aber der Maler des reichen Bürgertums von Frankfurt. Mit Johann Baptist Scholl war er ei-

ner der großen populären Künstler unserer Gegend. Scholl ist auf dem Alten Friedhof mit einigen Grabmälern vertreten.

Das ambivalente Wandern zwischen der Ernsthaftigkeit des volkstümlichen Lebens und der bürgerlichen Repräsentation war auch ein Balanceakt für Ernst Eimer (1881–1960), der in Groß-Eichen geboren wurde und in Backnang bei Stuttgart starb. Auch von ihm besitzt das Museum eine Fülle von Grafiken und Ölgemälden, wobei in der Auswahl für den Vortrag neben der sehr schönen Radierung „Volkslied“, zwei Ölbilder eine Rolle spielen sollen. Einmal das „Lazarettbild“ von 1914 und, etwas später, die vorzügliche Arbeit „Ernte“ (Abb. 8). In beiden wendet sich der Künstler den schwierigen und harten Lebensbedingungen zu. Der Erste Weltkrieg wird von ihm in seiner Bedrohung und tödlichen Dimension erkannt. Nicht Heldisches spielt in dem Lazarettbild eine Rolle, sondern der schutzbedürftige Mensch. In dem Bild „Ernte“ sehen wir seine Schwester und seine Eltern abgearbeitet, im Baumschatten sitzend, bei der Kornernte. Der mosaizistische, an Wilhelm Trübner geschulte, Malduktus dieses bedeutenden hessischen Malers zeigt, dass Ernst Eimer, wie alle vorgestellten Künstler, natürlich auch technisch auf der Höhe der Zeit war.

In der Nachbetrachtung wird vieles verklärt. Man sieht selten, auf welcher spannungsgeladenen Höhe diese Künstler in ihrer Wirklichkeit gelebt haben. So ist es auch mit den Arbeiten von Hellmuth Mueller-Leutert (1892–1973), der seine Ausbildung in Frankfurt aufgenommen hat. Er war mit Theo Garve, einem Meisterschüler von Max Beckmann, befreundet. Seine ersten Arbeiten gehören ganz in den Stil der neuen Sachlichkeit. Die Gießenansicht von der Liebhöhe ist innerhalb dieser künstlerischen Strömung typisch. Neben diesen Anregungen hat er in München eine andere Ausbildung gesucht, und zwar bei Hans Hofmann (1880–1966), einem der wichtigsten Impulsgeber des abstrakten Expressionismus. Hofmann beeinflusste zahlreiche Talente, wie Jackson Pollock, Robert Motherwell oder Barnett Newman. Der in Weissenburg in Bayern geborene deutsche Künstler ist bei uns nahezu unbe-

kannt. Er starb nach seiner Emigration in New York. Dabei hat er in seiner Heimat Deutschland als Lehrer zu Beginn des 20. Jahrhunderts durchaus erfolgreich gearbeitet. Seine grandiose Karriere als Lehrer und Künstler feierte er jedoch erst von der Mitte der 40er Jahre an in den Vereinigten Staaten. Von Hofmann hat Hellmuth Mueller-Leutert den abstrakten Impuls. Von Mueller-Leutert ist uns das Porträt von Lotte Bingmann-Dröse erhalten, die 1963 in Gießen verstarb. Die 1902 in Kerthaus geborene Malerin ist die wohl eindrucksvollste Künstlerin, die in Gießen gewirkt hat. Auch hier ist das Museum glücklich, im Besitz etlicher vorzüglicher Arbeiten zu sein.

Mit Künstlern wie Ernst Eimer, Hellmuth Mueller-Leutert und Lotte Bingmann-Dröse verlassen wir gänzlich jenen Akzent der hessischen Malerei im 19. Jh. hin in das 20. Jahrhundert, der von Gerhard von Reuter und seinen Nachfolgern gesetzt wurde.

Carl Ludwig Noah Bantzer (1857–1941), Richard Hoelscher (1867–1943) oder Fritz Klingelhöfer (1832–1903) leben mit ihren Blicken auf Marburg oder den Darstellungen des bürgerlichen Lebens noch ganz in den Traditionen des Naturalismus und eines Realismus, der wohl auch die Wahrheit, Wirklichkeit und das Gesamte des Lebens schildert, so wie es Emile Zola als ein Kriterium für Kunst fordert. Die Hinwendung in ein erweitertes Ahnungsvermögen der Dinge zwischen den Dingen, der abstrakte Impuls, bleibt ihnen fremd.

Von überragender internationaler Bedeutung ist der 1901 in Gießen geborene und 1970 in den Niederlanden verstorbene Hein Heckroth. Das Oberhessische Museum besitzt eine bemerkenswert große Sammlung unterschiedlicher Arbeiten. Hein Heckroth hat für den Film „Die roten Schuhe“ bzw. für die Ausstattung zu diesem Tanzfilm den Oscar verliehen bekommen. Dies alleine ist schon eine bedeutende Sache gewesen, die Hein Heckroth über viele seiner Kolleginnen und Kollegen stellt. Er ist vor allem der Ausstatter der Bühnen. Wie sehr ihn dies interessiert, geht aus allen Publikationen hervor, die sich mit Hein Heckroth beschäftigen. Ada Heckroth war Jüdin. Genötigt, über unterschiedliche Wege Deutschland zu



Abb. 9: Hein Heckroth (1901–1970): Die Ostanlage, 1924, Öl auf Leinwand

verlassen, trifft das Ehepaar sich in der Nähe von London wieder, um dort mit der Ballett-Truppe von Kurt Jooss ein völlig neues Leben zu begründen und anzufangen. Schon in seiner Essener Zeit hat sich Heckroth für das Bühnenbild entschieden. Er hat die Tanzszene und die Entwicklung des Tanzes um Mary Wigman studiert und gekannt. Aufgestiegen über dem expressionistischen Duktus (Abb. 9) seiner Malerei und seiner Radierungen findet er später, angeregt durch die internationale Malerei des Informel, zu der surrealabstrakten Ausdrucksstärke seiner Figuren und Figurinen. Nach Hein Heckroth benennt die Universitätsstadt Gießen einen Bühnenbildpreis, der zu den bedeutenden Theaterpreisen in Deutschland gehört und der herausragende Träger besitzt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte er sich in Frankfurt am Main niedergelassen, wo er als Bühnenbildner an den dortigen städtischen Bühnen tätig war. In dieser Zeit war er eng mit

Bernard Schultze befreundet, der ihm für die informelle abstrakte Impulsgebung der Malerei sehr viele Anregungen schenkte. Dennoch kann man kaum sagen, dass Hein Heckroth etwa in die Gruppe der deutschen informellen Maler gehört, dazu bleibt sein Werk zu sehr im Fantastischen und Surrealen. Das Figürliche will er nicht ablegen.

Besonders tragisch ist das Schicksal von Heinrich Will (geboren 1885 in Treis bei Gießen, gestorben 1943 in Preungesheim). Der Bauernjunge, der als Soldat im Ersten Weltkrieg schwer verwundet wurde und eine große künstlerische Begabung hatte, darf an unterschiedlichen Akademien und zum Schluss in Wien Malerei studieren. Von dort unternimmt er Ausflüge nach Ungarn. In Wien lernt er seine geliebte Frau kennen. Politisch unbedarft folgt er dem Trend der Zeit, ist Mitglied in der NSDAP und begreift die Widerlichkeiten des Systems erst, als der Rassekonflikt auftaucht

und seine Frau, Jüdin aus dem Wiener Großbürgertum, diffamiert wird. Er soll seine Frau verlassen und tut dies ebenso wenig wie Hein Heckroth dies tat. Er bleibt in Gießen, das ihm sein Brot durch Porträts und Landschaftsmalerei gibt, eingebunden in die kleinbürgerliche und bürgerliche Welt Gießens. Als er in einem Freundeskreis BBC hört, wird die ganz Gruppe verraten. Heinrich Will und seine Frau werden verhaftet. Er wird am 20. Februar 1943 in Preungesheim wegen landesverräterischer Feindbegünstigung und Rundfunkverbrechens zum Tode und zum dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt und hingerichtet. Er stirbt durch das Fallbeil in der Strafanstalt Preungesheim bei Frankfurt.

Nachdem Heinrich Will 1930 die jüdische Industriellentochter Elisabeth Henriette Klein aus Wien in der Wiener Evangelischen Kirche geheiratet hat, zieht das Ehepaar in die Friedrichstraße 8. Heinrich Will richtet sich sein Atelier in der Goetheschule ein. Dort hat er unter dem Dach zur Nordseite hin ein Zimmer. 1933 am 1. April tritt Will dem „Kampfbund für Deutsche Kultur“ bei. Er lebt von seinen gekonnten Porträts. Seit 1936 ist er als „Versippter“ nach dem „Ariergesetz“ ein Verfeimter. Der Ausschluss aus der Reichskammer der bildenden Künste erfolgte noch vor Mai 1936. Die Isolierung und Abhängigkeit in der provinziellen Enge machen den Wills das Leben schwer. Finanziell werden sie von den Eltern seiner Frau Elisabeth unterstützt. Die Situation spitzt sich dramatisch zu, öffentliche Ausstellungen sind nicht mehr möglich. Von Elisabeth Will wird eine Scheinscheidung erwogen. Als aber von der Reichskammer ein rechtskräftiges Scheidungsurteil verlangt wurde, geht das Ehepaar Will von der Idee der Scheinscheidung ab. In seinen Neujahrskarten seit dieser Zeit wird deutlich, wie sehr der nationalsozialistische Wahnsinn Heinrich Will die Augen geöffnet hat.

Der Bruch in seinem Leben durch die Treue zu seiner Frau, was nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, ist gewaltig. Heinrich Will war völlig eingebunden in die so genannte heimische Kunst. Die Hinwendung auf das Heimatliche war ähnlich wie bei Ernst Eimer. Sie sind beide, Heinrich Will und Ernst Eimer, an

der erschütternden Wirklichkeit der Armut der Bauern interessiert. Beider Kunst ist völlig, im Unterschied zu der von Mueller-Leutert, der Erscheinungswelt zugewandt. Wir sehen Gießen, den Gießener Markt, die Burg Greifenstein und natürlich die Städte der Umgebung wie Wetzlar, Lich, Blumensträuße und Ähnliches.

Mit dem Heroenkult, dem sentimentalsten Kitsch, dem Traum von der deutschen Größe, wie die nationalsozialistische Malerei sie ausbreitet, hat die Malerei von Heinrich Will nicht das Geringste zu tun. Dennoch nimmt sie keine ideologische Gegenposition ein, wie z.B. die Kunst von Hein Heckroth. Bei Hein Heckroth merkt man eindringlich, dass er aus dem Expressionismus kommt.

Walter Kröll (1911–1976), in Gießen geboren und gestorben, war an seiner Vaterstadt höchst engagiert. Wie Baltzer Becker oder Johann Nikolaus Reuling war auch er Universitätsmaler. Als Universitätszeichenlehrer hatte er sein Atelier in der Bismarckstraße, Ecke Ludwigstraße. Er hat viele junge Menschen, die aus den unterschiedlichen Instituten zu ihm kamen, in den künstlerischen Techniken weitergebildet und ihnen das Fundament gegeben, um den Anforderung für das Studium auch mit diesem Talent zu genügen. Er setzte sich für die in der Nachkriegszeit erhaltenen Reste alter Architekturen ein, kämpfte aber häufig einen vergeblichen Kampf. Das Kloster Arnsburg und der nahe Limes waren ihm eine Anregung für besondere Aufmerksamkeit. Weit über Gießens Grenzen hinaus war er als Radierer und Zeichner bekannt. Er hatte Galerien, die seine Kunst vertrieben und zu den Menschen gebracht haben, hatte großartige Ausstellungen und auch er lebte von gefälligen Landschaften und Porträts neben seinen fantastischen und realistischen Radierungen. Er schuf Wandmalereien, lebte von Restaurierungen. Er hat die Gießener Kunstgeschichte so sehr geschätzt und geachtet, dass er in einer frühen Festschrift zum Stadtjubiläum einen großartigen Aufsatz über die Kunst und das künstlerische Leben in Gießen geschrieben hat, wo er die ganzen Beschwernisse für die Kunst in einer großen Kleinstadt mit einer Universität geschildert hat. Die respektvolle Art



Abb. 10: Benno Walldorf (1928–1985): Meine theoretische Erfindung der Windkunst (wind art), am 28. 8. 1971, Öl auf Leinwand

und Weise, wie er den Kosmos der künstlerisch Tätigen aus Gießen, in Gießen und um Gießen geschildert hat, verdient hohen Respekt. Benno Walldorf (1928–1985) hat weit über seine Vaterstadt hinaus Ruhm gewonnen. Er ist sehr früh aus Gießen weggegangen. Er erhielt große Wandbildaufträge in Gießen, an der Universität in Konstanz, in Frankfurt am Technischen Rathaus und an anderen Orten. Berühmt und gerühmt wurde er auch als Jazzmusiker und als Fotograf der Jazzszene und des brodelnden Lebens im aufbauwütigen Frankfurt der 50er und 60er Jahre. Seine Malerei gehört zu dem so genannten „Magischen Realismus“ einer eindringlichen Kombination von Surrealismus und naiver Malerei, wie wir sie auch bei Chirico sehen. Diese von Chirico mitgegründete Stilrichtung findet bei Walldorf ei-

ne Steigerung und Fortführung. Die unwahrscheinliche Synthese zwischen Naivität und einem intellektuellen konkreten malerischen System ist bei ihm einzigartig. Die Dinge gewinnen ihr Eigenleben. Diese Veränderung des Realen, in dem er den funktionalen Wirklichkeitsbezug wegfiltert, bedeutet nicht ein Weg in die Abstraktion, sondern ein Herausstreichen des tieferen Sinngehaltes. Man kann bei Walldorf von realen Ideen sprechen, aber das ist ja in aller Kunst so. Aus diesen realen Ideen, zu der sich der einzelne Gegenstand gereinigt hat, wächst ein neues Bedeutungsgefüge, eine magische Welt, sein magischer Realismus. Benno Walldorf ist Autodidakt. 1957 zog er nach Frankfurt am Main, wo er die Benno-Walldorf-Blues-Combo gründete. 1962 übersiedelte er nach Bad Homburg. In seinen zahlreichen Aus-

stellungen und durch seine großen populären Wandaufträge hat er die Menschen mit seiner Kunst beglückt.

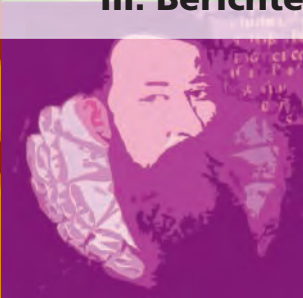
Vielleicht kommt das Erheiternde und Schöne seiner Bilder daher, weil es in seinen Arbeiten keine Menschen gibt (Abb. 10). Seine Stühle werden nicht besetzt, seine Häuser nicht bewohnt, aus seinen Schornsteinen steigt kein Rauch auf. Fritz Usinger (1895–1982), Bühnen-Preisträger nach dem Zweiten Weltkrieg, bedeutender Essayist und Dichter, formulierte einmal so:

„Benno Walldorf malt Stühle für Stühle“. In einer Welt, in der alles betatscht, benutzt, gekauft, verbogen, vermessen, vermailt und vernetzt wird, ist die stille Ruhe der Gegenstände von Benno Walldorf von einem bedeutenden illusionistischem Zauber, aus dem uns eine heitere Kraft entgegen leuchtet.

Walldorf ist der letzte der so genannten Illusionisten in meinem Vortrag, der der Vorspiegelung, dem Schein und der Täuschung auf eine humorvolle Art und Weise nachkommt, damit wir unsere Sinneseindrücke überprüfen und vor falschen Deutungen behütet bleiben. Auch das aufklärerische Anliegen der Kunst berechtigt uns von Illusionisten zu sprechen. Diese wahrhaftige Wirklichkeit, die wir nicht als Scheinwirklichkeit bezeichnen wollen, die Gestaltung im Kunstwerk, ist der grandiose Entwurf einer Anderswelt, eines Seinzusammenhangs, der viel tiefere Schichten freilegt als die, die wir mit Realismus bezeichnen. Die Kunst schenkt uns die Berechtigung zu behaupten, dass die Außenwelt nur der Schein sei und dass das Träumen der Künstler die eigentlich gesteigerte Perspektive, der Sinnträger des Lebens ist.



III. Berichte aus geförderten Projekten





Anna Oeste

Der Winkelmann-Cup zu Gast in Gießen

Vom 8. bis 10. Juni 2012 fand in Gießen der Winckelmann-Cup statt. Namensgeber ist Johann Joachim Winckelmann (1717–1768), der heute als Begründer der klassischen Archäologie gilt. Hinter dem Namen „Winckelmann-Cup“ verbirgt sich das internationale Fußballturnier der Altertumswissenschaften, das Anfang der 1990er Jahre zum ersten Mal in Bonn ausgetragen wurde und seitdem jährlich wechselnd in einer anderen Stadt stattfindet. Im vergangenen Jahr wurde es nun in Gießen und dem dort ansässigen Institut für Altertumswissenschaften der JLU zuteil, den Cup auszurichten. Der Kern des Organisationsteams, bestehend aus Thore Freihube, Christina Hanzen, Sandra Hemmersbach, Anna Oeste, Laura Schlichterle und Thomas Wollmann, sah sich vor die Aufgabe gestellt, 48 Mannschaften und deren Fans, insgesamt ca. 700 Studenten und Studentinnen aus acht europäischen Ländern, ein ganzes Wochenende lang zu beherbergen. Das Organisationsteam war bei solchen Zahlen selbstverständlich auf mannigfaltige Hilfe angewiesen. Zuerst musste ein Fußballverein gefunden werden, der seine Fußballplätze und das Vereinsheim zur Verfügung stellen würde. Diesen Verein fand man im benachbarten Kleinlinden. Der Vorstand des TSV Klein-Linden sagte dem Organisationsteam zu, obwohl man anfänglich skeptisch war, ob ein Fußballturnier von solch einer Größe friedlich verlaufen könne. Zudem hatte man nicht ganz unbegründet Angst um den Rasen, der in der Sommerpause für die kommende Saison geschont werden sollte. Somit konnte die Sportanlage des TSV genutzt werden, die aber noch um ein großes Festzelt erweitert werden musste, das in Eigenleistung des Instituts aufgebaut wurde. Um dem Vorhaben der Ausrichtung des Winckelmann-Cups weiteres Gewicht zu verleihen, bemühte sich das Organisationsteam erfolgreich

darum, den Universitätspräsidenten, Herrn Prof. Dr. Mukherjee, als Schirmherrn zu gewinnen. Ein weiterer wichtiger Faktor bei einem Turnier von solch einer Größenordnung ist natürlich die finanzielle. Hier gilt der Gießener Hochschulgesellschaft der größte Dank, da sie neben der Sparkasse Gießen als der Hauptsponsor des Winckelmann-Cups agierte. Darüber hinaus war das Organisationsteam aber auch auf die tatkräftige Hilfe der Institutsmitglieder der Altertumswissenschaften angewiesen. Ein Helferteam bereitete Samstag- und Sonntagmorgen in aller Frühe das Frühstücksbüfett für die Teilnehmer im Vereinsheim vor und sorgte für frischen Kaffee, so dass die Spieler gestärkt ins Turnier gehen konnten. Zahllose Helfer waren auch während der Spiele unterwegs, um einen optimalen Spielablauf bei insgesamt 145 Spielen zu gewährleisten. Schließlich musste am späten Abend das Festzelt aufgeräumt und für den nächsten Tag hergerichtet werden. Überhaupt konnte das Organisationsteam sich während der ganzen Zeit der Vorbereitungen für den Winckelmann-Cup stets auf die Unterstützung aus dem Institut nicht nur auf studentischer Ebene, sondern auch vonseiten der Dozenten verlassen.

Als das Juniwochenende nun vor der Tür stand, reisten die Mannschaften teils bereits am Donnerstag an und schlugen ihre Zelte auf einer dem Vereinsgelände benachbarten Wiese auf, wie es Tradition bei diesem Turnier ist. Die Mannschaft aus Münster kam als erste Mannschaft vollständig an und erhielt dafür den „lapis impetus“, einen der vielen Pokale, die nicht nur für die sportliche Leistung, sondern auch für besondere Leistungen neben dem Platz vergeben werden. Am Freitagnachmittag wurde das Turnier schließlich offiziell mit einer Feier im Festzelt eröffnet. Neben den Reden seitens des Organisationsteams, der Universitätsleitung



Abb. 1: Gemeinsames Gruppenfoto nach dem Eröffnungsspiel der Gorgo Gießen gegen das All-Stars-Team der Dozenten der Altertumswissenschaften. (Foto: Helge Baumann)

und der Stadt gab es einen festlichen Eröffnungsakt unter Mitgestaltung des Chores des Instituts für Altertumswissenschaften. Dabei wurde Aeneas symbolisch auf die Reise von Troja nach Rom geschickt, um den Fußball in der Welt bekannt zu machen und um schließlich feierlich einen neuen Pokal zu stiften. Die Idee dazu kam von Annabelle Brehme und Christine Netzler, der Leiterin des Chores. Der Höhepunkt des Abends sollte jedoch das Eröffnungsspiel werden. Da der Vorjahressieger, die Cardiff Dragons, leider nicht anreisen konnte, musste ein Ersatz gefunden werden, der im Eröffnungsspiel gegen den Ausrichter antrat. Hierfür erklärten sich die Dozenten der Altertumswissenschaften und einige ehemalige Spieler der Institutsmannschaft bereit. Damit trat die Gorgo Gießen, so der Name der Mannschaft des Instituts für Altertumswissenschaften, in Grün gegen das All-Stars-Team in Weiß an (Abb. 1). Am Ende stand ein deutlicher, aber fairer 5:1-Sieg der Gorgo Gießen. Die Mannschaften waren mit Freude am Ball, so dass auch nach dem Schlusspfiff noch weiter gekickt wurde. Der Abend klang schließlich im Festzelt aus.

Das erste Gruppenspiel am Samstagmorgen bestritt die Gorgo Gießen. Das Institut für Altertumswissenschaften blickt auf eine lange Fußballtradition zurück. Schon seit über zehn Jahren wurde regelmäßig an Fußballturnieren teilgenommen, bisher blieb jedoch ein großer Erfolg aus. Seit 2010 und dem damals in Freiburg stattfindenden Winckelmann-Cup spielt die Mannschaft neu formiert und seither trainiert von René Sack, selbst ein Student der Altertumswissenschaften in Gießen, unter dem Namen „Gorgo Gießen“. Beim Winckelmann-Cup 2011 in Berlin konnte man schon den vierten Platz für sich verbuchen. Entsprechend groß waren die Erwartungen an die Mannschaft in diesem Jahr vor heimischem Publikum, das sich extra mit Fanschals und -shirts ausgestattet hatte. Die Gorgo Gießen schafft es eine Brücke zwischen jüngeren und älteren Studierenden zu schlagen, stiftet damit auch außerhalb des Sportplatzes Identität unter den Studierenden und sorgt für einen semesterübergreifenden Zusammenhalt im Institut, der

in Zeiten der Modularisierung oft schwer zu erreichen ist.

Die Gruppenphase, die am Samstag bei strahlendem Sonnenschein ausgetragen wurde, überstand die Gorgo Gießen ohne Niederlage und Gegentor, wobei sie auch einen 3:0-Sieg gegen die Oxford Bierbarians erlangen konnte. Der Zwischenerfolg konnte am Abend im Festzelt gefeiert werden, wo sich die Mannschaften nicht nur zum Feiern trafen, sondern auch gemeinsam das erste EM-Spiel der deutschen Nationalelf sahen.

Das Achtelfinale gegen den Deventer FC und das Viertelfinale gegen Furia Moravica Brno am Sonntagvormittag konnte die Gorgo Gießen ohne Gegentor für sich entscheiden. Im Halbfinale kam es dann zum Lokalderby zwischen der Gorgo Gießen und der Schwarzen Pumpe Marburg. Aus einem packenden Elfmeterkrimi ging die Gorgo Gießen ein weiteres Mal ohne Gegentor dank ihres Torhüters Janis Diel als Sieger hervor. Das Institut für Altertumswissenschaften stand somit mit seiner Mannschaft erstmals kurz vor der Sensation, nicht nur Ausrichter, sondern auch Gewinner des Winckelmann-Cups zu werden. Einzig das Finale gegen die Festung Tübingen trennte sie noch von diesem Erfolg. Zahlreiche Mitglieder des Instituts waren am Spielfeldrand als lautstarke Fangemeinde anwesend, als das Finale angepfiffen wurde. Das Spiel war hart umkämpft und ausgeglichen, bis schließlich Michael Klauer auf Seiten der Gorgo Gießen gefoult wurde und es Elfmeter gab. Dennis Lang verwandelte sicher ins linke untere Eck zum 1:0. Dies sollte das einzige Tor im Finale bleiben und bescherte dem Institut somit seinen doppelten Triumph. Nach dem Finalspiel fand die Siegerehrung im großen Festzelt statt. Dort wurde die Gorgo Gießen von verhaltenem Jubel empfangen, da man das Turnier durch einen Elfmeter entschieden hatte. Doch schon bald griff die gute Stimmung der Mannschaft auf das ganze Festzelt über und man feierte gemeinsam ein gelungenes Wochenende. Weitere Pokale wurden vergeben u.a. für den besten Torschützen (Robert von den Berliner Karpeiken mit 11 Toren), für die Mannschaft mit den wenigsten angereisten Spielern (Basilisci Basilienses aus Basel) und für das prächtigste Zeltlager (gemein-



Abb. 2: Der Kapitän der Gorgo Gießen, René Sack, und sein Mannschaftskollege Patrick Libudzig mit dem soeben gewonnenen Pokal des Winkelmann-Cups.

(Foto: Helge Baumann)

schaftlich an die Niederländischen Mannschaften Deventer FC, Flying Dutchmen Leiden und Diachron Amsterdam).

Für das Institut für Altertumswissenschaften war der Winkelmann-Cup damit in mehrererlei Hinsicht sehr erfolgreich. Die sportliche Leistung der Mannschaft wurde durch den Winkelmann-Cup-Pokal gekrönt (Abb. 2), während die Organisatoren den so genannten ROB-Cup für das erfolgreiche Überstehen der Ausrichtung erhielt. Das Wochenende war eine rundherum gelungene Veranstaltung, bei der nicht nur Fußball gespielt wurde, sondern auch die Universität Gießen in Deutschland und Europa durch die erfolgreiche Durchführung des Winkelmann-Cups präsentiert werden konnte. Neben den Fußballspielen kam es immer wieder zu Begegnungen außerhalb des Platzes, bei denen Erfahrungen ausgetauscht und Kontakte geknüpft sowie gepflegt werden konnten. Und so wird man nun auch im 1.500 Kilometer entfernten Cluj, aus dem die Legio I Transylvanica angereist war, etwas mit dem Standort Gießen anfangen können. Das Organisationsteam steht zudem mit den altertumswissenschaftlichen Einrichtungen in München in Kontakt, da diesen die Nebra-Scheibe verliehen wurde – der Pokal für den nächsten Ausrichter.

Kontakt:

Anna Oeste
 Institut für Altertumswissenschaften
 Klassische Philologie
 Justus-Liebig-Universität
 Otto-Behaghel-Straße 10G
 35394 Gießen
 Anna.Oeste@klassphil.uni-giessen.de



Heiner Goebbels

„Better than Disneyland“

Die Förderung von künstlerischen Projekten von Studierenden der Angewandten Theaterwissenschaft an der Justus-Liebig-Universität durch die Gießener Hochschulgesellschaft 2012

Der Gießener Georg-Büchner-Saal hat sich in eine Spielfläche verwandelt. Auf einem etwa fünf mal fünf Meter großen Quadrat in der Mitte des Raumes wurde schubkarrenweise Erde verteilt und so arrangiert, dass der Saalboden nur noch dort sichtbar ist, wo ein geschwungener Pfad sich durch dieses Quadrat windet. Ein Parcour, zweifellos, den die fünf Akteurinnen und Akteure der Künstlergruppe „77 Stolen Fish“ im Rahmen ihrer einstündigen Performance „Heavy Composition in White“ – The Game zu absolvieren haben. Dabei geht es auch um die Einhaltung spezieller Spielregeln: Niemals mit einem Fuß den Boden berühren – alle anderen Körperteile sind erlaubt! Immer in unmittelbarem Körperkontakt mit dem anderen bleiben! Sich nur mit verbundenen Augen bewegen! Wenn ein bestimmtes Signal erklingt, fehlerfrei einen Abzählreim aufsagen! Werden sie es schaffen, innerhalb der 60 Minuten ihr Ziel zu erreichen? Das Publikum ist uneins – und das ist gut so. Kurzerhand wird es in zwei Hälften geteilt, und nimmt auf Tribünen je rechts und links vom Spielfeld Platz. Auch sie sind nun Mitspieler; die einen müssen – durch Anfeuerungen, Richtungsanweisungen, Hilfestellungen – den Akteuren helfen, ihr Ziel zu erreichen; die anderen sabotieren das Vorhaben mit allen Mitteln. Doch etwas stimmt nicht: Nie sind die Regeln, nach denen sich die Akteure zu richten scheinen, ganz klar. Nie ist eindeutig, was den Zuschauern erlaubt ist – und ab wann sie mogeln. Was zunächst daherkommt wie ein amüsantes Gesellschaftsspiel, entpuppt sich schon bald als lustvolle Dekonstruktion eines spielerischen Arrangements, bei dem das Publi-

kum unweigerlich dazu angeregt wird, selbst zu reflektieren und zu entscheiden, welchen Regeln es sich unterwerfen will und welchen nicht.

„Heavy Composition in White“ ist nur eine von insgesamt 17 künstlerischen Positionen, die das Diskursfestival for Young Performing Arts 2012 nach Gießen geladen hat. Die Mitglieder von „77 Stolen Fish“ stammen aus Chile, Brasilien, Italien, den Niederlanden und den USA und repräsentieren damit bereits fünf der acht Gastländer, aus denen Künstlerinnen und Künstler im letzten Jahr an die Lahn eingeladen wurden. Better than Disneyland war das augenzwinkernde Motto dieser Ausgabe des Diskursfestivals; und das war nicht zu viel versprochen. Das vierköpfige Leitungsteam – Nora Borodziej, Elisabeth Krefta, Christoph Bovermann und Jost von Harleßem, allesamt Studierende der Gießener Angewandten Theaterwissenschaft – konnten ihr Programm aus 150 Bewerbungen aus aller Welt zusammenstellen, und die Auswahl ist geglückt, wie nicht zuletzt Zuschauerreaktionen und Presseecho zeigen. Neben den vier OrganisatorInnen ist zwischen Sommer und Herbst fast alljährlich immer ein Großteil der Studierenden des Instituts unterwegs – auf den Beinen, den Leitern, an den Lenkrädern, hinter den Schreibtischen, an den Herdplatten – um ein traditionsreiches Festival dieser Größenordnung von Neuem möglich zu machen und als wahrnehmbaren Faktor in Gießens Kulturlandschaft immer wieder zu etablieren. Doch trotz dieses immensen ehrenamtlichen Einsatzes versteht es sich von selbst, wie wichtig auch die finanzielle Grundsicherung dieses deutschland-, vielleicht europaweit einmaligen, fast dreißig Jahre alten Festivals ist. Die Förderung durch die Gießener Hochschulgesellschaft stellt hierbei einen wichtigen Anteil dar und ermöglicht genau dies: dass Studie-



Abb. 1: Recha la Dous und Bernhard Reif: „Ephemeres – Vom Verschwinden der Dinge“.
(Foto: Jörg Baumann)

rende der JLU ihre konzeptuellen, künstlerischen und organisatorischen Talente entfalten können, um ein überregional wahrnehmbares Stück Studierendenkultur erfolgreich in die Gießener Stadtöffentlichkeit einzubringen. Sei es mit dem Diskursfestival oder der jährlichen, 2012 ebenfalls wieder von der GHG geförderten Werkschau unserer Studierenden, der so genannten „Theatermaschine“: Performan- cekunst made at JLU ist eine große Bereicherung für das Kulturleben der mittelhessischen

Stadt. Hier sammeln und erproben die Studierenden ihre ersten künstlerischen und kuratorischen Erfahrungen, die sie dann nach Abschluss ihres Studiums professionell in ihre Arbeit im Kultursektor einbringen können. Die GHG leistet für diesen unsere curriculäre Ausbildung ergänzenden und unersetzlichen Bereich studentischer Selbstorganisation und Stadtkultur eine nicht zu unterschätzende finanzielle Schützenhilfe.

Doch unterstützt die GHG darüber hinaus auch immer wieder zahlreiche künstlerische Einzelprojekte der Studierenden der Angewandten Theaterwissenschaft. Dies betrifft vor allem, aber nicht nur, szenische Abschlussarbeiten im Rahmen unseres Masterprogramms. Seit einigen Jahren ist es möglich, das Studium, statt mit einer wissenschaftlichen Thesis, mit einer selbst produzierten künstlerischen Arbeit zu absolvieren. Diese Möglichkeit wird von vielen unserer Studierenden genutzt, die dann z. B. im

Rahmen der Hessischen Theaterakademie an einem unserer Partnertheater wie dem Künstlerhaus Mousonturm in Frankfurt oder dem Stadttheater Gießen ihr jeweiliges Projekt einem Theaterpublikum präsentieren können. Die Organisation der Kontakte zu einem Theater gehört dabei ebenso zur organisatorischen Eigenleistung der Studierenden wie die Akquise von Geldern, um ihr Projekt finanzieren zu können. Auch hier ist also die GHG ein wichtiger Ansprechpartner und Förderer. Besonders



Abb. 2: „Der souveräne Mensch“ von Arnita Jaunsubrena, Lea Schneidermann und Kim Willems, Aufführung am 8. 12. 2012 im Frankfurt LAB. (Foto: Jörg Baumann)

zwei Arbeiten von MA-Studierenden der Angewandten Theaterwissenschaft, die die GHG im Jahr 2012 gefördert hat, sind in diesem Zusammenhang zu erwähnen. Beide lassen sich dem Genre des Musiktheaters zuordnen. So hatte am 6. Februar 2012 die Arbeit „Ephemeres – Vom Verschwinden der Dinge“ am Frankfurt LAB Premiere. Weitere Aufführungen, z. B. im Rahmen des zehnjährigen Jubiläums der Hessischen Theaterakademie sowie am Freiburger Theater tempus fugit, einem weiteren Kooperationspartner des Projektes, folgten und folgen. In „Ephemeres“ nehmen die ATW-Studierenden Recha la Dous und Bernhard Greif dokumentarische Tonbandaufnahmen einer älteren Frau als Grundlage für eine Performance, in der mit diesem Text und seiner Musikalisierung sowie mit Zeichnungen auf Papierblättern und dem Einsatz von Windmaschinen virtuose Bildmomente erschaffen werden, die sich mit der immer wieder thematisierten Frage der ei-

genen Vergänglichkeit und der Unsicherheit der Erinnerung auseinandersetzen (Abb. 1).

Ebenfalls von der GHG gefördert wird das Szenische Konzert „P-Server“ von Anna Schewelew und Fabian Offert, eine Abschlussarbeit, die als Kooperation des Instituts für Angewandte Theaterwissenschaft mit IRCAM, dem Institut de Recherche et Coordination Acoustique/Musique am Centre Pompidou in Paris, erarbeitet wird. Das Künstlerpaar untersucht in der Arbeit, die im Sommer 2013 im Pariser Bouffes Du Nord Premiere haben wird, die szenischen Möglichkeiten elektroakustischer Musik gemeinsam mit dem französischen Komponisten Laurent Durupt.

Als sehr erfolgreich darf auch die Arbeit „Der souveräne Mensch“ der ATW-Studierenden Arnita Jaunsubrena, Lea Schneidermann und Kim Willems betrachtet werden. Die Performance ist aus einem Szenischen Projekt unter der Leitung von Gastprofessor Georg Seeßlen hervor-

gegangen und setzt sich spielerisch mit der Darstellung von Souveränität auseinander. „Der souveräne Mensch“ wird das Institut für Angewandte Theaterwissenschaft auf dem diesjährigen Körber Studio Junge Regie, dem Wettbewerb deutschsprachiger Regieschulen, am Thalia Theater Hamburg repräsentieren (Abb. 2).

Neben Diskurs, Theatermaschine und den beschriebenen Projekten hat die GHG noch neun weitere künstlerische Arbeiten unserer Studierenden ergänzend gefördert, die alle aufzuzählen hier den Rahmen sprengen würde. Diese studentischen Arbeiten nehmen einen hohen Stellenwert in der Heranbildung junger KünstlerInnen in Gießen ein und tragen zur Vielfalt der künstlerischen Forschung an der Justus-Liebig-Universität bei. Oft wurden nur vergleichsweise geringe Summen beantragt und bewilligt – Summen, die aber oft eine wichtige Ergänzung sind und dabei helfen, die kreativen Konzepte unserer Studierenden in die Tat um-

zusetzen. Das ist der Grund, warum wir in der GHG einen hervorragenden Partner sehen, dem unser Dank gilt: Dank dafür, bestehende Initiativen der Studierenden schnell zu erkennen und das große Eigenengagement, das von ihnen ausgeht, auf eine notwendige finanzielle Basis zu stellen.

Bei der Spielperformance „Heavy Composition in White“, die eingangs beschrieben wurde, haben übrigens am Ende die Optimisten gewonnen: Mit Müh und Not erreichten die Performer von „77 Stolen Fish“ ihr selbstgestecktes Ziel und feierten anschließend ihren Sieg mit der ihnen solidarischen Seite des Publikums. Für die übrigen Zuschauer war der Abend noch nicht zu Ende: Mit Schaufeln und Eimern durften sie den Büchnersaal wieder in seinen staub- und erdfreien Ausgangszustand versetzen.

Kontakt:

sekretariat-atw@theater.uni-giessen.de



**Anna-Lena Glanz, Wiebke Nierste,
Sabine Schmitt und Lisa-Kristin Weis**

„Ich lese, also bin ich‘. – Medien der Schriftlichkeit und ihre Rezipienten im Wandel“

**Bericht zum vierten Gießener IGNIS-Studierendenkolloquium
vom 11. bis 13. Mai 2012 im Alexander-von-Humboldt-Haus der JLU Gießen**

Das Lesen als Kulturtechnik schaut auf eine lange Entwicklung sowie Ausdifferenzierung seiner medialen Gebundenheit zurück. Gerade heute in einer stark von Schriftmedien determinierten Kultur muss diese Fähigkeit als zentral angesehen werden, da sie dem Lesenden gegenüber dem nicht-Lesenden einen ganzheitlichen Zugang zu Informationen ermöglicht, durch den er Sachverhalte kritischer sowie reflektierter hinterfragen und analysieren kann. Dementsprechend setzten sich die Teilnehmenden des vierten Gießener Studierendenkolloquiums, die aus verschiedenen Bereichen der Geistes-, Sozial- und Sprachwissenschaften stammten, unter dem Titel: „Ich lese, also bin ich‘. – Medien der Schriftlichkeit und ihre Rezipienten im Wandel“ mit dem Lesen und seiner gesellschaftlichen Bedeutung auseinander. Die interdisziplinäre Zusammensetzung der Teilnehmerschaft erlaubte eine diversifizierte Betrachtung des Lesens in seinen historischen, gesellschaftlichen und kulturellen Kontexten. Organisiert wurde das Kolloquium von der Projektgruppe IGNIS (Initiative Gießener Studierender zum Erwerb interdisziplinärer Schlüsselqualifikationen), die nach dreijähriger Pause in neuer Zusammensetzung diese Form des studentischen Austauschs wiederbelebte. Dank großzügiger finanzieller Unterstützung durch die Gießener Hochschulgesellschaft und die Rink-Stiftung sowie jegliche Form der Hilfestellung von Seiten der Dozierenden des Instituts für Altertumswissenschaften – besonderer Dank gilt an dieser Stelle Professor von Möllendorff – konnte das Kolloquium sowohl für das Fachpublikum als auch für die interessierte Öffentlichkeit ein erfolgreiches Unternehmen werden.

Was genau ist IGNIS?

Im Jahr 2005 im Institut für Altertumswissenschaften der JLU Gießen ins Leben gerufen, hat es sich IGNIS zum Ziel gesetzt, interessierten Studierenden und Promovierenden jenseits überfüllter Hörsäle und vollgepackter Stundenpläne eine Möglichkeit zu bieten, sich im organisatorischen Rahmen eines klassischen Wissenschaftskolloquiums im akademischen Arbeiten, Vortragen und Diskutieren zu üben. Im Fokus liegt neben der Organisationsform „von Studierenden für Studierende“ das Bemühen, ein Thema in eine interdisziplinäre Perspektive zu stellen. Hierfür standen den Vortragenden neben sämtlichen medialen Ressourcen sechzig Minuten zur Verfügung, die sie frei für ihren Vortrag und die anschließende Diskussion einteilen konnten. Zusätzlich zu den zwölf studentischen Beiträgen, die wie ein thematischer „roter Faden“ über das Wochenende verteilt waren, bereicherte PD Dr. Petra Schulte als renommierte Mediävistin das Kolloquium mit einem abendlichen Vortrag zum Thema „Text und Autorität in der Vormoderne“.

Lesen und Lesefähigkeit als aktuelles Thema in der geisteswissenschaftlichen Forschung

Nach den Themen der bisherigen Studierendenkolloquien, „Wo die Liebe hin fällt ... AMORalische Liebeskonzeptionen in der europäischen Geistesgeschichte“ (2005), „Vom Wettstreit der Künste zum Kampf der Medien – Medialitätsdiskurs im Wandel der Zeiten“ (2006) und „Habt euch müde schon geflogen? Reise und Heimkehr als kulturanthropologische Phä-



Biddokumentation zum IGNIS-Studierendenkolloquium

nomene“ (2009), griff das Thema des jüngsten Kolloquiums eine aktuelle gesellschaftliche Debatte auf, die spätestens seit PISA die Gemüter erhitzt. Im Rahmen der Vorträge stand besonders die Frage nach den Medien der Schriftlichkeit und ihrem Einfluss auf den Rezipienten im Vordergrund: Wer liest überhaupt was, wo und wann, zu welchem Zweck und unter welchen Bedingungen?

Organisation und Information

Um dem Kolloquium eine interdisziplinäre Perspektive zu geben, wurden die geisteswissenschaftlichen Institute, deren Promovierende, studentische Hilfskräfte und Fachschaften eines Großteils der deutschen Universitäten mit einem Call for Papers angeschrieben und gebeten, innerhalb ihrer Institute Werbung für das vierte IGNIS-Kolloquium zu machen. Zum Einsendeschluss der Abstracts waren schließlich doppelt so viele Bewerbungen eingegangen, wie ursprünglich Vorträge eingeplant waren.

Zu diesem Erfolg trug sicherlich auch die Tatsache bei, dass dem Organisationsteam aufgrund der gesicherten Finanzierung sowohl Reise- und Übernachtungskosten der Teilnehmenden, als auch Gelder zur Herausgabe eines Sammelbandes mit den Beiträgen des Kolloquiums, an dem zur Zeit gearbeitet wird, zur Verfügung standen.

Der Auswahl der eingesandten Abstracts lag das Bestreben zugrunde, einerseits multiperspektivische Aspekte des Lesens und Lesers abzudecken, andererseits aber auch Anknüpfungspunkte zwischen den einzelnen Vorträgen zu identifizieren, die eine zielführende Diskussion erleichtern sollten.

Lesen – damals, heute und zukünftig

Das Kolloquium begann mit dem Vortrag von Stephanie Kurschus (Mainz), die einen Blick auf die aktuelle Situation des Buchmarktes vor dem Hintergrund sich wandelnder Datenträger sowie Kaufs- und Verkaufsoptionen in Zeiten von E-Readern und Internetversandhäusern warf. Im Anschluss daran freute sich das Organisationsteam, mit Fabiola Dengler (Marburg) eine

Altphilologin als Referentin begrüßen zu dürfen, die zur Sprecher- und Leserkonzeption im liebeselegischen Œuvre des Properz (1. Jh. v. Chr.) sprach.

Im letzten studentischen Vortrag dieses Tages hatte Christine Netzler (Gießen) sich und dem Auditorium unter dem Titel „*The E-Mail Novel on the Rise?*“ die Frage gestellt, welche Charakteristika die *E-Mail Novel* mit dem Briefroman verbinden und wie der Leser auf die teils sehr privaten Details der Protagonisten reagiert.

Die Bedeutung des Lesens im Mittelalter wurde am Abend im Rahmen des Vortrages von PD Dr. Petra Schulte unter den Gesichtspunkten von Autorität und Glaubhaftigkeit in den Blick genommen. Wir danken ihr an dieser Stelle für ihren spannenden Vortrag, sowie Professor Stefan Tebruck (Gießen), der durch sein Engagement den Kontakt zu Frau Schulte erst möglich gemacht hat.

Den zweiten Tag des Kolloquiums eröffnete Wencke Brauns (Heidelberg) mit ihrem Vortrag „*Waz sol nû sprechen unde sanc?* – Der mittelalterliche Autor zwischen Produktion und Rezeption“, der einen mittelalterlichen Schriftsteller von Auftragswerken, Konrad von Würzburg, sowie dessen metareflexive Vorstellungen des eigenen Schaffens als Künstler behandelte.

Anschließend tauchte die Zuhörerschaft gemeinsam mit Patricia Kotzauer (Jena) in die digitale Welt der Internetkommunikation ein („Kochblogs als Beispiel für die Abweichung von Textsortenkonventionen im Internet“), in der die Nutzer nicht nur über soziale Netzwerke, sondern auch über Blogs miteinander in Kontakt treten. Dort verraten sie in vermeintlich harmlosen Kochrezepten mehr über sich, als ein Rezipient dieser Texte mitunter erwartet hat.

Der Samstagnachmittag stand thematisch unter der Betrachtung des Zusammenhanges von Bild und Schriftlichkeit. Mit dem Beitrag „Bilder, ‚lesen‘?“ von Inga Elisabeth Tappe (Karlsruhe), der in erster Linie eine theoretische Unterscheidung der Charakteristika von Bildern und Texten erörterte, wurde der Grundstein für die folgenden Vorträge am Nachmittag gelegt.

Daran schloss sich Katharina Weniger (Karlsruhe) an, die unter dem Titel: „Ich sprühe, also bin ich‘. – Graffiti und unfreiwillige Rezipienten“ Aspekte des Lesens und Verstehens von aufgesprützten Codes behandelte.

„Lesen und Luxus“ – unter diesen Schlagwörtern könnte man den Vortrag von Rostislav Tumanov (Hamburg) „Die Lektüre als Andachtsweg – Das Layout des Kopenhagener Stundenbuches und seine Auswirkungen auf die Andachtspraxis“ auch zusammenfassen. Dieser Vortrag widmete sich einem sehr prachtvollen Exemplar eines mittelalterlichen Stundenbuches, das einerseits durch die Zierde kunstvoller Bilder sehr kostbar wirkt, andererseits auch zur Unterstützung des Gebetes genutzt wurde und dem Leser durch das nicht komplementäre Arrangement von Bild und Text interpretatorischen Freiraum zugesteht.

Der Beitrag „Hieroglyphen – Die Bildschrift als Spiegel des altägyptischen Denkens“ von Julienne Schrauder (Heidelberg) hat eine Brücke zur gesellschaftlichen Bedeutung des Lesens geschlagen, die sich in der Konzeption der altägyptischen Herrschaftsorganisation vor allem in Standesunterschieden äußerte.

„Schneller. Technischer. Effektiver. – ‚Lesen‘ aus Sicht aktueller Speed-Reading-Ratgeber“. Mit diesem Vortrag von Simon Bohn (Jena) begann der letzte Tag des Kolloquiums. Im Zentrum dieser Analyse von Klappentexten aus Ratgebern stand neben der Untersuchung der Anwendbarkeit dieser Lesestrategien auch die Vorgehensweise der Ratgeber, die auf weitläufige Problemlagen zurückgreifen und diese meist auf psychologische Weise zu lösen versuchen.

Das Ende der Vorträge bildete eine Einschätzung des literarischen Kanons im 21. Jahrhundert sowie dessen Zusammenhang mit der zunehmenden Fragmentierung und Ausdifferen-

zierung der Gesellschaft von Sören Ohle (Mainz).

Die subjektiv zu beantwortende Frage nach Autorität und Authentizität schriftlicher Medien dominierte die abschließende Plenumsdiskussion. Unter Berücksichtigung aller Beiträge und Perspektiven ließen sich zahlreiche Verbindungen zwischen den einzelnen Themen herstellen.

Fazit

Sowohl für das Organisationsteam als auch die Teilnehmenden stellte IGNIS eine Plattform dar, tiefere Einblicke in die Methodik des wissenschaftlichen Arbeitens zu erlangen. Für jeden Einzelnen erreichte die Initiative ihr Ziel: Die Teilnehmenden konnten neben dem Erwerb ganz allgemeiner interdisziplinärer Schlüsselqualifikationen wie dem Präsentieren und Diskutieren auch bereichernde Anregungen für die Arbeit am jeweiligen Spezialgebiet mit nach Hause nehmen. Im Laufe des Jahres wird ein Sammelband erscheinen, der alle studentischen Beiträge der Tagung veröffentlicht wird. Allen Beteiligten wurde somit die Möglichkeit geboten, ihren beruflichen Weg durch vielfältige Erfahrungen zu bereichern.

Auch in Zukunft wird sich eine Gruppe Studierender ausgehend vom Institut für Altertumswissenschaften der JLU bemühen, diese gewinnbringende Chance zu nutzen, um im Rahmen von IGNIS Erfahrungen in der Organisation und Gestaltung einer wissenschaftlichen Tagung zu sammeln.

Kontaktadresse:

IGNIS am Institut für Altertumswissenschaften
der JLU Gießen
Otto-Behaghel-Straße 10G
35394 Gießen

Julia Wilke

Konferenz der Lehrenden der Geistigbehindertenpädagogik an wissenschaftlichen Hochschulen in deutschsprachigen Ländern (KLGH) vom 7. bis 9. 6. 2012 in Gießen

Im vergangenen Jahr tagte die „Konferenz der Lehrenden der Geistigbehindertenpädagogik an wissenschaftlichen Hochschulen in deutschsprachigen Ländern“ (KLGH) erstmalig in Gießen. Die Professur für Geistigbehindertenpädagogik des Instituts für Heil- und Sonderpädagogik als diesjährige AusrichterIn begrüßte vom 7. bis 9. Juni 2012 mehr als 60 Hochschullehrerinnen und -lehrer und wissenschaftliche Mitarbeiter/innen der Pädagogik für Menschen mit geistiger Behinderung aus allen Teilen Deutschlands, Österreichs, Luxemburgs und der Schweiz. Unterstützt wurde die Konferenz durch eine großzügige Finanzierungshilfe der Gießener Hochschulgesellschaft und des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität.

Inklusive Didaktik als Herausforderung

Das umfangreiche Programm umfasste Vorträge, Workshops und Gesprächsrunden mit dem Schwerpunktthema „Didaktik in der Lebenslauflinie“, das durch die veränderten Rahmenbedingungen schulischer und außerschulischer Bildung infolge der UN-Behindertenrechtskonvention eine neue Bedeutung erfährt. Ein zentrales Merkmal der Pädagogik für Menschen mit geistiger Behinderung ist die große Spannweite von der Frühförderung bis zur Geragogik. Der erste Themenblock umfasste daher verschiedene Aspekte der Lebenslauflinie. Im weiteren Vortrags- und Workshop-Programm wurden Themen der Didaktik und Förderung an Förderschulen und im gemeinsamen Unterricht diskutiert. Im letzten Themenblock des ersten Konferenztages wandte man sich der Vermittlung der Kulturtechniken zu. Der Samstag wurde zur Vorstellung neuer Forschungsprojekte genutzt.

Vielfältiges Programm

Zum Auftakt am Donnerstag, 7. Juni 2012, im Mathematikum begrüßte Prof. Dr. Reinhilde Stöppler, Inhaberin der Professur Geistigbehindertenpädagogik am Institut für Heil- und Sonderpädagogik der Justus-Liebig-Universität, in ihrer Ansprache die Konferenzteilnehmerinnen und -teilnehmer. Sie stellte informativ und kurzweilig die Stadt Gießen, die Universität und das Institut vor.

Anschließend folgte ein anregender Eröffnungsvortrag des Direktors des Mathematikums in Gießen, Prof. Dr. Albrecht Beutelspacher. Danach erhielten die Konferenzteilnehmerinnen und -teilnehmer eine Führung im Haus. Sowohl der Vortrag als auch das Mathe-



JUSTUS-LIEBIG-
UNIVERSITÄT
GIESSEN

34
KLGH
Didaktik 12
in der Lebenslauflinie

Das Team der Geistigbehindertenpädagogik heißt Sie

**Herzlich
Willkommen**

**zur 34. KLGH
in Gießen**

07. bis 09. Juni 2012



Abb. 1: Konzert des Musikensembles „piano plus“ in der Mittagspause.

(Foto: Stefan Kvas)

matikum selbst beeindruckten die Gäste, allesamt erstmalig die Ausstellung besuchten. Anschließend wurde gemeinsam zu Abend gegessen und es bestand Gelegenheit zum fachlichen Austausch. Die Bewirtung erfolgte professionell und inklusiv durch die LiLo-Küchenbetriebe der Lebenshilfe Gießen e.V.

Am Freitag, 8. Juni 2012, sprach zunächst Maren Müller-Erichsen, Beauftragte der Hessischen Landesregierung für Menschen mit Behinderungen und Aufsichtsratsvorsitzende der Lebenshilfe Gießen e.V., zum Thema „Didaktik an der Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis“ im Universitätshauptgebäude. In ihrem Vortrag skizzierte sie die Entwicklung der Behindertenhilfe, die lebensweltlichen Veränderungen von Menschen mit geistiger Behinderung und ihre Erfahrungen mit den Institutionen. Die Teilnehmenden begrüßten die Betrachtung der Thematik aus Elternperspektive durch Frau Müller-Erichsen und nutzten die Gelegenheit zur Diskussion im Anschluss.

Im Folgenden wurden Vorträge und Workshops zu didaktisch-methodischen Aspekten in

der Arbeit mit Menschen mit geistiger Behinderung gehalten, durchgeführt und wissenschaftlich diskutiert.

Die Mittagspause wurde untermalt von *piano plus*, einem Musikensemble von talentierten Menschen mit und ohne Behinderung aus Dortmund unter der Leitung von Claudia Schmidt (Abb. 1). Nach diesem eindrucksvollen Auftritt wurde das Workshop-Programm fortgesetzt. Der Schwerpunkt am Nachmittag lag auf Themen der schulischen Bildung.

Abschluss mit Schwung und Geschick

Aktuelle Forschungsprojekte und daraus gewonnene Erfahrungen wurden am Samstag, 9. Juni 2012, im Universitätshauptgebäude vorgestellt und diskutiert. Doktorandinnen und Doktoranden hatten die Möglichkeit der Posterpräsentation im Rektorenzimmer und der Karlsruher Verlag von *Loeper* präsentierte aktuelle Literatur und Unterrichtsmaterialien. Vor der abschließenden Gesprächs- und Diskussionsrunde aller Teilnehmenden, die tradi-

tionell den Abschluss der KLGH bildet, stellten die Stapelmeister der Martin-Buber-Schule Gießen ihre Geschicklichkeit im Speed/Sport Stacking unter Beweis. Dr. Gabriele Kremer führte in ihrem Vortrag zunächst in die Sportart ein und erläuterte das Regelwerk, die positiven Auswirkungen der Sportart auf andere Förderbereiche und stellte die erfolgreichen Sportler/innen der Förderschule mit dem Schwerpunkt geistige Entwicklung vor. Christian Schwarz ist Lehrer an der Martin-Buber-Schule und Trainer der Sportgruppe. Mit den Schülerinnen und Schülern zeigte er, in welcher Geschwindigkeit Bechertürme in bestimmten Mustern auf- und wieder abgebaut werden können.

Die Teilnehmenden gaben durchweg positive Rückmeldungen zum gelungenen Verlauf des arbeitsintensiven Wochenendes und lobten die Organisation der Tagung. Die in- und ausländischen Gäste waren sowohl von der Justus-Liebig-Universität und dem anregenden Ambiente im ehrwürdigen Hauptgebäude als auch von der Universitätsstadt Gießen begeistert. Als Gastgeberin der nächsten KLGH wurde die Pädagogische Hochschule Heidelberg gewählt, die unter der Leitung von Prof. Dr. Theo Klauß am Fronleichnamswochenende 2013 die Konferenz ausrichten wird.

Konferenzübersicht

Grußworte

Prof. Dr. Reinhilde Stöppler
(Professur für Geistigbehindertenpädagogik; Institut für Heil- und Sonderpädagogik der Justus-Liebig Universität Gießen)

Eröffnungsvorträge

Prof. Dr. Dr. h.c. Albrecht Beutelspacher
(Professur für Diskrete Mathematik und Geometrie, Justus-Liebig-Universität Gießen; Direktor des Mathematikums Gießen):
„Kann Mathe Spaß machen?“

Maren Müller-Erichsen
(Beauftragte der Hessischen Landesregierung für Menschen mit Behinderungen und Aufsichtsratsvorsitzende der Lebenshilfe Gießen e.V.):

„Didaktik an der Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis – Erfahrungen und Perspektiven der Eltern im Umfeld der Lebenshilfe“

Vorträge und Workshops

Prof. Dr. Hans-Jürgen Pitsch
(Universität du Luxembourg) und
PD Dr. Ingeborg Thümmel
(Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg):
„Methodeneinsatz im Lebenslauf“

Prof. Dr. Karl-Ernst Ackermann
(Humboldt-Universität zu Berlin) und
Dr. Werner Schlummer
(Universität zu Köln):
„Situation der Erwachsenenbildung für und mit Menschen mit geistiger Behinderung. Herausforderungen und Perspektiven im Kontext der Erfahrungen im großstädtischen Raum am Beispiel Berlin, Hamburg und Köln“

Thomas Hoffmann
(Pädagogische Hochschule Ludwigsburg) und
Dr. Peter Zentel
(Pädagogische Hochschule Heidelberg):
„Lebens- und Lernräume im Förderschwerpunkt geistige Entwicklung“

Prof. Dr. Theo Klauß
(Pädagogische Hochschule Heidelberg):
„Weshalb gibt es immer mehr Schüler/innen mit geistiger Behinderung?“

Prof. Dr. Andreas Eckert
(Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik Zürich):
„Förderung von Kindern und Jugendlichen mit ASS (Autismus-Spektrum-Störungen)“

Henrike Lenschow
(Pädagogische Hochschule Heidelberg):
„Didaktik gemeinsamen Unterrichts. Eine videogestützte Studie zu Analyse und Planung von Unterricht in heterogenen Lerngruppen“

Angelika Thäle
(Humboldt-Universität zu Berlin):
„Lesen im gemeinsamen Deutschunterricht der Sekundarstufe I“

Dr. Christoph Ratz
(Julius-Maximilians-Universität Würzburg):
„Fähigkeiten im Schriftspracherwerb bei Schülern mit geistiger Behinderung und Down-Syndrom“

Dr. Carin de Vries
(Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg):
„Möglichkeiten einer individuellen und gruppenbezogenen Förderung und Dokumentation mathematischer (Basis-)Kompetenzen im Förderschwerpunkt GE“

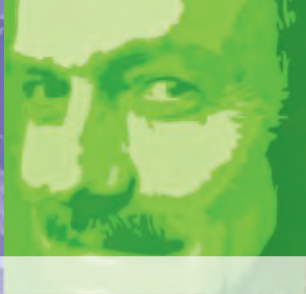
Dr. Frauke Janz
(Pädagogische Hochschule Heidelberg) und
Stefanie Seifried
(Pädagogische Hochschule Heidelberg):
„Didaktik als Schlüssel für gelingende Inklusion? Einstellungen und Selbstwirksamkeitsüberzeugungen von Lehrkräften“

Dorothea Sickelmann-Wölting
(Technische Universität Dortmund):
„Implementierungserfahrungen bzgl. UK an Förderschulen FS GE in NRW“

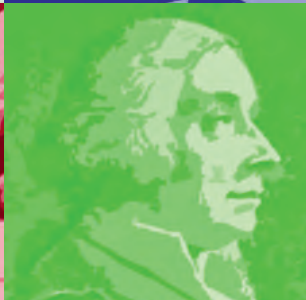
Christina Kießling
(Julius-Maximilians-Universität Würzburg):
„Mütterliche Einstellungen im Hinblick auf die Beziehungsgestaltung zu ihrem Kind mit geistiger Behinderung – Eine Introspektive“

Kontakt:

Julia Wilke
Justus-Liebig-Universität Gießen
Institut für Heil- und Sonderpädagogik
– Geistigbehindertenpädagogik –
Karl-Glöckner-Straße 21B
35394 Gießen
julia.wilke@erziehung.uni-giessen.de



IV. Personalia





Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen

Neubesetzungen von Universitätsprofessuren in folgenden Fachbereichen

Rechtswissenschaft

W3-Professur für Strafrecht und Strafprozessrecht:
Prof. Dr. iur. *Henning Rosenau*, bisher Universität Augsburg.

W3-Professur für Öffentliches Recht:
Prof. Dr. iur. *Hinnerk Wißmann*, bisher Universität Bayreuth.

Wirtschaftswissenschaften

W3-Professur für Betriebswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Marketing:
Prof. Dr. rer. pol. *Alexander Haas*, bisher Universität Graz.

Sozial- und Kulturwissenschaften

W2-Professur für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Internationale Integration mit besonderem Bezug auf das Östliche Europa:

Dr. rer. soc. *Andrea Gawrich*, bisher Akademische Rätin an der Universität Kiel.

W3-Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Beeinträchtigung des Lernens:

Dr. paed. *Michaela Greisbach*, bisher Studienrätin an der Universität Köln.

W1-Professur für Soziologie mit dem Schwerpunkt Mediensoziologie:

Dr. phil. *Heike Greschke*, bisher Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Bielefeld.

W1-Professur für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Demokratie- und Demokratisierungsforschung:

Dr. rer. pol. *Eike-Christian Hornig*, bisher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Technischen Universität Darmstadt.

W2-Professur für Soziologie mit dem Schwerpunkt Methoden der international vergleichenden Sozialforschung:

Dr. rer. soc. *Elmar Schlüter*, bisher Juniorprofessor an der Universität Köln.

W2-Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Beeinträchtigung der emotional-sozialen Entwicklung:

Dr. phil. *Elisabeth von Stechow*, bisher Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Gießen.

Geschichts- und Kulturwissenschaften

W2-Professur für Alte Geschichte:

Prof. Dr. phil. *Karen Piepenbrink*, bisher Universität Mannheim.

Sprache, Literatur, Kultur

W3-Professur für Angewandte Theaterwissenschaft:

Prof. Dr. phil. *Gerald Siegmund*, Universität Gießen.

W3-Professur für Didaktik der romanischen Sprachen und Literaturen:

Prof. Dr. phil. *Hélène Martinez*, bisher Universität Kassel.

W3-Professur für Tanzwissenschaft mit dem Schwerpunkt Choreographie und Performance:

Dr. phil. *Bojana Kunst*, bisher DAAD-Gastprofessorin an der Universität Hamburg.

Psychologie und Sportwissenschaft

W3-Professur für Psychotherapie und Systemneurowissenschaften:

Prof. Dr. rer. nat. *Rudolf Maria Stark*, bisher Akademischer Direktor an der Universität Gießen.

Mathematik und Informatik, Physik, Geographie

W3-Professur für Experimentalphysik mit dem Schwerpunkt Hadronen-/Teilchen-/Astroteilchenphysik:

Prof. Dr. rer. nat. *Kai-Thomas Brinkmann*, bisher Universität Bonn.

W3-Professur für Didaktik der Mathematik mit dem Schwerpunkt Sekundarstufen:

Dr. rer. nat. *Katja Lengnink*, bisher Professorin an der Universität Siegen.

W3-Professur für Theoretische Physik mit dem Schwerpunkt QCD-Phänomenologie:

Dr. rer. nat. *Christian Fischer*, bisher Professor auf Zeit an der Universität Gießen.

W1-Professur für Mathematik mit dem Schwerpunkt Algebra und Geometrie:

Dr. rer. nat. *Max Horn*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Technischen Universität Braunschweig.

Biologie und Chemie

W2-Professur für Allgemeine Botanik mit dem Schwerpunkt Zellbiologie:

Prof. Dr. rer. nat. *Annette Becker*, bisher Universität Bremen.

W1-Professur für Lebensmittelanalytik und Lebensmittelbiotechnologie:

Prof. Dr. rer. nat. *Martin Rühl*, bisher Universität Gießen.

W1-Professur für Pflanzenökologie mit dem Schwerpunkt Geoökologie und Modellbildung:

Margherita Gioria, Ph.D., bisher Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Konstanz.

W2-Professur für Thermoelektrische Materialien:

Dr. rer. nat. *Wolf-Eckhard Müller*, bisher Abteilungsleiter am Institut für Werkstoff-Forschung am DLR in Köln.

W2-Professur für Verhaltensökologie und Ökophysiologie der Tiere:

Dr. rer. nat. *Petra Quillfeldt*, bisher Forschungsgruppenleiterin im Rahmen eines Heisenbergstipendiums an der Universität Gießen.

W3-Professur für Biologiedidaktik:

Dr. rer. nat. *Dittmar Graf*, bisher Professor an der Technischen Universität Dortmund.

Agrarwissenschaft, Ökotropologie und Umweltmanagement

W3-Professur für Lebensmittelwissenschaften:

Prof. Dr. rer. nat. *Gertrud Morlock*, bisher Universität Hohenheim.

W2-Professur für Biochemie der Nutzpflanzen:

Prof. Dr. rer. nat. *Dirk Prüfer*, bisher Universität Münster.

W2-Professur für Haustier- und Pathogenetik:

Dr. med. vet. *Gesine Lühken*, bisher Universität Gießen.

Veterinärmedizin

W3-Professur für Innere Krankheiten der Pferde:

Prof. Dr. med. vet. *Kerstin Fey*, bisher Universität Gießen.

W2-Professur für Veterinärmedizinische Biochemie:

Prof. Dr. rer. nat. *Sybilie Mazurek*, bisher Apl. Prof. Gießen.

W2-Professur für Veterinär-Anatomie und Zellbiologie:

Prof. Dr. med. vet. *Carsten Staszky*, bisher Stiftung Tierärztliche Hochschule Hannover.

W3-Professur für Molekulare Reproduktionsmedizin:

Prof. Dr. med. vet. *Christiane Wrenzycki*, bisher Stiftung Tierärztliche Hochschule Hannover.

W3-Professur für Veterinärmedizinische Bakteriologie und Mykologie einschließlich Tierhygiene:

Dr. med. vet. *Christa Ewers*, bisher Wissenschaftliche Assistentin an der Freien Universität Berlin.

Medizin

W3-Professur für Neurochirurgie:

Prof. Dr. med. *Eberhard Uhl*, bisher Landeskrankenhaus Klagenturf.

W3-Professur für Kinderherzchirurgie mit dem Schwerpunkt Angeborene Herzfehler:

Prof. Dr. med. *Ismail Hakan Akintür*, bisher Universität Gießen.

W2-Professur für Biochemie/Molekularbiologie:

Dr. rer. nat. habil. *Tilman Borggreve* Ph.D., bisher Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Immunbiologie in Freiburg/Breisgau.

Honorarprofessuren

Dr. iur. *Daniel Busse*, Rechtsanwalt, Partner der Kanzlei Allen & Overy, Frankfurt/Main, wurde eine Honorarprofessur übertragen.

Prof. Dr.-Ing. *Peter Czermak*, Technische Hochschule Mittelhessen, wurde eine Honorarprofessur übertragen.

Philipp Lane, Ph.D., Leiter der Fungizidforschung, BASF AG, Limburgerhof, wurde eine Honorarprofessur übertragen.

Prof. Dr. phil. *Ulrich Ritzerfeld*, Akad. Rat, Marburg, wurde eine Honorarprofessur übertragen.

Außerplanmäßige Professuren

PD Dr. med. Dr. biol. hom. *Volker Alt*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Chirurgie, Anästhesiologie und Urologie, für das Fachgebiet Orthopädie und Unfallchirurgie.

PD Dr. iur. *Wolfgang Bock*, Richter am Landgericht Frankfurt/Main, für das Fachgebiet Öffentliches Recht, Kirchenrecht, Staatskirchenrecht, Rechtstheorie und Rechtsgeschichte.

PD Dr. med. *Michael Henrich*, D.Phil., bisher Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Chirurgie, Anästhesiologie und Urologie, für das Fachgebiet Anästhesiologie und Intensivmedizin.

PD Dr. rer. nat. *Hans-Werner Koyro*, akademischer Oberrat am Institut für Pflanzenökologie und Honorar-Professor an der Technischen Hochschule Mittelhessen, für das Fachgebiet Botanik und Pflanzenökologie.

PD Dr. med. *Holger Markus Nef*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Medizinischen Klinik I, Zentrum für Innere Medizin, für das Fachgebiet Innere Medizin.

PD Dr. med. *Thomas Neumann*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Innere Medizin, Fachbereich Medizin, und Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Kerckhoff-Klinik, Bad Nauheim, für das Fachgebiet Innere Medizin.

PD Dr. med. *Matthias Friedrich Oertel*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Neurologie und Neurochirurgie, für das Fachgebiet Neurochirurgie.

PD Dr. med. *Ulrich Jörg Hein Sachs*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Klinische Immunologie und Transfusionsmedizin, für das Fachgebiet Klinische Immunologie und Transfusionsmedizin.

PD Dr. med. vet. *Sabine Tacke*, Akademische Rätin am Klinikum Veterinärmedizin, Universität Gießen, für das Fachgebiet Kleintierchirurgie, Veterinär-Anästhesiologie und operative Intensivmedizin.

PD Dr. med. vet. *Sibylle Wenzel*, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Physiologischen Institut, für das Fachgebiet Physiologie.

Emeritierungen und Pensionierungen

Prof. Dr. Dr. habil. *Georg Valentin Baljer*, Institut für Hygiene und Infektionskrankheiten der Tiere

Prof. Dr. *Reinhold Jürgen Bunde*, Institut für Theoretische Physik

Prof. Dr. *Swantje Ehlers*, Institut für Didaktik der deutschen Sprache und Literatur

Prof. Dr. *Rudolf Geyer*, Biochemisches Institut

Prof. Dr. *Hartmut Stenzel*, Institut für Romanistik

Prof. Dr. Dr. h.c. *Winfried Stute*, Mathematisches Institut

Verstorbene

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. *Karl Alewell*, ehemaliger JLU-Präsident, Fachbereich Wirtschaftswissenschaften (Betriebswirtschaftslehre, Marketing und Wissensmanagement), ist am 8. Februar 2012 im Alter von 80 Jahren verstorben.

Prof. Dr. *Ernst Gerhard Beck*, Fachbereich Medizin (Zentrum für Ökologie), ist am 17. Dezember 2011 im Alter von 85 Jahren verstorben.

Prof. Dr. phil. *Dieter Beckman*, Fachbereich Medizin (Zentrum für Psychosomatische Medizin), ist am 20. April 2012 im Alter von 75 Jahren verstorben.

Prof. em. Dr. phil. *Lothar Christian Bredella*, Fachbereich Sprache, Literatur, Kultur (Institut für Anglistik), ist am 10. Juni 2012 im Alter von 76 Jahren verstorben.

Prof. Dr. *Eva Degkwitz*, Fachbereich Medizin (Biochemisches Institut), ist am 13. Juli 2012 im Alter von 85 Jahren verstorben.

Apl. Prof. Dr. med. *Johannes Dobroscke*, Fachbereich Medizin (Chirurgie), ist am 14. Februar 2012 im Alter von 67 Jahren verstorben.

Prof. Dr. *Hans Eikmeier*, Fachbereich Veterinärmedizin, Klinik für Kleintiere (Innere Medizin und Chirurgie), ist am 5. September 2012 im Alter von 93 Jahren verstorben.

Prof. Dr. agr. *Wilhelm Jahn*, Fachbereich Agrarwissenschaften, Ökotropologie und Umweltmanagement (Institut für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung I), ist am 2. April 2012 im Alter von 82 Jahren verstorben.

Prof. Dr. *Konrad Mengel*, Fachbereich Agrarwissenschaften, Ökotropologie und Umweltmanagement (Institut für Pflanzenernährung), ist am 12. Juli 2012 im Alter von 82 Jahren verstorben.

Prof. Dr. *Wilhelm Möller*, Fachbereich Medizin (Institut für Anatomie und Zellbiologie), ist am 22. Dezember 2011 im Alter von 74 Jahren verstorben.

Prof. Dr. phil. *Dieter Neukirch*, Fachbereich Mathematik und Informatik, Physik, Geographie (Institut für Didaktik der Geographie), ist am 10. Juni 2012 im Alter von 84 Jahren verstorben.

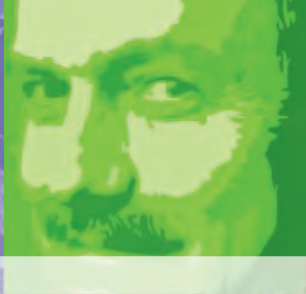
Prof. Dr. Dr. *Horst-Eberhard Richter*, Fachbereich Medizin (Zentrum für Psychosomatische Medizin), ist am 19. Dezember 2011 im Alter von 88 Jahren verstorben.

Prof. Dr. DSc. Dr. h.c. mult. *Arthur Scharmann*, Fachbereich Mathematik und Informatik, Physik, ehemaliger Direktor des I. Physikalischen Instituts, ist am 13. April 2012 im Alter von 84 Jahren verstorben.

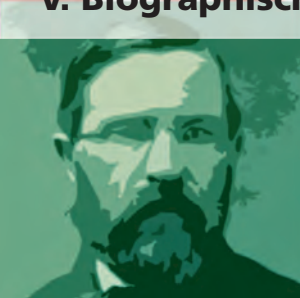
Prof. em. Dr. *Theodor Schliesser*, Fachbereich Veterinärmedizin (Institut für Hygiene und Infektionskrankheiten der Tiere), ist am 21. März 2012 im Alter von 90 Jahren verstorben.

Prof. Dr. Dr. h.c. *Lore Steubing*, Fachbereich Biologie und Chemie (Institut für Pflanzenökologie), ist am 1. Januar 2012 im Alter von 89 Jahren verstorben.

Prof. Dr. *Heinz Josef Varain*, Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften (Institut für Politikwissenschaft), ist am 18. Dezember 2011 im Alter von 86 Jahren verstorben.



V. Biographische Notizen



Biographische Notizen

Horst Carl, Jahrgang 1959, hat seit Oktober 2001 den Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit am Historischen Institut der JLU inne. Nach dem Studium der Geschichte, Philosophie und Germanistik an den Universitäten Bonn und 1989 Promotion, 1998 Habilitation in Tübingen, 2001 Gastdozentur an der Université Aix-Marseille III., 2011 Fellow am FRIAS (Freiburg International Center for Advanced Studies). 1981–1987 Stipendiat der Studienstiftung des Deutschen Volkes, 2003 Schillerpreis der Stadt Marbach. 2003–2005 Prodekan des FB 04, 2004–2010 Mitglied des SFB-Ausschusses der DFG, seit 2007 des wissenschaftlichen Beirats des Deutschen Historischen Instituts in Paris, seit 2008 im Ausschuss des Historikerverbandes. 2004–2012 Fachherausgeber der „Enzyklopädie der Neuzeit“. Von 2006–2012 als Graduate Studies Executive im Vorstand des GCSC. 2003 Gründungssprecher des Graduiertenkollegs „Transnationale Medienereignisse“ sowie 2006–2008 stellvertretender Sprecher des SFB 434 „Erinnerungskulturen“.

Forschungsschwerpunkte sind Kultur- und Verfassungsgeschichte des Alten Reiches, Kriegserfahrungen in Westeuropa um 1800, frühneuzeitliche Söldner als Gewaltgemeinschaften, Medienereignisse in der Frühen Neuzeit.

Publikationen (Auswahl):

Der Schwäbische Bund 1488–1534. Landfrieden und Genossenschaft im Übergang vom Spätmittelalter zur Reformation, Leinfelden 2000.

Gemeinsam mit Henning Kortüm u.a. (Hrsg.), Kriegsniederlagen. Erfahrungen und Erinnerungen, Berlin 2004.

Gemeinsam mit Eva-Marie Felschow u.a. (Hrsg.), Panorama 400 Jahre Universität Gießen. Akteure – Schauplätze – Erinnerungskultur, Frankfurt 2007.

Gemeinsam mit Friedrich Lenger (Hrsg.), Universalität in der Provinz. Die vormoderne Landesuniversität Gießen zwischen korporativer Autonomie, staatlicher Abhängigkeit und gelehrten Lebenswelten, Darmstadt 2009.

Gemeinsam mit Hans-Jürgen Bömelburg (Hrsg.), Lohn der Gewalt. Beutepraktiken von der Antike bis in die Neuzeit, Paderborn 2011.

Gemeinsam mit Ute Planert (Hrsg.), Militärische Erinnerungskulturen vom 14. bis zum 19. Jahrhundert. Träger – Medien – Deutungskonkurrenzen (Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit 15), Göttingen 2012.

Eva-Marie Felschow, Studium der Geschichte und Germanistik an der Universität Gießen, 1979 Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien. 1984 Promotion mit einer Arbeit zur spätmittelalterlichen Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Stadt Wetzlar. Von 1984 bis

1986 Ausbildung für den höheren Archivdienst am Hessischen Staatsarchiv Darmstadt, an der Archivschule in Marburg und am Bundesarchiv in Koblenz. Seit November 1986 Leiterin des Universitätsarchivs Gießen.

Mitglied der Historischen Kommission Marburg und der Historischen Kommission Darmstadt sowie Mitglied in der Fachgruppe 8 (Archivare an Hochschularchiven und Archiven wissenschaftlicher Institutionen) des Verbands deutscher Archivarinnen und Archivare.

Florian Greiner, geb. 1981, Lehrbeauftragter am Historischen Institut der JLU und Mitglied des International Graduate Centre for the Study of Culture (GCSC). Gegenwärtig Abschluss einer Promotion zum Thema „Wege nach Europa? Deutungen eines imaginierten Kontinents in deutschen, britischen und amerikanischen Printmedien, 1920–1945“. Ab April 2013 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte der Universität Augsburg.

Rolf Haaser, geb. 1950, Dr. phil., Studium der Germanistik und Anglistik in Gießen (1971–1977), Studienrat (1980); Promotion an der Justus-Liebig-Universität Gießen (1996).

Mitarbeit an mehreren Forschungsprojekten des Instituts für Germanistik der JLU Gießen unter der Leitung von Prof. Dr. Gerhard Kurz und Prof. Dr. Günter Oesterle (zwischen 1980 und 1999); 2010 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Germanistik, Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft der Universität Bonn im Rahmen des Forschungsprojekts der DFG „Von der ‚Aufklärung‘ zur ‚Unterhaltung‘: Literarische und mediale Transformationen in Deutschland zwischen 1780 und 1840“ (Projektleiter: Prof. Dr. Jürgen Fohrmann).

Forschungsschwerpunkte: Hessische Literaturgeschichte, Unterhaltungszeitschriften um 1800, künstlerischer Nachlass von Felix und Editha Klipstein.

Publikationen: Spätaufklärung und Gegenauflklärung: Bedingungen und Auswirkungen der religiösen, politischen und ästhetischen Streitkultur in Gießen zwischen 1770 und 1830. Darmstadt u. Marburg 1997 (Quellen und Forschungen zur Hessischen Geschichte, 114), [zugl. Gießen, Diss. 1996]; Editha Klipstein und Rainer Maria Rilke im Sommer 1915 (Schriftenreihe des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V., hg. von Rolf Haaser und Wilhelm R. Schmidt, Bd. 2). Fernwald: litblockin 2007; (Hg. u. Kom.) Felix Klipstein: Spanische Erinnerungen (1907–1909) (Schriftenreihe des Vereins zur Pflege des künstlerischen Nachlasses von Felix und Editha Klipstein e.V., Bd. 4). Fernwald: litblockin 2011; Ehrenpromotion und Propaganda. Bürger Bernadotte und Prof. Crome in Gießen 1798, in: Mitteilungen des Oberhessischen

Geschichtsvereins Gießen (neue Folge), 96. Band, 2011, S. 125–146.

Friedhelm Häring, geboren 1947, studierte von 1968 bis 1976 Kunstgeschichte, Archäologie, Vor- und Frühgeschichte an den Universitäten in Gießen und Frankfurt am Main. 1977 wurde er in Gießen mit der Dissertation „Der Schottener Altar von 1385“ zum Dr. phil. promoviert.

1976 war Häring Mitbegründer und anschließend 10 Jahre Vorsitzender des Kunstvereins Friedberg. Während des Studiums, 1970 bis 1977, war er Dozent für Kunstgeschichte an der privaten Kunstschule im Westend in Frankfurt am Main.

Seit 1978 ist er Direktor des Oberhessischen Museums in Gießen, das das Alte Schloss (Kunstgeschichte und Kunsthandwerk), das Leib'sche Haus (Stadtgeschichte und Volkskunde) und das Wallenfels'sche Haus (Vor- und Frühgeschichte, Archäologie und Völkerkunde) umfasst. Alle drei Häuser wurden wiederaufgebaut oder renoviert, konzipiert und neu eingerichtet.

Seit 1983 ist Häring Leiter des Kulturamtes der Universitätsstadt Gießen. Von 1982 bis 1986 hatte er einen Lehrauftrag im Fach Museologie am Hessischen Staatsarchiv an der Universität Marburg. 1986 erhielt er ein Stipendium der US Information Agency (USIA), 1988 und 1989 war er Dozent am Pentiment, Internationale Akademie für Kunst und Gestaltung, der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg.

Neben dem Aufbau der Sammlungen des Museums kuratierte Häring im Museum und in der Alten Kunsthalle Gießen etwa 250 Ausstellungen moderner und zeitgenössischer Künstler, unter anderen: Conrad Felixmüller, Walter Stöhrer, das graphische Werk von Max Beckmann, Herlinde Koelbl, Hans Steinbrenner, Karl Henning Seemann, Wanda Pratschke, Heiner Meyer, Bernhard Jäger und Elvira Bach.

Er ist Herausgeber und Verfasser zahlreicher Bücher, u. a. DuMont Kunstreiseführer Hessen und vieler ausstellungsbegleitender Kataloge; siehe Katalog der Deutschen Nationalbibliotheken Leipzig/Frankfurt.

Dagmar Klein, geb. 1956, aufgewachsen in Bochum; Krankenschwester in Dortmund und Herdecke; zum Studium 1979/80 nach Gießen, hier Abschluss als Kunsthistorikerin M.A.; seit 1991 freie Tätigkeit als Journalistin und Stadtführerin; diverse Publikationen zur (Frauen-)Stadtgeschichte sowie Gutachten für den Denkmalschutz;

1997 Elisabeth-Selbert-Preis des Landes Hessen und Bronzene Ehrenplakette der Stadt Gießen.

Manfred Kröger, geboren 1946 in Hamburg, dort 1966 Abitur am humanistischen Wilhelm-Gymnasium, nach Wehrdienst ab 1968 Chemiestudium in Hamburg, Diplom- und Doktorarbeit am Göttinger Max-

Planck-Institut für Experimentelle Medizin, Abteilung Chemie bei Friedrich Cramer, Promotion 1976 in Biochemie (TU Braunschweig). 1977 bis 1979 DFG-Postdoc bei Heinz Fraenkel-Conrat und Bea Singer über Chemische Carcinogenese in Berkeley (USA), 1979 bis 1985 Wissenschaftlicher Angestellter am Institut für Biologie III, Universität Freiburg, bei Gerd Hobom, ab 1985 Akademischer Rat/Oberrat im Institut für Mikrobiologie und Molekularbiologie der Justus-Liebig-Universität Gießen, 1989 Habilitation in Gießen. Organisator der Gießener Werkstattberichte von 1988 bis 1999. 1992 bis 2003 Sprecher des Graduiertenkollegs „Molekular Biologie und Pharmakologie“. Pensionierung 2012. Seit 2005 Schriftführer der Justus-Liebig-Gesellschaft e.V.

Arbeitsschwerpunkte sind Chemie der Nucleinsäuren, insbesondere zu Alkylierungsmechanismen, Intramolekulare Katalyse, Regulation der Genexpression durch Termination und Antitermination am Beispiel des Bakteriophagen *lambda* und verwandter EHEC-Phagen, Klonierung und gezielte Veränderung an verwandten Restriktions-Modifikationssystemen, Entwicklung von Computerprogrammen zur DNA-Sequenzanalyse und deren Auswertung, Integrierte Datenbank für den Modellorganismus *Escherichia coli*, E-Learningprojekt „Vernetztes Studium Chemie“, Entwicklung von Schulversuchen und Lehrerfortbildung zur Gentechnologie.

Verheiratet seit 1971 mit Anneliese Kröger-Block, drei Kinder, fünf Enkelkinder.

Dirk van Laak, geb. 1961, Professor für Zeitgeschichte am Historischen Institut der JLU. Akademische Stationen in Essen, Düsseldorf, Jena, Chicago, Tübingen und Freiburg. Forschungsschwerpunkte: deutsche, europäische und Globalisierungsgeschichte des 19./20. Jahrhunderts, Geistes- und Infrastrukturgeschichte.

Claus Leggewie, Professor für Politikwissenschaft an der Justus-Liebig-Universität Gießen und Direktor des Kulturwissenschaftlichen Instituts (KWI) Essen, Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU), zuletzt zum Thema: Mut statt Wut. Aufbruch in eine neue Demokratie, Hamburg 2011.

Heinhard Steiger, geb. 1933 in Ratibor/Oberschlesien; ab 1953 Studium der Rechtswissenschaften in Freiburg, Paris, Münster, Harvard; 1. jr. Staatsexamen 1957, LL.M.-Harvard 1959, 2. jr. Staatsexamen 1963; Dr. iur. 1963 Münster; Habilitation 1970 Münster; Wiss. Rat und Professor Münster; 1975 Professor Gießen; Gastprofessuren/Vorlesungen: Löwen, Toulouse, Limoges, Madison, Rovaniemi; 2001 Emeritierung; Schwerpunkte: Verfassungsrecht, Völkerrecht, Europarecht, Umweltrecht, Völkerrechtsgeschichte.

Herausgegeben von der
Gießener Hochschulgesellschaft

ISSN 0533-8689